Pantenius
Aus meinen
Jugendjahren

# Aus meinen Jugendjahren

Von

Theodor Hermann Pantenius

R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1907

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg. 1762

# Inhaltsverzeichnis

# Mein Urgroßvater und mein □ Großvater Pantenius □

Wenn ich als kleiner Knabe an der Hand meiner Mutter durch die stillen Straßen meiner Vaterstadt ging, dann zeigte sie mir wohl, während fast jeder uns Begegnende die schlicht gekleidete Frau grüßte, die Häuser, in denen meine Vorfahren gewohnt hatten, und schilderte mir in ihrer lebhaften, anschaulichen Weise sie selbst in ihrer Eigenart und ihrer Haltung. Ich sah dann den Herrn Bürgermeister Frohbeen, den steifen Zopf im Nacken, sich an dem Fenster zeigen und seiner Tochter Friederike nachschauen, wie sie, strahlend in Schönheit und Jugend, an der Seite ihres glücklich lächelnden Bräutigams Conradi die Straße hinabging. Oder ich erblickte den Herrn Fiskal Pantenius, wie der freundliche Greis, eine Mappe unter dem Arm, vom Schloß herkam, wo er dem Herzog einen Vortrag gehalten hatte, oder glaubte seinem Sohn, dem Pastor von Grünhof, zu begegnen, dessen schönes Antlitz mit den großen, dunklen Augen ganz von einem tiefen, herben Ernst erfüllt war. So sehr diese meine Vorfahren sich auch voneinander unterschieden und so schroff, kantig, ja wunderlich sie sich zum Teil gaben, sie waren doch alle starke, wahre und stolze Männer, die — den Hut nicht in der Hand, sondern auf dem Kopf — aufrecht durch das Land schritten, jedermann bekannt als pflichttreu, zuverlässig und fleißig. Es war kein verschlagener Streber, kein fauler Windbeutel, kein himmelnder Phantast unter ihnen.

Und indem sich die empfängliche Seele des Kindes mit Bildern von ihnen erfüllte, entstand ganz von selbst in ihr die Erkenntnis, daß diese Abstammung auch Forderungen stellte und Pflichten auferlegte.

Da diese Erkenntnis mir in der Wirrnis führerloser Jugendjahre ein großer Schutz und Halt gewesen ist, stelle ich billig eine Schilderung dieser Vorfahren an die Spitze meiner Erinnerungen.

Die Regierung der beiden letzten Herzöge von Kurland, Ernst Johann (1737—1769) und Peter (1769—1795), war erfüllt von einem verzweifelten Kampf der Fürsten mit dem seit dem Aussterben des Hauses Kettler allmächtig gewordenen Adel. Dieser wußte, daß er bei den jeder Autorität feindlichen polnischen Edelleuten in Warschau auf die wärmste Unterstützung rechnen konnte, sobald er sich über den Herzog beklagte, und benutzte diesen Umstand geschickt und rücksichtslos, um den Herzögen nach und nach alle wirkliche Macht zu entreißen. Unter diesen Umständen suchten diese sich in einer ihnen ergebenen und ganz auf sie angewiesenen Bureaukratie eine Stütze zu schaffen und besetzten die Ämter, über die ihnen noch die freie Verfügung zustand, mit Vorliebe mit aus Deutschland berufenen Juristen. So kam auch mein Urgroßvater Christian Pantenius (geb. 1731) im Jahre 1757 in das Land, das ihm und seinen Nachkommen zur Heimat werden sollte. Er war das fünfte Kind des Pastors Johann Christian Pantenius in Järshagen bei Rügenwalde (1690—1744) und der Enkel des Pastors Martin Pantenius in Abtshagen (1654—1733), der seinen Namen Panten — so hießen seine Vorfahren als Lehnschulzen im Dorfe Steinort bei Rügenwalde — nach der Sitte der Zeit latinisierte.

Über die Jugend meines Urgroßvaters habe ich Näheres nicht ermitteln können. Da sein Vater mittellos starb, wird der Dreizehnjährige es wohl schwer genug gehabt haben, sich das Studium zu ermöglichen; er hat aber darunter jedenfalls nicht seelischen Schaden genommen, denn er wird von allen, die ihn kannten, nicht nur als ein vortrefflicher, sondern auch als ein sehr heiterer, lebenslustiger Mann geschildert.

Nach der Familienüberlieferung soll er aus Schlesien nach Kurland gekommen sein, war also wohl erst auf der Herrschaft Wartenburg, die schon der Herzog Ernst Johann erwarb, tätig. Er wurde erst Instanzsekretär in Tuckum und war dann von 1773 ab bis zu

seinem am 2. Juni 1807 erfolgten Tode Fiskal — etwa Oberstaatsanwalt — in Mitau. Er genoß das besondere Vertrauen des Herzogs Peter, der ihn mehrfach mit diplomatischen Missionen nach Warschau betraute, und dem er auch nach seiner Abdankung mit Rat und Tat nach Kräften zur Seite stand. Trotzdem genoß er auch die Achtung des Adels. In den Memoiren aus jener Zeit wird er mehrfach „der redliche Pantenius" genannt und auch von den Feinden des Herzogs immer als ein tadelloser Ehrenmann behandelt.

Er heiratete im Jahre 1766 eine Tochter des ebenfalls aus Deutschland stammenden herzoglichen Leibchirurgen Johann Gottlob Groschke, Luise, verlor die heißgeliebte Frau aber schon nach fünf Jahren, nachdem sie ihm zwei Söhne, meinen Großvater Johann Christian (1766—1826) und Theodor Siegismund (1767—1854), geboren hatte. Seine zweite Frau, eine geborene Siewert, wußte sich mit den Stiefsöhnen nicht zu stellen und scheint auch sonst bei seinen Freunden wenig beliebt gewesen zu sein.

Mein Urgroßvater hatte sich in Kurland schnell einen großen Freundeskreis erworben. Besonders nahe stand ihm der Propst Wilhelm Gerhard Conradi in Sallgallen, dessen Tochter Agnes später seine Schwiegertochter wurde und dessen Enkelin meine Mutter war.

Die Jugend meines Großvaters Pantenius war durch die zweite Heirat seines Vaters sehr getrübt worden. Während sein Bruder Theodor schon mit 16 Jahren durch den Eintritt in die russische Armee, in der er es bis zum General brachte, den unerfreulichen häuslichen Verhältnissen entgehen konnte, mußte er es ertragen, daß die Stiefmutter ihm den Vater mehr und mehr entfremdete. Nachdem er das „Petrinum" in Mitau — eine Lehranstalt, die ein Mittelding zwischen einem humanistischen Gymnasium und einer Universität war — absolviert hatte, studierte er auf Wunsch seines Vaters in Jena Theologie (1786—90), obgleich er selbst lieber Mediziner geworden wäre. Er fand in Jena einen großen Kreis von jungen Kurländern aus bekannten Familien, meinen späteren Großvater Adam Conradi, mehrere Tilings, einen Lutzau usw. Besonders befreundet war er mit Karl Graß, der später Maler wurde. Obgleich

1*

er, wie sein noch erhaltenes „Denkmal der Freundschaft“ beweist, das fröhliche Studentenleben Jenas mitmachte, scheint er doch schon verhältnismäßig früh ein ernster Mann geworden zu sein, und das Studium der Philosophie Kants, dem er sich mit großem Eifer ergab, konnte diese Sinnesart nur verstärken. Es wurde hier wohl ein sehr leidenschaftliches Temperament durch den kategorischen Imperativ gebändigt.

Mein Großvater war, nachdem er nach Kurland zurückgekehrt war, zwei Jahre Hauslehrer und wurde 1793 Pastor in Grünhof, das vier Meilen von Mitau entfernt ist. In dem zuverlässigen Buch von Theodor Kallmeyer: „Die evangelischen Kirchen und Prediger Kurlands“ heißt es von ihm: „Er war nicht nur der Seelenhirt seiner Gemeinde, sondern auch ihr Arzt und ihr Ratgeber zu besserer Führung ihrer Landwirtschaft und war unter den Pastoren der erste, der in seiner und mehreren benachbarten Gemeinden die Schutzblattern einführte und eine große Anzahl Kinder selbst impfte.“

Mein Großvater heiratete, wie ich schon erwähnte, eine Tochter des Propstes Conradi in Sallgallen, namens Agnes, ein sehr sanftes, gütiges Mädchen, das ihm eine treue Lebensgefährtin wurde, und verschwägerte sich damit mit vielen der angesehensten Literatenfamilien, in die die immer zahlreichen Töchter der Conradis in Sallgallen aus verschiedenen Generationen hineingeheiratet hatten.

Meine Mutter schildert in ihren Erinnerungen den Onkel und die Tante mit folgenden Worten: „Pantenius gehörte zu den Naturen, die jedermann achtet und hochstellt, die aber dennoch liebeleer durchs Leben gehen. Ein kenntnisreicher, pflichttreuer Mann, war er seinem Amt viel, seiner Familie eine Plage. Streng gegen Frau und Kinder, verstand er es nicht, sich die Herzen der Seinigen zu eigen zu machen. Alles fürchtete die wechselnde Laune des Hausherrn, besonders die Kinder gingen ihm scheu aus dem Wege. Er war ein großer Mann, mit einem edlen Gesicht, großen, dunklen Augen und im Familienkreise von wenig Worten. Er muß übrigens, wenn er wollte, auch gesellige Tugenden an den Tag gelegt haben, denn der damalige Besitzer von Grünhof, ein Herzog von Württemberg — Bruder der

Gemahlin Kaiser Pauls —, schätzte ihn sehr und lud ihn, wenn er in Grünhof weilte, oft zu Tisch. Daß in dem Herzen des scheinbar kalten und abgeschlossenen Mannes auch zarte Regungen Platz fanden, bekundete seine Garten- und Blumenliebhaberei. Die feinsten Obstbäume gediehen in seinem Garten, er wußte die schönsten Rosen, die herrlichsten Beeren zu ziehen. Wenn er seinen Gästen die Erzeugnisse seines Gartens zeigte und darbot, lächelte der ernste Mann und wußte, freudig erregt, von seinen Lieblingen zu erzählen. Auch das Leben der Bienen studierte er fleißig.

Nicht leicht ist es, die ganze Liebenswürdigkeit seiner Frau zu schildern. Sie erschien mir immer als das Ideal einer echten Frau. Sie war in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen, was man ihr noch im Greisenalter ansah. Ihr freundliches blaues Auge war nicht nur ihren Kindern Sonnenschein, es strahlte wohltuend auch in viele andere Menschenherzen hinein. Angeborener Mutterwitz, immer gleiche Laune, ein nie verletzender Humor machten sie bis zu ihrem Tode jedem lieb und wert. Wie wußte sie des Vaters Härte den Kindern gegenüber zu mildern, durch ihre Liebe zu ersetzen, was dort fehlte; wie geduldig trug sie das Schwere, das ihr der Ehestand brachte!"

Meine Mutter erzählte gelegentlich als Beispiel für die Erziehungsmethode meines Großvaters die folgende Anekdote: Da mein Großvater Conradi in Sallgallen seinen Kindern alle Freiheit ließ und sich darauf beschränkte, in erster Reihe ihr Freund zu sein, war ein Besuch in Sallgallen für die Kinder in Grünhof der Inbegriff aller Freuden. Eines Tages fragte sie nun der Vater, ob sie wohl nach Sallgallen fahren wollten. Alles eilte davon, um sich umzukleiden und erschien dann auf der Freitreppe, vor der die Wagen schon hielten. „Meine Lieben," begann der Hausherr, „Selbstzucht ist eine der höchsten sittlichen Aufgaben. Wir freuen uns alle auf diese Fahrt. Wohlan, wollen wir diese Gelegenheit benutzen, um uns im freiwilligen Entbehren zu üben." Sprach's und begab sich in sein Zimmer, während seine Angehörigen mit ihrem Kummer, so gut sie konnten, fertig werden mußten.

Mein Großvater war gewiß ein strenger Erzieher, ich bin aber

doch geneigt, anzunehmen, daß meine Mutter ihren Onkel und späteren Schwiegervater unter dem Eindruck aus der Kindheit stammender Erinnerungen vielleicht doch allzu ungünstig beurteilt. In den wenigen, noch erhaltenen Briefen an seine Frau und seine Kinder erscheint er als ein liebevoller Gatte und Vater. Ich besitze ferner ein Tagebuch, das mein Onkel Jeannot in der Übergangszeit vom Knaben zum Jüngling führte, und in dem er vom Vater auch immer nur mit großer Liebe spricht. Es wäre ja auch erklärlich, wenn meiner Mutter, die aus dem heiteren Leben in Sallgallen nach Grünhof kam, die Luft dort herber erschien, als sie vielleicht war.

Mein Großvater war jedenfalls auch von umfassender allgemeiner Bildung, ein großer Freund Shakespeares und mit den deutschen Klassikern wohlvertraut.

Er hatte acht Kinder, von denen aber nur sechs erwuchsen. Sie hießen, dem Alter nach geordnet: Auguste, Luise, Alexander, Wilhelm, Jeannot und Karl. Die Söhne wurden zu Hause von Hauslehrern für die Universität vorbereitet, wie das damals vielfach geschah.

Mein am 23. Februar 1806 geborener Vater Wilhelm Christian war wie die Mutter blond und blauäugig. Er war von Natur sehr leidenschaftlichen Temperaments — ein angeborener Jähzorn machte ihm sein Leben lang viel zu schaffen —, war aber zugleich eigentümlich schwerblütig. Er war immer mit sich selbst unzufrieden und glaubte den Anforderungen, die er an sich stellte, nicht genügen zu können. Das hing vielleicht auch etwas damit zusammen, daß sein Körper wenig widerstandsfähig war und er viel krank war. Früh schon äußerten sich in ihm ausgesprochene pädagogische Neigungen. Sobald er lesen gelernt hatte, lehrte er es den Kindern der Knechte. Nicht minder früh trat zutage, daß er eine tief religiöse Natur war. An Sonntagen sammelte er das Hausgesinde, das aus irgendeinem Grunde die Kirche nicht besuchen konnte, um sich und las ihm aus einem Predigtbuch vor. Er war der geborene Theologe. Auch erwachte schon im Knaben die Liebe zum lettischen Volk, die ihn durch das ganze Leben begleitete, und die bewirkte, daß er jede Gelegenheit benutzte, um sich mit der Sinnesart und den Sitten des

Landvolks vertraut zu machen. Das ist ihm später im höchsten Grade zustatten gekommen.

Der Lebensabend meines Großvaters wurde dadurch sehr verschönt, daß sein Bruder Theodor seinen Abschied nahm und nach Kurland zurückkehrte. Er war in den vielen Feldzügen jener Zeit schnell zum General avanciert und hatte nur selten die Heimat besucht. Er war mit einer schönen Polin verheiratet, die ihm nach zehnjähriger glücklicher Ehe ein totes Kind gebar und dann in seinen Armen starb. Der Tod der geliebten Frau verleidete ihm den Dienst; er nahm seinen Abschied, kaufte das Rittergut Grenzhof im Neuenburgischen Kirchspiel und lebte in der warmen Jahreszeit auf dem Gut, den Winter über in Mitau. Die Brüder standen sehr innig zueinander, und der Jüngere wurde den Kindern meines Großvaters ein liebevoller, fürsorgender Onkel.

Merkwürdig war, daß mein Großonkel, der ja allerdings viele Jahre im Innern des Reichs verlebt hatte, das Deutsche immer mit einem ausgesprochen russischen Akzent sprach, obgleich er doch noch lange — er wurde 84 Jahre alt — unter den deutschen Heimatgenossen lebte. Er war auch noch als Greis ein sehr schöner, alter Mann von ausgesprochen vornehmer Haltung.

Mein Großvater erlebte noch die Verheiratung seiner Tochter Auguste mit dem Pastor Friedrich Bernewitz in Neuenburg. Auch sein ältester Sohn Alexander absolvierte noch bei seinen Lebzeiten als Jurist die Universität Dorpat. Im Jahre 1826 sollte Wilhelm die Universität besuchen, Jeannot in die Ingenieurschule in Petersburg eintreten, um Ingenieuroffizier zu werden. Mein Großvater begleitete letzteren nach Petersburg und holte sich auf der Rückreise einen schweren Typhus. Eine solche Reise war ja auch damals eine furchtbare Anstrengung. In dem Brief, in dem mein Großvater seinem Sohn seine glückliche Ankunft in Riga meldet, schreibt er: „Gestern um 7 Uhr abends langten wir nach manchen Beschwerlichkeiten in Riga an. Der Weg war schlechter geworden, über die Narwa wurde unser Wagen nur mit zwei Pferden bespannt und durch Hilfe einer Menge Menschen hinübergezogen. Hundert Schritt

von der Überfahrt war der Fluß rein von Eis. Obgleich wir zehn Pferde vor unserm Wagen hatten, blieben wir hinter Dorpat in dunkler Nacht auf einer Anhöhe stecken, alle Passagiere stiegen aus und machten einen Weg von drei Werst zu Fuß; es wurden nun den matten Pferden andere, die noch bei Kräften waren, zur Hilfe gegeben." Und am Schluß des Briefes heißt es: „Das enge Zusammentreffen hatte uns alle krank gemacht: dieser hatte geschwollene Füße, ein anderer geschwollene Hände, ein dritter entzündete Augen. Mich quälten die fürchterlichsten Rückenschmerzen, die, nachdem ich eine Nacht im Bett gerade habe schlafen können, wieder vergangen sind."

Mein Großvater täuschte sich, er trug den Keim zum Typhus in sich, und die Krankheit brach aus, sobald er Mitau erreicht hatte. Obgleich der Kranke insbesondere von seiner Tochter Luise die liebevollste Pflege fand, starb er am 12. Mai 1826. Vier Tage später verschied auch die Tochter, und beide wurden in dasselbe Grab gebettet.

Noch in demselben Jahre erlag auch mein Onkel Jeannot dem mörderischen Klima Petersburgs. Er war von den Seinigen sehr geliebt worden, und sie hatten viel von ihm erwartet. Als Siebzehnjähriger schrieb er in sein Tagebuch: „Mein Denkspruch ist und bleibt: ‚Halt aus, Kosak, und du wirst noch einmal Ataman werden' (russisches Sprichwort). Mein Ziel, das ich mir vorgesteckt habe, ist, soviel als möglich Gutes zu wirken. Der schrecklichste Gedanke ist mir, als Nichts zu sterben, ohne gewirkt zu haben, ohne mich um mein Vaterland und, wenn es möglich wäre, um mein Zeitalter verdient gemacht zu haben."

Meine Großmutter zog nach dem Tode ihres Mannes zu ihrer Tochter Auguste Bernewitz nach Neuenburg; mein Vater aber ging auf die Universität, um Theologie zu studieren, und der jüngste Sohn Karl kam in eine Pension in Mitau, um dort das Gymnasium zu besuchen.

# Mein Großvater Conradi

Die Familie Conradi stammt aus Baden. Ihr erster Vorfahr in Kurland war der Stadtsekretär in Goldingen, Gerhard Johann Conradi. Dieser hatte zwei Söhne, von denen der eine, Gerhard Wilhelm (1723—1807), nachdem er schon mehrere andere geistliche Ämter bekleidet hatte, 1769 Pastor in Sallgallen wurde. Der andere Bruder, Johann Friedrich, war Jurist und wurde schließlich als Fiskal Vorgänger meines Urgroßvaters Pantenius, wie sein Neffe Carl Wilhelm dessen Nachfolger wurde. Gerhard Wilhelm hatte eine Tochter des Propstes Hermann Friedrich Dullo in Kabillen, Elisabeth, zur Frau; sein Bruder war mit der Tochter des Dr. med. Georg Friedrich Wilpert verheiratet. Zwei Töchter von Johann Friedrich, Elisabeth und Anna, wurden nacheinander die Frau des Propstes Christian Georg Wilpert. Ich erwähne diese Personalien, weil sie für meinen Vater später von Bedeutung wurden.

Mein Großvater Adam Conradi wurde am 5. Dezember 1768 geboren und wurde als Knabe zu einem Herrn von Taube in Pension gegeben, um auf dessen Gut zugleich mit seinem einzigen Sohn erzogen zu werden. Es geschah das durch einen aus Deutschland verschriebenen Hofmeister, der die Knaben arg mißhandelte. Mein Großvater gedachte dieser Zeit immer voll Empörung, und das trug wohl dazu bei, ihn so milde gegen die eigenen Kinder zu machen.

Sein Bildungsgang war später derselbe wie der meines Großvaters Pantenius: Petrinum und Jena; nur verbrachte er, ehe er nach Jena ging, noch ein Jahr in Königsberg. Er war ein fröhlicher Student, und eine große Narbe am rechten Arm war eine bleibende Erinnerung an die Florettduelle, die damals in Jena noch manches

junge Menschenleben vernichteten. Er war groß, blond und blauäugig, körperlich gewandt und von sehr heiterem Temperament.

Mein Großvater hatte sechs Schwestern, die alle in angesehene Familien hineinheirateten, und einen Bruder, der ledig blieb und, wie ich schon erwähnte, nach dem Tode meines Urgroßvaters Fiskal wurde.

Nach absolviertem Studium wurde mein Großvater zunächst Adjunkt in Sessau, ging aber schon nach einem Jahr nach Sallgallen (1796), um seinem greisen Vater als Adjunkt zur Seite zu stehen.

Er war noch in Sessau, als ein für ihn tragisch verlaufendes Erlebnis ihm großen Kummer bereitete. Er hatte sich mit einem Fräulein Wagner in Mitau verlobt und war ein sehr glücklicher Bräutigam. Im Sommer ging die Familie in das Schwefelbad Baldohn, und mein Großvater eilte dorthin, um die Braut zu besuchen. Er fand aber nur die tiefbetrübten Eltern vor, die Tochter war mit einem polnischen Rittmeister in die weite Welt gegangen.

Diese Erfahrung bewirkte, daß mein Großvater länger als üblich ledig blieb.

Bürgermeister von Mitau war damals Friedrich Frohbeen. Er war als junger Apotheker aus Bremen ins Land gekommen und bald zu großem Wohlstand gelangt. Er war in dritter Ehe mit Margarete Stürmer verheiratet, als ihm die einzige Tochter Friederike geboren wurde. Frohbeen lebte in der Erinnerung meiner Mutter als „eine stattliche, hohe Gestalt, mit regelmäßigen, sehr ernsten Zügen, einem steifen Zopf und steifer Haltung, ein Mann von wenig Worten und ausnehmender Ordnungsliebe. Seine Frau war ebenfalls groß, hatte rabenschwarzes, volles Haar, schöne dunkle Augen, einen auffallend dunklen Teint und blendend weiße Zähne. Sie war eine treffliche Frau und eine sehr liebevolle Mutter." Ihre Tochter glich ihr in allem und war eine vielbewunderte Schönheit.

Auf einem Ball der „Blauen Garde", einer noch aus der Zeit des Herzogtums stammenden Schützengilde, lernte Conradi das junge Mädchen kennen und warb mit Erfolg um sie, obgleich er 36, sie 17 Jahre alt war. Ihre Eltern fanden aber, daß die Tochter noch

zu jung sei, um sich für das Leben zu binden und verlangten eine zweijährige Wartezeit, die denn auch eingehalten werden mußte.

Man versteht meinen Großvater, wenn er, endlich am Ziel, in die Familienbibel schrieb: „Der 26. Mai 1806 war der glückliche Tag, an welchem, nach unsäglichen Herzenskalamitäten, mein eigentliches Leben begann und ein holdes Geschick meine Hand an diejenige der heißgeliebten Demoiselle Frohbeen knüpfte."

Die Ehe wurde denkbar glücklich.

Kurze Zeit vorher hatte Demoiselle Frohbeen in Grünhof meinen Vater als Patin während der Taufe gehalten.

Im folgenden Jahre starb mein Urgroßvater Conradi (19. Januar 1807), und seine Frau folgte ihm bald nach. Das greise Ehepaar hatte schon ein Jahr vorher die goldene Hochzeit gefeiert.

Das Pfarramt ließ den Pastoren jener Epoche viel freie Zeit. Das religiöse Leben der Gebildeten war wenig rege, und die in bitterer Armut und tiefster Unwissenheit lebenden Bauern befriedigten ihre religiösen Bedürfnisse, soweit sie überhaupt vorhanden waren, wesentlich durch Beobachtung abergläubischer, zum Teil noch heidnischer Gebräuche. Hier aber energisch einzugreifen, regte der unter den Geistlichen herrschende Rationalismus wenig an. Meine Großväter waren in ihrer Art sehr fromme Männer, sofern man unter Frömmigkeit ein stark entwickeltes Abhängigkeitsgefühl von Gott und das Bedürfnis eines lebhaften persönlichen Zusammenhanges mit ihm versteht; aber sie wurden doch mehr den ethischen Forderungen des Christentums gerecht als den eigentlich religiösen. Sie stellten an sich und andere die höchsten sittlichen Anforderungen; aber sie waren doch eigentlich mehr Stoiker als Christen, und in dieser Sinnesart liegt kein Antrieb zur Propaganda.

Auch die noch ganz nach der Väter Weise mit Hilfe der Fron betriebene Landwirtschaft nahm wenig Zeit in Anspruch.

Da konnten sich denn die Pastoren viel ihren Liebhabereien widmen. Conradi war mit Lust und Liebe Ornithologe, und in meiner Jugend beherbergte das Museum in Mitau noch viele, von ihm herrührende Vogelbälge. Ich habe die Liebe zur gefiederten

Welt von ihm geerbt, während alle seine Kinder eine Abneigung gegen Tiere hatten. Sie wurden in der Kindheit zu sehr in Anspruch genommen, um für die vielen gefangenen Vögel das Futter zu beschaffen.

Am 26. April 1807 wurde meinen Großeltern das erste Kind geboren, meine Mutter, die den Namen Luise erhielt. Meine Großmutter war behufs ihrer Entbindung nach Mitau gezogen, und das erwies sich insofern als heilsam, als die Kleine ein schiefes Näschen hatte, das ärztliches Eingreifen verlangte. Der zu diesem Zweck herangezogene Leibarzt des späteren Königs Ludwig XVIII., der damals mit seinem Herrn in Mitau weilte, schuf bleibend Abhilfe.

Meine Mutter hatte von der ihrigen wohl das schwarze Haar und den ungewöhnlich dunklen Teint geerbt, nicht aber die Schönheit, obgleich sie als junges Mädchen pikant genug ausgesehen haben mag. Sie war, wie alle Conradis, sehr groß und hager, hatte eine gerade deutsche Nase und wundervolle Augen. Sie war von eiserner Gesundheit — hat sie doch in ihrem langen Leben nie Kopfschmerzen gehabt — und von sehr lebhaftem Temperament, was aber nicht verhinderte, daß ihr eine ganz eigenartige Würde angeboren war, die sie wie mit einer unsichtbaren Mauer umgab und eigentliche Vertraulichkeit ausschloß. Ich halte es für ganz unmöglich, daß ihr jemals ein Mann oder eine Frau anders als respektvoll begegnet ist. Diese Würde — ich finde kein anderes Wort für das, was ich meine — war auch den meisten ihrer Geschwister eigen und war für sie charakteristisch.

Obgleich sehr energisch und, wenn es darauf ankam, schneller von Entschluß, als oft gut war, war ihr doch eine Heiterkeit eigen, die den größten Reiz ausübte. Sie konnte noch als alte Frau so lustig, ja ausgelassen sein wie ein ganz junges Mädchen, ohne doch je die Grenzen des Zulässigen und Anmutigen zu überschreiten. Sie war eine durchaus naive Natur und die weitaus geistreichste Frau, die mir im Leben begegnet ist. Obgleich ihre positiven Kenntnisse sehr geringe waren, hatte sie doch eine dem gewöhnlichen Sterblichen gar nicht verständliche Fähigkeit, auch ihr bisher ganz fremde Materien

ohne weiteres zu verstehen. Sie ist erst meinem Vater, dann auch mir bei allen unseren Arbeiten die verständnisvollste Gefährtin gewesen, und kein Hausfreund ihres Mannes oder ihres Sohnes hat je das Gefühl haben können, daß diese Frau ihm nicht an Kenntnissen ebenbürtig war. Ich habe, wenn man meinte, Shakespeare hätte, als nicht genügend gebildet, die ihm zugeschriebenen Dramen nicht verfassen können, immer an meine Mutter denken müssen.

Einen wichtigen Abschnitt im Leben der Familien Conradi und Pantenius bildeten die Jahre 1812 und 13. Beide verloren den größten Teil ihres Vermögens, das auf Gütern angelegt war, deren Besitzer infolge der Kriegszeiten Bankerott machten. Mein Großvater Conradi litt auch unmittelbar unter dem Kriege. Da neben Sallgallen ein Treffen stattfand, mußte er mit seiner hochschwangeren Frau und den Kindern fliehen. Als sie zurückkehrten, war das Haus voll von Verwundeten; der Hof aber sah aus, als ob Schnee gefallen wäre. Er war mit den Federn der geschlachteten Gänseherde bedeckt. Ein gefallener Preuße war im Park begraben worden, und sein Grabhügel war in meiner Jugend noch erhalten. Nach vierzehn Tagen gebar meine Großmutter einen Sohn Louis, der später ein hoher russischer Offizier wurde.

Mein Großvater schildert diese Schreckenstage so: „Schon am 27. September 1812 verkündigte ein furchtbarer Kanonendonner das Gefecht der Preußen und Russen zu Ekau. Letztere trachteten, das zur Belagerung Rigas bestimmte Belagerungsgeschütz vor Ruhenthal aufzuheben. Die Preußen zogen sich zur Deckung desselben bei Mesothen auf beiden Seiten der Aa zurück. Den 29. abends zogen die Russen bei Leies-Stullebe (wohl der Name eines Bauernhofes) über diesen Fluß, wurden aber vom Feinde bei Grafenthal angegriffen und bis in die Nacht hinein zurückgeworfen. Beim Kosakenkruge begann ein gleicher Angriff zum Nachteil der Russen. Das aus unserem Fenster zu sehende Gewehrfeuer bei dunkler Nacht war nicht geeignet, unsere Besorgnisse zu verscheuchen. Beim Anbruch des folgenden Tages zog das Ungewitter über uns. Beide streitenden Parteien drohten, miteinander fechtend, uns zu vernichten. Zuerst füllte sich

der Hofplatz mit retirierenden Kosaken, die uns ein Pferd von dem Angespann nahmen, welches die meinigen und besonders die Hochschwangere (die Frau) in Sicherheit bringen sollte. Es blieb keine Wahl mehr übrig. Wir eilten zu Fuß aus dem Hause, die Kinder auf den Händen. Aber, ach, wohin? Ringsum Gefahr, Lebensgefahr. Russen wiesen uns mitleidig vom Ufer des Flusses weg, fort über die Bausker Straße. Es half nichts, wir mußten quer über das Tal von Naggle, das durch gleißende Kanonenkugeln von allen Seiten bestrichen wurde. Der Herr hat mir geholfen. Wir kamen glücklich aus dem Schlachtfelde heraus, aus dem Gewimmer der in unserer Nähe Verwundeten, ehe uns das Flintenfeuer erreichte und fanden uns bei Daukne (ein Bauernhof) hinter dem Rücken der das Schlachtfeld behauptenden Preußen. Nun ward Halt gemacht, und wir eilten wieder auf Bauernwagen, von Lager zu Lager eskortiert, nach Hause, wo 1000 und mehr Gäste mit rühmlicher Humanität uns behandelten. Tags darauf füllte sich unser Haus von dem Gefecht bei Garrosen mit 65 verwundeten Preußen und Russen. Ihr Hauptmann von Sell des Füsilierbataillons Nr. 6 aus Schlesien blieb verwundet bei uns, als die anderen nach Mesothen und Ruhenthal ins Lazareth abgeführt wurden. (Die Zeitrechnung gilt hier vom neuen Kalender.) Den 10. Oktober neuen Stils wurde mir ein Knabe geboren. Am 1. November gab ich ihm die Taufe vor des Hauptmanns Bette, von dem er die Namen Friedrich Ludwig erhielt. Die ganze Situation und die ängstigenden Konjunkturen des Tages machten den Akt rührend und feierlich. Er werde so wacker und brav als derjenige ist, der ihm den Namen lieh."

Als die russischen Truppen an die Stelle der Franzosen und Preußen getreten waren, stand in der Nähe von Sallgallen ein junger Herr von Pestel, der wie seine Kameraden gern Gast im Pastorat war. Als er wieder einmal dahin unterwegs war, verfehlte er eine Furt und wäre beinahe ertrunken. Meine Großeltern sprachen ihm darüber ihr Beileid aus, er aber erwiderte fröhlich: „Wer geboren ist, gehängt zu werden, ertrinkt nicht." Zwölf Jahre später wurde er, der mittlerweile so vielen Kriegsgefahren entgangen war, als

Teilnehmer an der Dezemberverschwörung gegen Kaiser Nikolaus wirklich gehängt.

Der Rückzug der Franzosen verhalf übrigens meinen beiden Großeltern zu billigen französischen Lehrern. Man trieb die gefangenen Franzosen in Scharen in die Städte, und die Herrschaften vom Lande durften sich einzelne von ihnen mitnehmen, wenn sie sich bereit erklärten, sie zu erhalten. Der Franzose, der auf diese Weise nach Grünhof kam und dort viele Jahre blieb, stammte aus Lyon. Infolgedessen wurden mein Vater und seine Brüder in Frankreich immer gefragt, ob sie Lyonnaisen wären.

Nach dem Kriege trat das fröhliche Landleben jener Tage wieder in sein Recht. Meine Mutter schildert das Elternhaus so: „Das Haus war groß und alt, doch hatte meine Mutter ein hübsches Mobiliar mitgebracht, so daß es in ihm wohnlich und elegant aussah. Von der breiten Freitreppe trat man in ein geräumiges Vorhaus, an dessen Wänden hohe Schränke standen. Links führte eine Tür in die ‚Große Stube‘ (das Wohnzimmer), an die ein geräumiges Eckzimmer, das man heute ‚Salon‘ nennen würde, stieß. Dieser sehr elegant ausgestattete Raum wurde nur für Gäste geöffnet. Aus der ‚Großen Stube‘ betrat man das Speisezimmer, aus dem man in ein großes Gastzimmer gelangte. Daran grenzte wieder die Leute(Gesinde=)stube. Rechts lag meiner Mutter Zimmer, von dem aus man das Schlafzimmer der Eltern und das Kinderzimmer erreichte. Eine Treppe hoch lagen noch zwei Gastzimmer.

Den Mittelpunkt des von meinem Vater umgewandelten Gartens bildete der große Baum. (Eine riesige uralte Ulme, mit einer herrlichen Kuppel.) Westlich von ihr erhob sich ein sogenannter Schneckenberg, rundum laufende Wege führten nach oben, Rosen aller Art schmückten die Absätze, Blumen in lichten Farben die Beete. Im Osten des großen Baumes lag der Park, in dem ein Teich ausgegraben war. Die hier ausgegrabene Erde war verwandt worden, um einen anderen, höheren Hügel zu bilden.“

Es gab in Sallgallen, wie damals in jedem ländlichen kurländischen Hausstande drei Mittagstische: den herrschaftlichen, den

„deutschen" und den „lettischen". Am „deutschen" aßen die deutschen Dienstboten, die in nationaler Beziehung sehr exklusiv und stets geneigt waren, den Stammbaum der Neuhinzukommenden anzuzweifeln. Da mußte die Hausfrau oft geschickt vermitteln; denn der Besuch pflegte den eigenen Diener, die eigene Jungfer mitzubringen, und wurden diese vom deutschen Tisch verwiesen, so konnte daraus leicht Feindschaft mit den für sie eintretenden Herren entstehen. Eine Anekdote mag diese Verhältnisse erläutern. Mein Großvater fuhr eines Tages bei starkem Frost über Land und gewahrte in einem Graben einen erstarrten Handwerksburschen. Er brachte ihn nach Sallgallen; es gelang, ihn ins Leben zurückzurufen, und es erwies sich, daß er aus Ostpreußen stammte und Dombrowski hieß. Da der Winter ein sehr strenger war, bot ihm mein Großvater an, bis zum Frühling in Sallgallen zu bleiben, und er nahm das mit Dank an.

Während mein Großvater und die Seinigen bei Tisch saßen, erhob sich im Leutezimmer, in dem der „deutsche" Tisch stand, ein wüster Lärm. Mein Großvater schickte den Diener hinaus, und dieser meldete, daß Dombrowski sich empört weigerte, am lettischen Tisch zu essen. Als Dombrowski hineingerufen und darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er doch eigentlich nicht berechtigt sei, so wählerisch zu sein, und daß die lettischen Dienstboten höchst achtungswerte Leute seien, stellte er sich breitspurig vor den Hausherrn und sprach also: „Wohlehrwürden, Sie haben mir das Leben gerettet, und ich bin Ihnen dafür sehr dankbar. Muten Sie mir aber zu, am lettischen Tisch zu essen, so wandere ich lieber weiter, auch wenn ich erfrieren sollte."

Dombrowski blieb natürlich und aß fortan am deutschen Tisch.

Die Lebensführung in Sallgallen war eine breite, die Gastfreundschaft unbeschränkt. „Ein Kleeblatt fand sich", so erzählt meine Mutter, „besonders oft ein. Es bestand aus drei alten Junggesellen, geistreichen, jovialen alten Herren, die den Eltern besonders lieb waren. Der eine war mein Onkel, der Fiskal Conradi. Er war ein vortrefflicher Gesellschafter, sehr musikalisch und phantasierte

meisterhaft auf dem Klavier. Wenn er abends beim Glase Grog saß, das ihm nie fehlen durfte, erzählte er die launigsten Schnurren, wie er denn allem eine komische Seite abzugewinnen wußte. Er war immer sehr sorgfältig gekleidet und trug sein Haar noch gepudert. Der zweite der Herren war der Magister Schönborn, der schon meiner Großmutter den Hof gemacht hatte, und meiner Mutter ein väterlicher Freund war. Er war sehr klein, trug auf breiten Schultern einen großen Kopf mit einer Perücke und hatte große, hellblaue, freundliche Augen. Der dritte, ein Jurist, hieß Hermann Andreä. Alle drei kamen zu allen Festzeiten nach Sallgallen.

Im Sommer erschien Professor Böhlendorf aus Dorpat; sonst waren Pastor Köhler in Mitau und Staatsrat Recke oft und gern gesehene Gäste. Letzterer hatte die Schwäche, alles mitgehen zu heißen, was ihm gefiel, Tabak, Obst, Taschenmesser, alles dies wurde in die Tasche gesteckt und mitgenommen." Von diesem Herrn, der übrigens sonst ein sehr ehrenwerter, um die Geschichte Kurlands hochverdienter Mann war, wurden noch in meiner Jugend viele lustige Anekdoten erzählt. Eine sei hier mitgeteilt: Nach einem Diner hatte sich Recke beide Taschen seines Frackes mit Weintrauben gefüllt. Ein lustiger Freund, ein Doktor Lichtenstein, schlich sich an ihn heran und zerquetschte sie. „Was machst du da?" fragte Recke. „Ich keltere Wein," gab Lichtenstein mit todernstem Gesicht zurück.

„Auch zwei Krippenreiter", fährt meine Mutter fort, „gingen bei uns aus und ein. Der eine, Magister Schöning, fuhr mit zwei großen Füchsen von einem Hof zum andern, und blieb, bis er merkte, daß man seiner überdrüssig geworden war. Er war zu jeder Hilfeleistung im Hause bereit, war die leibhaftige Fama und beglückte die Hausfrauen durch Rezepte, die er irgendwo aufgetrieben hatte. So trieb er es, bis seine altersschwachen Füchse verendeten. Er selbst starb im Krankenhause, ohne je etwas anderes gewesen zu sein als das fünfte Rad am Wagen.

Zu Fuß erschien der andere Wandergast, ein Bruder von Professor Böhlendorf. Er war begabt und hatte viel gelernt, hatte es aber zu nichts gebracht und wanderte nun auch mit seiner Mappe

Pantenius 2

und einem Bündelchen Wäsche von Hof zu Hof, froh, wenn er ein stilles Winkelchen fand. Still und bescheiden, mäßig und anspruchslos ging er durch das Leben. An einem Wintertage fand der von unwiderstehlicher Wanderlust Umhergetriebene während eines Schneesturms in einem Graben sein Grab."

Eine der sechs Schwestern meines Großvaters hatte einen herzoglichen Oberamtmann geheiratet und lebte als Witwe eine Weile mit der einzigen Tochter Jula in Sallgallen. Diese Tochter, die ich nur als eine freundliche Greisin gekannt habe, war in ihrer Jugend nicht eben liebenswürdig. Wenig begabt und von ihrer Mutter sehr verwöhnt, war sie anspruchsvoll und mürrisch und diente der losen Jugend um sie her oft zum Gespött. Sie hatte in dem Pächter einer Sallgallen benachbarten Domäne, einem älteren Junggesellen, einen Verehrer, der zu schüchtern war, um anders als in der Sprache der Musik mit ihr zu reden, und seinen Empfindungen nur dadurch Ausdruck gab, daß er der Angebeteten rastlos ein Lied auf der Flöte vorspielte: „Hannchen, wo bleibst du so lange?" Der Arme wurde nicht erhört. Jula heiratete später als reife Jungfrau einen ihr verwandten Kaufmann, der sein Vermögen verloren hatte und mit dem ihrigen eine Domäne pachtete. Jula, die sehr korpulent geworden war, saß als Braut gern auf seinem Schoß. Konnte er das nicht mehr aushalten, und bat er sie in zarten Ausdrücken von dem vertaubten Bein auf das andere überzusiedeln, so drohte sie ihm mit dem Zeigefinger und sprach: „Fritz, Fritz, ich mach dir so," eine Äußerung, die in unserer Familie zum geflügelten Wort wurde und sich bis heute erhalten hat.

Als das Paar geheiratet hatte, machte die junge Frau dem Gatten das Leben herzlich sauer. Er half sich dann damit, daß er zu einem Nachbarn fuhr und nicht wiederkam. Während er sich mit Kartenspielen die Zeit vertrieb, bekam sie es nach einigen Tagen mit der Angst und schickte alle Knechte aus, um sich zum Ergötzen der Nachbarn nach dem Aufenthalt des Ungetreuen zu erkundigen. Konnte dieser es mit seiner Frau gar nicht mehr aushalten, so spielte er als letzten Trumpf die Drohung aus, ihren Lieblingshengst in

ein Pferd verwandeln zu lassen. Diese Drohung soll nie vergeblich gewesen sein.

Jula ließ sich nicht ungern hänseln, auch noch, als sie als alte Dame in Mitau lebte. Die Verwandten konnten ihr keine größere Freude bereiten, als wenn sie ihr Maikäfer, die sie nicht leiden konnte, in Nachbildungen in die Tasche steckten, oder ihren Zorn dadurch erregten, daß sie mit Nichtachtung von dem weiblichen Geschlecht sprachen. Ich habe sie in meinem Roman „Im Banne der Vergangenheit" als Nebenfigur verwendet.

Noch viel wunderlicher war eine andere Cousine meiner Mutter, die ich auch noch, und zwar ziemlich unverändert, als Kind kennen gelernt habe. Ihre Mutter stammte aus Sallgallen, ihr Vater, ein Pastor Ludwig, hatte in Irben bei Dondangen seines Amtes gewaltet. Es muß ihn nicht allzusehr in Anspruch genommen haben; wenigstens fand er Zeit, die ganze Rigasche Zeitung, die ihm der Schloßherr von Dondangen zweimal wöchentlich schickte, von Wort zu Wort abzuschreiben. Als er starb, füllten diese Abschriften ein ganzes Zimmer. Seine Witwe zog mit der Tochter nach Mitau und war ein häufiger Gast in Sallgallen. Dem schon älteren Mädchen, das Amalie hieß und Mälchen genannt wurde, erschien das gesellige Treiben, das dort herrschte, unendlich reizvoll, und da Mälchen ebenso eitel wie einfältig und ungebildet war, so war sie zu jedem Jux zu brauchen.

In meiner Erinnerung lebt sie als eine uralte, kleine, hagere Person mit einem vollkommenen Eulengesicht. Sie hatte große, grüne Augen, die über einer scharfen Habichtsnase neugierig in die Welt blickten, und ging im Sommer in einem türkischen Schal, im Winter in einem mit grasgrünem Tuch überzogenen Pelz. Sie fehlte an keinem Sonntag in der Kirche, lehnte sich, sobald der Geistliche die Kanzel betreten hatte, auf ihrem Platz an dessen Lehne und schlief fest, bis der Gesang wieder anhob. Meine Mutter fragte sie einmal: „Sage, Mälchen, wozu gehst du eigentlich in die Kirche?", worauf die Angeredete in ihrer unbeschreiblich komischen, hastigen Weise erwiderte: „Wie du fragen kannst, Luischen, ich höre ihm an!"

2*

Tante Mälchen war in ihrem Alter vollständig der Kleptomanie verfallen, d. h. sie ließ alles mitgehen, was ihr irgend unter die Finger kam. Sie führte zu diesem Zweck immer einen umfangreichen grünen Strickbeutel mit sich, und der Trieb, ihn zu füllen, war ganz unwiderstehlich. Wenn sie zum Nachmittagskaffee bei uns war, umstanden wir Kinder mit vor Ausgelassenheit blitzenden Augen den Tisch und harrten des Spaßes, der da kommen sollte. Tante Mälchen ließ ihre listig blickenden Augen ringsum gehen und glaubte, sich vergewissert zu haben, daß niemand von uns auf sie achtete. „Sieh einmal, Luischen, was da für ein Vögelchen fliegt," sagte sie dann, fuhr, wenn meine Mutter tat, als wenn sie zum Fenster hinaussähe, mit der Rechten in die Zuckerdose und barg den Raub im Strickbeutel. Manchmal wurde ihr, Spaßes halber, dieser wieder abgejagt. Ich erinnere mich, daß mein Vater ihr einmal nach einem Frühstück bei uns eine marinierte Neunauge aus dem Strickbeutel zog. Als sich eine meiner Schwestern verlobte, stibitzte die alte Dame bei uns nach und nach eine Anzahl silberner Teelöffel, ließ sie mit den Initialen meiner Schwester versehen und machte sie ihr zum Hochzeitsgeschenk.

Komisch wie Tante Mälchens Leben war auch ihr Ende. Während ihrer letzten Lebensjahre hing ihr ganzes Herz an zwei greulichen Kötern, Azor und Bella, die so fett waren, daß sie alles Haar verloren hatten und aussahen wie peruanische Nackthunde. Nun waren in der Stadt Hunde toll geworden, und der Polizeimeister ordnete an, daß alle Hunde Maulkörbe tragen sollten. Azor und Bella weigerten sich hartnäckig, sich solche anlegen zu lassen, und ein Polizeioffizier, dessen Rat sich Tante Mälchen in dieser Angelegenheit erbat, erklärte, daß die Hunde, wenn sie ohne Maulkorb auf die Straße kämen, getötet werden würden. Diese Möglichkeit brachte die alte Dame ganz aus dem Häuschen. Mußten ihre Lieblinge sterben, so wollte sie sie selbst töten. Sie holte sich vom Apotheker Arsenik und vergiftete Rüde und Hündin. Kaum waren sie aber tot, so packte sie die bitterste Reue. Azor und Bella erschienen auch in ihren Träumen und klagten sie an. Die arme Tante Mälchen wurde

darüber ganz verdreht und starb in diesem Zustande, nachdem sie einen Teil ihres Vermögens verbrannt hatte.

Sie hatte 24 Jahre lang ein Mädchen gehabt, mit dem sie die ganze Zeit über bald im Krieg, bald im Frieden lebte. Heute kündigte die Herrin dem Mädchen, morgen das Mädchen der Herrin, ohne daß deshalb eine Trennung erfolgte. Tante Mälchen, die siebzehn lachende Erben hatte, hinterließ nun ein Testament, in dem ein Paragraph also lautete: „Ich vermache meinem Mädchen, das mir 24 Jahre treu und ehrlich gedient hat, meinen grünbezogenen Pelz und — hier folgte ein kreisrundes Loch — Rubel." Über dem Loch standen die Worte: „Dieses Loch soll doch gelten." Tante Mälchen hatte da irgendeine Summe genannt. Als sie sich aber wieder einmal besonders über das Mädchen geärgert hatte, meinte sie, das Mädchen habe es nicht um sie verdient, noch Geld zu erhalten, und schnitt mit einer Schere die Zahl aus. Wieder versöhnt, glaubte sie sie durch ihre Umschrift wiederhergestellt zu haben.

Doch zurück zu den Kinderjahren meiner Mutter. Meine Großeltern hatten elf Kinder, von denen, wenn man von der als Zwölfjährige gestorbenen Marie absieht, sieben erwuchsen. Sie hießen, dem Alter nach geordnet: Luise — meine Mutter —, Carl (1808), Louis (1812), Johanna (1814), Natalie (1816), Hermann (1819), Moritz (1821). Sie haben fast alle mein Leben mehr oder weniger beeinflußt.

Den ersten Unterricht erhielten die Kinder von den Eltern. „Wir wurden mit Maß belehrt," erzählt meine Mutter, „die Eltern gaben viel auf natürliche Entwicklung. In mir lag durchaus kein Wissensdrang. Wie langweilig war es, stricken zu lernen! Vor dem Fenster trieben die Sperlinge ihr lustiges Wesen, ich sollte drei langweilige Zwickel zustande bringen. Die Maschen wurden ungleich, immer wieder ging eine Nadel verloren. Meine Mutter schalt und geriet in ernste Sorge ob meiner Flüchtigkeit. Man griff zu Zwangsmitteln, band mich am Stuhl fest und bezeichnete durch einen Faden im Strumpf, wie weit ich gekommen war.

Lesen lernte ich schneller, behielt auch kleine Gedichte leicht,

aber das Schreiben wollte sich wieder nicht fördern, und für das Rechnen fehlte mir jedes Talent. Mein Vater nahm das auf die leichte Achsel und meinte, es werde sich schon alles finden. Er lachte über der Mutter bedenkliches Gesicht.

Im Jahre 1816 bezogen wir die Herberge, weil das alte Wohnhaus durch ein neues ersetzt wurde. Hier hausten wir zwei Jahre lang recht eng. Als das neue Wohnhaus fertig war, zog die Familie jubelnd in die großen, schönen Räume, die meiner Mutter Schönheitssinn so wohnlich zu machen wußte. Man fing nun an, ernstlich an unsere Ausbildung zu denken. Unser erster Hauslehrer, ein Herr Braunschweig, verstand es nicht gerade, uns den Schultisch lieb zu machen. Wir waren wohl auch etwas spät an ihn gesetzt worden. Am wenigsten Freude erlebte Braunschweig an mir. Ich fühlte gegen den kleinen, dicken Kandidaten eine entschiedene Abneigung, fand ihn zum Sterben langweilig und mußte, wenn sein dicker Finger über die Landkarte fuhr, und er mit fetter Stimme Wort für Wort vom Buche ablas, vor Ungeduld die Füße unter dem Tisch rühren. Wenn die Eltern den Weihnachtsbaum rüsteten und die Verwandten aus der Stadt gekommen waren, sollten wir unsere Gedanken über das Weihnachtsfest zu Papier bringen. Wenn zu Pfingsten alles blühte und die Vögel sangen, wurden wir mit Numa Pompilius und der seligen Egeria gequält. Der Unterricht war unausstehlich langweilig.

Nachdem Braunschweig sich drei Jahre lang bemüht hatte, uns seine Weisheit mitzuteilen, erhielt er eine Pfarre, und an seine Stelle trat ein Kandidat Kawall (später Pastor in Pussen und ein sehr verdienter Botaniker und Zoologe), ein hochbegabter Mann, der die Sache am rechten Ende angriff."

Da mein Großvater musikalisch war, war er darauf bedacht, seinen Kindern auch eine musikalische Ausbildung zu schaffen. Er tat sich zu diesem Zweck mit seinem Freunde, dem Pastor Kühn in dem benachbarten Ekau, zusammen, und beide engagierten einen aus Prag stammenden Musiklehrer, der nun eine Woche über in Ekau, die andere in Sallgallen lebte. In Gemeinschaft mit dem Oberförster Grotthus in Salingen wurde dann noch ein Tanzlehrer beschafft.

Daraus ergaben sich natürlich für die vielen Kinder in Sallgallen, Ekau und Salingen viele frohe Zusammenkünfte bei gemeinsam geübter Musik und frohem Tanz. „Die Fortschritte der größeren Kinder in der Musik", schreibt mein Großvater, „führten ganz neue musikalische Ergötzlichkeiten herbei; es entstanden mit den Ekauschen und Salingenschen Nachbarn musikalische Kränzchen, die sich mit Frohsinn und Tanz zu enden pflegten."

Bei dem regen Verkehr mit Grünhof war meine Mutter dem Vetter Wilhelm natürlich oft begegnet; seine ernste Art war ihr aber wenig sympathisch, und ihre ausgelassene Heiterkeit stieß auch ihn ab. Da sie ihm an Schlagfertigkeit weit überlegen war, wußte er sich ihrer Neckereien nicht zu erwehren und konnte auch nicht tätlich werden; denn es war ihm von klein auf eingeschärft worden, daß ein Knabe sich an einem Mädchen unter keinen Umständen vergreifen dürfe. So nahm er denn die Herausforderungen schweigend hin, bis er einmal Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, sie gebührend zu bestrafen. Meine Mutter hatte eine große Vorliebe für Verkleidungen, was dem ernsten Vetter ohnehin höchst unpassend erschien. Eines Tages schlug sie ihm, nachdem sie es mit dem Necken besonders toll getrieben hatte, vor, mit den beiderseitigen Kleidern zu tauschen. Als sie sich dann gegenüberstanden, sie als Junge, er als Mädchen, gab er ihr eine tüchtige Ohrfeige und erklärte der herbeieilenden Mutter, er habe keineswegs unritterlich gehandelt, wenn er als Mädchen einen übermütigen Jungen züchtigte.

Das Verhältnis blieb auch ein kühles, als aus den Kindern junge Leute geworden waren. Während meine Mutter mit dem geistig und körperlich gleich glänzend begabten ältern Bruder Alexander eng befreundet war, wußte sie mit Wilhelm nichts anzufangen.

Meine Mutter war vierzehn Jahre alt, als sie einen eintägigen Liebesfrühling erlebte. Sie hatte einen Winter und Frühling in Riga im Hause eines Verwandten verbracht. Dort warb auf einem Ball ein älterer Junggesell um sie, und die geschmeichelte Vierzehnjährige gab ihm ihr Jawort. Als sie nach Hause zurückkehrte, versagte ihr aber der Vater seine Zustimmung. Sie sei noch viel

zu jung, hieß es. Meine Mutter fiel aus ihrem Himmel und vergoß Ströme von Tränen. „Es ist doch ganz undenkbar, daß ich je wieder glücklich werde," dachte sie und ging schwankenden Schrittes in den Garten. In diesem waren die Stachelbeerbüsche voll reifer Früchte, und sie pflückte und verzehrte mechanisch eine und noch eine und wieder eine. Und mit jeder Beere, die sie zum Munde führte, wurde ihr wohler und die Last auf ihrem Herzen leichter, bis sie über diese seltsame Veränderung in ihren Gefühlen selbst in ein herzliches Gelächter ausbrach und von allem Liebesleid genesen war.

Bald nach diesem so kindlich verlaufenden Erlebnis sollte sie den ganzen Ernst des Lebens kennen lernen. Meine Großmutter sah im Oktober 1821 ihrer elften Entbindung entgegen, als ihre zwölf Jahre alte Tochter Marie am Nervenfieber erkrankte und in der Nacht zum 21. in derselben Nacht starb, in der ihr jüngster Sohn Moritz geboren wurde. „Eine dunkle, stürmische Nacht," schrieb mein Großvater fünf Tage später in die Familienbibel. „Von wunderbaren Gefühlen ergriffen stand ich im Vorzimmer, und aus der Stille von innen und dem Toben des Sturmes von außen tönten die Todesseufzer meiner Marie und die schreienden Lebenszeichen eines neugeborenen Sohnes gleichzeitig in mein Ohr. Wunderbar waltest du, Gott."

Die Ereignisse dieser Nacht waren für die durch den reichen Kindersegen ohnehin geschwächte Frau schon zu viel gewesen. Sie versank in tiefe religiöse Schwermut, die trotz aller Bemühungen ihrer Angehörigen nur langsam wich, und starb nach anderthalb Jahren.

Meine Mutter schildert in ihren Erinnerungen die Katastrophe so: „Tante Kymmel (eine Schwester meines Großvaters) erkrankte in Mitau schwer, und es sollte eine lebensgefährliche Operation an ihr vollzogen werden. Sie wußte, daß es sich um Leben und Tod handelte und wollte vor ihrem Tode noch einmal alle ihre Lieben um sich versammelt sehen. Nun war sie die Pate meiner Schwester Marie, der sie auch immer viel Liebe bezeugt hatte. Ihre Tochter schrieb daher in ihrem Auftrag an meine Eltern, und bat sie, Marie zur Tante zu bringen. Mein Vater erfüllte diesen Wunsch, und die

Tante starb an den Folgen der Operation. Waren es nun die ungewohnten Eindrücke eines Sterbelagers, oder hatte meine Schwester sich erkältet, Marie erkrankte gleich nach der Heimkehr am Nervenfieber, und die Krankheit nahm von vornherein einen lebensgefährlichen Charakter an. Meine Mutter, die ihrer Entbindung entgegensah, pflegte die Kranke mit rückhaltsloser Hingebung, aber die Kunst der Ärzte erwies sich als ohnmächtig, und Marie starb. In derselben Nacht wurde Moritz geboren.

Die Folgen dieser Nacht traten nur zu bald zutage. Scheinbar genaß meine Mutter bald vom Wochenbett, aber ihr bisher so heller Geist hatte eine düstere Färbung angenommen; ihre Tatkraft war gebrochen. Sie verfiel in krampfhaftes Grübeln und glaubte Mariens Tod verschuldet zu haben, weil sie die Fahrt nach Mitau erlaubt hatte. In dieser Not suchte sie Hilfe bei Gott, ohne doch einen für sie gangbaren Weg zu ihm finden zu können.

Nun lebte damals in dem nahen Mesothen der Propst Winkelmann, ein lebendiger Christ, aber ein Mann von raschem, heftigem Temperament. Seine Frau teilte seine Anschauungen, hatte aber auch eine leidenschaftliche Art, ihre Meinungen zu verbreiten. Meine Eltern hatten immer mit ihnen verkehrt, aber man war sich nicht näher getreten, weil die beiderseitigen Anschauungen, zumal in religiöser Beziehung, zu weit auseinandergingen.

Winkelmanns erfuhren jetzt von dem traurigen Zustande meiner Mutter und kamen ihr mit geistlichem Trost zu Hilfe. Ich war damals zu jung, um ein Urteil über ihre Bekehrungsversuche zu haben; jedenfalls nahmen sie aber nicht genug Rücksicht auf den zerrütteten Körper meiner Mutter. Winkelmanns schlossen sich, wenn sie nach Sallgallen kamen, mit ihr ein; waren sie fort, so vergrub meine Mutter sich in Gesangbuch und Bibel. Sie, die liebevollste Gattin, die zärtlichste Mutter, die sorgsamste Hausfrau hatte keinen Sinn mehr für Mann, Kinder und Hausstand. Wir sahen sie tagelang nicht mehr, sie genoß fast nichts, und war nicht zu bewegen, das Haus zu verlassen, um frische Luft einzuatmen. Ich sah, wie mein Vater vor ihr auf den Knieen lag und sie beschwor, dieses

Treiben einzustellen — nichts half, sie hatte mit der Welt abgeschlossen.

In dem Maße, als wir die Mutter entbehren mußten, verdoppelte der Vater seine Liebe und Fürsorge für uns. Der kleine Moritz war infolge der Erlebnisse der Mutter ein schwaches, kränkliches Kind. Mein Vater führte mich an seine Wiege und sagte mir unter Tränen, ich müsse mich nun des Brüderchens annehmen. Er verlasse sich in dieser Beziehung auf mich.

Die geistige Aufregung und die ungesunde Lebensweise riefen bei meiner Mutter ein Leberleiden hervor. Sie sollte zu ihrer Genesung an die See und zog mit Frau Winkelmann an einen einsamen Ort am Strande. Mir wurden das Haus und die Kinder anvertraut.

Hatte nun die nähere Bekanntschaft mit Frau Winkelmann meine Mutter ernüchtert, oder machten sich die Folgen des nervenstärkenden Aufenthaltes an der See bemerkbar — meine Mutter gewann wieder ein freieres Urteil und erkannte das Überspannte in dem religiösen Leben der Winkelmanns. Sie blieb eine gläubige Christin, wandte sich aber von der Schwärmerei ab, nahm ihre Pflichten wieder auf sich und erfüllte sie mit der alten Sorgfalt."

Aber das Leberübel nahm zu, und die Mitauer Ärzte wünschten die Kranke in der Stadt zu sehen, um den Zustand besser beobachten zu können. Während nun meine Mutter in Riga bei Verwandten, die sie besucht hatte, krank darniederlag, erlag meine Großmutter ihrem Leiden.

Meine Mutter war sechzehn Jahre alt, als sie nach dem Tode meiner Großmutter das ganze Gewicht des großen Haushaltes auf ihre Schultern nehmen und versuchen mußte, den Geschwistern die Mutter zu ersetzen. „Der Vater", sagt sie in ihren Erinnerungen, „umschlang mich und sagte unter Tränen, ich sei sein einziger Trost, der jüngste Bruder streckte mir seine Ärmchen entgegen, die Leute — alle hofften, bei mir Hilfe zu finden, bei mir, die ich selbst noch ein Kind war."

Sie war aber ein tapferes Kind und tat ihre Pflicht bis zum

Äußersten. Dem jüngsten Bruder Moritz schenkte sie ihre ganze Liebe und war ihm bis zum Tode die hingebendste Mutter. Es entsprach ihrer Wesensart, daß sie gelegentlich sagte, sie hätte nie eine Stiefmutter werden können, aber dieser Bruder war ihr ein rechter Sohn, und sie liebte ihn so stark und rückhaltlos wie später mich.

In Sallgallen machte das Leben, nachdem der erste Schmerz um den Tod der Hausfrau überwunden war, sein Recht wieder geltend. „Mein Vater", sagt meine Mutter, nachdem sie von den Sorgen erzählt hat, die ihr aus der Wirtschaft erwuchsen, „zeigte mir immer volles Vertrauen, stellte sich vollkommen als Freund zu mir und lohnte mir alle Bemühungen mit unsäglicher Liebe. Er sorgte auch für Geselligkeit, immer besorgt, unsere Jugend zu verschönen, während er selbst den Verlust der Mutter nie überwand und ein Zug tiefer Trauer aus seinem Wesen nicht mehr wich. Trotzdem unterhielt er regen Verkehr mit allen Nachbarn, und wir genossen Jugendfreude vollauf."

Meine Mutter hatte es immerhin schwer genug, den neuen Pflichten zu genügen, und es war gut, daß ihr in Person eines Fräulein von Nolde, deren Vater die Sallgallen gegenüberliegende Domäne Zehmalden gepachtet hatte, eine erfahrene Freundin zur Seite stand. „Amalie Nolde", erzählt meine Mutter, „war unschön von Gestalt und Gesicht, und ein Fremder hätte hinter ihrem derben Wesen nicht so feine Bildung und ein so gütiges Herz gesucht, wie sie besaß. Sie wurde in dieser schweren Zeit mir ein guter Engel und meine immer geduldige Lehrmeisterin. Unzählige Male brachte mich ein Boot zu ihr oder sie zu mir.

Ich genoß es, daß meine Cousine Mathilde Frohbeen in Sallgallen weilte. Wir waren innig befreundet und lasen gern und viel. In des Vaters Bücherschrank fanden wir die Werke von Goethe, Schiller, Wieland, Gleim, Tschokke, Kotzebue, Kleist und Körner. Mit dem Strickstrumpf in der Hand, den Schlüsselkorb zur Seite, immer gestört durch die Kinder und Leute, die alle Augenblicke etwas höchst Prosaisches von mir haben wollten, verschlang ich diese poetischen Schätze, die sich tief, aber ungeregelt in meine Seele eingruben."

Mein Großvater starb am 1. Oktober 1830 in Mitau, wohin er sich der besseren ärztlichen Pflege wegen begeben hatte. Sein ältester Sohn Karl wurde sein Nachfolger, und zunächst blieb in Sallgallen äußerlich alles beim alten; meine Mutter führte nach wie vor die Wirtschaft, die jüngeren Brüder blieben im Hause. Als mein Onkel für diese einen neuen Hauslehrer suchte und erfuhr, daß mein Vater eben von einer anderthalbjährigen Bildungsreise nach Kurland zurückgekehrt sei, bat er meine Mutter, nach Neuenburg zu fahren und den Vetter zu fragen, ob er als Lehrer nach Sallgallen kommen wolle. Aus diesem Anlaß sah meine Mutter meinen Vater nach langer Zeit wieder.

# Meine Eltern bis zu ihrer Verheiratung

Dreierlei war für meinen Vater von Kindheit an charakteristisch: ein lebendiges, zur Tat drängendes Christentum, ein starker pädagogischer Trieb und eine heiße Liebe zum lettischen Volk. Wer die Keime zu dem, seiner Umgebung fremden innigen Glaubensleben in seine empfängliche Seele pflanzte, habe ich nicht ermitteln können; es hatte aber schon früh ganz von ihm Besitz ergriffen. Er trieb von klein auf das, was wir heute „innere Mission" nennen, war bemüht, den ihn beglückenden Glauben auch andern einzuflößen, besuchte und pflegte die Armen und Kranken. So tat er auch als Student. Er hatte ferner auch in Dorpat den Trieb, das eben Gelernte gleich wieder zu lehren und unterrichtete arme Schüler und Studenten unentgeltlich. Nach einem Brief, den er im Jahre 1846 an einen lettischen Freund schrieb, scheint er sich auch damals schon als lettischer Schriftsteller versucht zu haben; denn es heißt in ihm: „Schon als ich fünfzehn Jahre alt war, begann ich in lettischer Sprache zu schreiben, und seitdem arbeite ich zwanzig Jahre daran, dem Volke geistige Speise zu reichen. Ich bin wohl der erste, der sie mit Witz und Spott zu würzen sucht. Daraus ist mir viel Feindschaft erwachsen, aber ich bin überzeugt, daß, wenn man einst eine Handvoll Erde auf mich streuen wird, nicht nur meine Gemeinde, sondern auch manche andere mir ein gutes Andenken bewahren werden. Dann wird meine Saat aufgehen."

Wie rückhaltlos mein Vater half, wo er Gutes wirken zu können glaubte, beweist die Tatsache, daß er einem jungen Maler, Alexander Heubel, dem Sohn eines Tischlermeisters in Dorpat, den er unterrichtet hatte, ein Viertel seines kleinen Vermögens gab, um

ihm eine künstlerische Ausbildung zu ermöglichen. Er empfahl ihn dann auch an seinen Großonkel, den in baltischen Landen bekannten Kunstfreund Brederlo, der ihm eine Reise nach Rom ermöglichte.

Obgleich keine Gelehrtennatur, sondern ganz auf die Tat gerichtet, war mein Vater doch auch als Theologe sehr fleißig und tüchtig, und erhielt für eine gelehrte Arbeit eine Medaille.

Ein solcher Student muß zu jener Zeit in Dorpat eine sehr vereinzelte, wenn nicht einzigartige Erscheinung gewesen sein, aber mein Vater wußte sich trotzdem unter den damals sehr wilden Kurländern — und die Theologen unter ihnen waren oft die wildesten — gut zu behaupten und erwarb sich zahlreiche Freunde für das ganze Leben.

Von dem Selbstgefühl, das damals die Dorpater Studenten belebte, erzählte mein Onkel Carl Conradi, ein amüsantes Beispiel. Zugleich mit ihm und meinem Vater studierte auch ein Prätorius, ein bildhübscher Mensch, Theologie. Eines Tages war er mit der Extrapost unterwegs nach Kurland, um dort eine größere Anleihe zu machen. Als er auf einer Station eintraf, trat ihm der Postmeister sehr erregt entgegen und teilte ihm mit, daß er eben den Statthalter von Polen, den Großfürsten Constantin erwarte. Er müsse daher Prätorius bitten, in seinem Privatzimmer abzusteigen. Nun war der Großfürst damals zweifellos der gefürchtetste Mann Rußlands, aber das imponierte Prätorius nicht im mindesten. Er verlangte, daß man ihm die von ihm bestellte Mahlzeit im allgemeinen Gastzimmer serviere. „Ist es dem Großfürsten nicht angenehm, mit mir in demselben Raum zu essen," sagte er, „so kann er sich ja in Ihr Privatzimmer begeben." Und dabei beharrte er trotz aller flehentlichen Bitten des Postmeisters, der es doch auch wieder nicht wagte, den in vollem „Wichs" mit hohen gespornten Stiefeln und der grün-blau-weißen Mütze auf dem Kopf reisenden Studenten die Tür zu weisen. Und so saß denn Prätorius, als der Großfürst eintraf, über seinem Mittagessen, und der unglückliche Postmeister suchte sich ob dieses Gastes möglichst zu entschuldigen. Der Großfürst betrat darauf das Zimmer, grüßte den Studenten durch ein Kopfnicken und erhielt von ihm ein joviales „Guten Tag" als Antwort.

Darauf entspann sich zwischen dem auf und ab gehenden Großfürsten und dem behaglich weiteressenden Prätorius folgendes Gespräch:

„Sie sind Dorpater Student?"

„Jawohl."

„Was studieren Sie denn?"

„Theologie."

„Wie heißen Sie?"

„Prätorius."

„Sagen Sie, trug unser Herr und Heiland, als er auf Erden wandelte, auch eine bunte Mütze und gespornte Stiefel?"

„Nein, aber er hat ja auch nicht in Dorpat Theologie studiert."

Der kecke Student gefiel dem Großfürsten so sehr, daß er ihm anbot, ihn als Offizier in eines seiner Garderegimenter aufzunehmen; Praetorius aber lehnte dankend ab und starb später als Student.

Mein Vater konnte als Student auch sehr fröhlich sein, und seine Freunde erinnerten sich noch in hohem Alter mit Vergnügen kleiner, von ihm erdachter Aufführungen, in denen er in der Maske eines lettischen Bauern auftrat. Er beherrschte das Lettische so vollständig, als ob es seine Muttersprache gewesen wäre, und kannte das lettische Volk wie kein anderer.

Nachdem mein Vater die Hochschule absolviert hatte, bereiste er anderthalb Jahre lang Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Da seine Briefe aus dieser Zeit nicht erhalten sind, ist mir Näheres über den Verlauf dieser Reise nicht bekannt.

Er war eben bei seiner Schwester in Neuenburg eingetroffen, als meine Mutter ihm auf Wunsch meines Onkels die Hauslehrerstelle in Sallgallen antrug. „Ich war", erzählt meine Mutter, „nur einmal, vor Jahren, mit meinem Vater in Neuenburg gewesen, und nur auf kurze Zeit. Ich hatte ferner die Tante lange nicht gesehen und war auch neugierig, den ehemaligen Spielkameraden als Mann kennen zu lernen, — ich erfüllte daher den Wunsch meines Bruders gern. Ich wurde herzlich empfangen, sah aber Wilhelm zunächst nicht, da er nicht wohl war. Die Seinigen sorgten sich überhaupt

um seine Gesundheit; auch sollte seine Stimmung eine sehr trübe sein, und er sehr zu Melancholie neigen. Ich sprach ihn erst am folgenden Tage und fand, daß er sehr angegriffen aussah. Wir begrüßten uns mit alter Vertraulichkeit und vergaßen bald, daß wir so lange getrennt gewesen waren. Seine sinnigen blauen Augen, sein offenes Gesicht gefielen mir sehr. Er sprach begeistert von seiner Reise und von den hervorragenden Theologen, die er gehört hatte, und schloß: ‚Ja, wer doch auch einmal von der Kanzel herab so etwas leisten könnte!‘

Ich blieb drei Tage in Neuenburg. Wir sprachen viel von alten und neuen Dingen, und es tat mir wohl, daß der Vetter jetzt in anderm Ton mit mir redete als in der Kinderzeit, in der ich ihm nie nach Sinn war. Am letzten Abend trug ich ihm Karls Aufforderung vor. Er konnte ihr nur auf ein halbes Jahr folgen, weil er sich nach diesem schon beim Baron Hahn-Paulsgnade gebunden hatte, schien aber gern nach Sallgallen zu kommen."

Mein Vater erschien bald darauf in Sallgallen, und er und meine Mutter wandelten wieder, wie in der Kinderzeit, gemeinsam unter dem „Großen Baum".

Mein Vater mußte auf meine Mutter einen großen Eindruck machen. Sie hatte in ihrer Kindheit und ersten Jugend nur geringe religiöse Eindrücke empfangen; die Religion war ihr im wesentlichen als Sittengesetz erschienen. Nun trat ihr in meinem Vater ein Altersgenosse entgegen, der ganz von einem warmherzigen, auf das subjektive Erlösungsbedürfnis gestellten Christentum erfüllt war, und den es, seiner ganzen Anlage nach, drängte, den ihn erfüllenden und beglückenden Glauben der Freundin mitzuteilen. Er kam bei ihr einem Bedürfnis entgegen. Die Zeit, in der ihre Mutter krank war, war ebenso wie die Jahre nach ihrem Tode ganz dazu angetan gewesen, sie zu reifen und das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit in ihr wachzurufen.

Anderseits mußte ihre heitere, geistreiche Art auf den schwerblütigen Vetter eine große Anziehungskraft ausüben.

Wie sich die beiden dann fanden, mag meine Mutter selbst

erzählen: „Zwischen Wilhelm und mir bestand eine warme Freundschaft. Welch ein reiches inneres Leben führte dieser junge Mann, wie weich war sein Gemüt, wie ernst nahm er seinen künftigen Beruf! Wie hinreißend wußte er zu sprechen, wenn es galt, eine Meinung zu vertreten! Während des steten Beisammenseins mit ihm erkannte ich mit Schrecken, wie wenig ich bisher vom Christentum wußte. Ich hatte die Bibel nie in der Hand gehabt; er veranlaßte mich erst, sie zu lesen. Darüber verflogen die langen Winterabende schnell, und Wilhelm wurde mir immer lieber, zumal er auch meinen lieben kleinen Moritz besonders ins Herz geschlossen hatte.

Außer mir widmete Wilhelm seine freie Zeit den von ihm so geliebten Letten und verkehrte, so viel er konnte, mit den Bauern, deren Zuneigung er sich schnell gewann.

Eines Tages kam mein Bruder Karl als Verlobter von Sophie de la Croix aus Mitau zurück. Meine Schwestern hatten Sophie schon kennen gelernt und waren hocherfreut; auch mir gefiel ihr natürliches, gefälliges Wesen. Mit der Verlobung zog ein buntes Leben in Sallgallen ein; die ganze Lebensweise veränderte sich. Das halbe Jahr, für das Wilhelm sich verpflichtet hatte, ging zu Ende; er wurde in Paulsgnade mit Ungeduld erwartet. Wir dachten beide mit schwerem Herzen an die bevorstehende Trennung. Ich trug auch Sorge um ihn, denn es konnte mir bei seinem offenen, wahren Wesen und unserem intimen Verkehr nicht entgehen, daß ihn ein tiefer Kummer drückte. Er sprach oft mutlos von der Zukunft, klagte über Mangel an Willenskraft und deutete an, er habe eine große Schuld auf sich geladen. Ich hatte nicht den Mut, nach dieser Schuld zu fragen, konnte auch nicht recht an eine solche glauben und war geneigt anzunehmen, daß es sich nur um den Ausdruck allgemeiner Melancholie handelte.

Am Abend vor Wilhelms Abreise saßen wir im Dämmerlicht beisammen und plauderten. Er sagte mir, wie lieb er Moritz habe und wie gern er ihn ganz erziehen würde. Ich würde ihn doch gewiß auch gern in seine Hände geben, und daraus würde ein schönes, uns verbindendes Band erwachsen. Plötzlich hielt er inne und sagte

mit bewegter Stimme: ‚Darf ich dir ein schriftliches Bekenntnis ablegen, zu dem ich bisher den Mut nicht fand? Es quält mich der Gedanke, daß du mich anders beurteilst, als ich beurteilt zu werden verdiene. Wirst du mir auch deine Freundschaft bewahren, wenn du mich als einen schwachen, jämmerlichen Menschen kennen gelernt haben wirst? Wird deine Teilnahme mir auf dem schweren Lebenswege, den ich gehen muß, folgen? Dieses halbe Jahr war die schönste Zeit meines Lebens. Ich kann ohne steten Gedankenaustausch mit dir nicht mehr leben; ich käme ohne ihn aus Mutlosigkeit und Lebensüberdruß nicht heraus. Deine frische Art belebt mich unbeschreiblich.‘

Ich erwiderte, daß der Verkehr mit ihm mir ebenso unentbehrlich geworden sei. Ich würde, was immer er bekennen möge, daran festhalten, daß er das Rechte und Gute wolle. Er selbst habe mich ja gelehrt, daß auch der beste Wille vor Fehltritten nicht schütze. Meine Freundschaft würde ihm unter allen Umständen erhalten bleiben.

Wilhelm küßte mir warm die Hand und ging auf sein Zimmer. Am andern Morgen weckte mich Moritz mit einem Gruß von ihm. ‚Pantenius sagte, ihm sei der Abschied zu schwer geworden,‘ erzählte der Kleine, ‚ich solle dich küssen und recht lieb haben. Er fuhr schon früh fort und war sehr traurig.‘

Nach acht Tagen brachte mir die Post einen ausführlichen Brief von Wilhelm. ‚Ich bin,‘ schrieb er, ‚durch Wort und Hand an ein gutes, braves Mädchen gefesselt, das ich nicht liebe, nur kurze Zeit zu lieben wähnte. Sie erwartet von mir Liebe und Glück, und was kann ich Unseliger ihr bieten? Mein Wort kann und werde ich halten, und ich will ihr mit Gottes Hilfe ein sorgender, guter Mann werden; aber es müßte ihr auch mein Herz gehören. Kann ich aber dem gebieten? Dieser innere Treubruch macht mich unsäglich unglücklich, dieses ewige lieben wollen und nicht können reibt mich auf. Gott führte mich zu Dir; ohne daß Du es wußtest, hob und stärkte Deine Freundschaft meine Seele. Bleibt sie mir erhalten, so werde ich die Kraft finden, meiner Pflicht zu leben. Erbarme Dich meiner und laß mich nach wie vor bei Dir Trost und Geistesnahrung finden.‘

Wilhelm erzählte dann, wie es zu dieser Verlobung gekommen war. Er arbeitete als Student in Dorpat auf ärztlichen Rat täglich eine Stunde lang bei einem Tischlermeister Heubel (demselben, dessen Sohn von meinem Vater unterrichtet worden war). Dieser hatte drei niedliche Töchter, und es verkehrten viele Studenten bei ihm. Auch Wilhelm fühlte sich von dem heiteren Leben in dieser Familie angenehm berührt, verliebte sich in die älteste Tochter Lina und warb um sie. Kaum aber hatte sie ihm das Jawort gegeben, so bereute er auch schon seine Werbung und erkannte, daß das Mädchen doch keine rechte Lebensgefährtin für ihn war. Er beschloß aber, ihr treu zu bleiben und sie zu einer solchen heranzuziehen. Da sie Verstand hatte, erschien sie bildungsfähig, und er hoffte, daß ihre Liebe zu ihm die Oberflächliche vertiefen würde. Da diese Wandlung nur mit der Zeit erfolgen konnte, stellte er die Bedingung, daß die Verlobung zunächst eine geheime bliebe. Immerhin machte er seinen intimsten Freund Julius Richter (den späteren evangelischen Bischof) zum Mitwisser. Dieser sagte ihm freilich gleich voraus, daß er an die Dauer dieses Verhältnisses nicht glauben könne, weil die beiden Verlobten so gar nicht zueinander paßten.

Wilhelm begann nun eifrig die Braut zu bilden, kam aber damit nicht weit. Sie blieb, was sie war, ein anständiges, aber oberflächliches, leichtlebiges Mädchen. Ein inneres Verhältnis stellte sich nicht her. Auf die Briefe, in denen er ihr während seiner anderthalbjährigen Bildungsreise von den empfangenen großen und tiefen Eindrücken aller Art berichtete, bekam er verständnislose Antworten, die nur von Bällen usw. erzählten.

Als er in die Heimat zurückkehrte, war Linas Vater nach Riga übergesiedelt. Wilhelm fand die Braut, wie er sie verlassen hatte, niedlich, gutartig, aber oberflächlich und geistig inhaltlos.

So schrieb Wilhelm. Ich saß mit dem Brief in der Hand lange sinnend da. Dann reifte in mir der Entschluß, sein guter Engel zu werden. Er sollte bei mir finden, was Lina ihm nicht geben konnte, und die beiden sollten glücklich werden. Er blieb mir ja auch als Freund. Ich kam mir sehr gehoben und edel vor.

3*

Nach 14 Tagen kam Wilhelm nach Sallgallen. Da er sein Kommen angekündigt hatte, ging ich ihm mit Moritz bis zur (zwei Kilometer entfernten) Kirche entgegen. Wir umarmten uns als zwei Freunde fürs Leben. Heute weiß ich, daß diese Umarmung für eine freundschaftliche zu heiß war und zu lange währte.

Mein Bruder Karl hatte derweil sein Haus hergerichtet, und die Hochzeit stand vor der Tür. Ich war hier nicht mehr nötig und beschloß, mir einen andern Wirkungskreis zu suchen. Da schrieb meine Cousine Auguste Bernewitz an mich und bat mich, zu ihr zu kommen. Wilhelm und seine Mutter unterstützten die Bitte, und ich sagte zu. Um mir den Abschied von Sallgallen und insbesondere von Moritz zu erleichtern, holte Wilhelm mich ab, und wir fuhren zusammen nach Neuenburg. Ich hatte mein Vaterhaus verloren, fand aber in der Tante eine zweite Mutter.

Es gab in dem kinderreichen Hause Arbeit vollauf, und ich fühlte mich in ihm sehr wohl.

Wilhelm konnte in Paulsgnade kein rechtes Verhältnis zur Hausfrau gewinnen, während ihm Herr von Hahn schnell ein väterlicher Freund wurde. Er gab daher die Stellung auf und wurde Hauslehrer bei einem Herrn von Simolin in Degahlen, das nur zehn Werst von Neuenburg entfernt ist. Er hatte die Bedingung gestellt, Moritz mitnehmen zu dürfen, und in meinem Herzen war heller Jubel. Wußte ich nun doch die beiden Menschen, die mir die teuersten waren, in meiner Nähe.

Da Wilhelm ein eigenes Pferd hatte, kamen er und Moritz an jedem Sonnabend nach Neuenburg, um bis zum Sonntag Abend zu bleiben.

Wilhelm wurde immer mehr mein Ideal eines Mannes.

Der Arme machte aber eine schwere Zeit durch. Aus Riga zogen immer dunklere Schatten über sein Leben. Besuchte er die Braut, so kam er immer sehr niedergeschlagen zurück. Lina machte ihm Vorwürfe über seine Kälte; ihr Vater war unzufrieden, daß er noch immer kein Amt fand; beide brauchten mehr Geld, als er ihnen schicken konnte.

Alexander Pantenius war unterdessen Oberhofgerichtsadvokat in Mitau geworden, Julius Richter Adjunkt bei dem Pastor Köhler ebenda. Beide schrieben eines Tages an Wilhelm und teilten ihm mit, daß vom Generalkonsistorium in Petersburg ein Theologe unter guten Bedingungen für Odessa gesucht würde, und daß sie ihn für diese Stellung vorgeschlagen hätten. Wilhelm kam mit diesen Briefen gleich zu mir, und ich sah seinem verstörten Gesicht sofort an, daß er in einem schweren inneren Kampf stand. Er bat mich, mit ihm in den Garten zu gehen, und ließ mich die Briefe lesen. Wir wußten beide, daß es seine Pflicht war, nach Odessa zu gehen und Lina zu heiraten. Die Würfel waren gefallen; wir saßen wie erstarrt nebeneinander. In diesem Augenblick erkannten wir, wohin es mit uns gekommen war.

In dieser Seelennot beschlossen wir, einen andern über unser Geschick entscheiden zu lassen. Wilhelm hatte von jeher ein inniges Verhältnis zu dem uns verwandten Pastor Wilpert in Siuxt (später Generalsuperintendent von Kurland). Er sollte uns nun sagen, was wir tun sollten.

Am folgenden Tage fuhr Wilhelm zu Wilpert. Ich blieb in lebhaftester Spannung zurück und fieberte so stark, daß der Arzt geholt wurde. Dieser glaubte eine Brustentzündung zu entdecken und verordnete Blutegel. Ich ließ alles über mich ergehen; durfte ich doch nicht verraten, daß das Übel seinen Sitz im Herzen hatte. Liebe und Pflicht kämpften einen harten Kampf in mir; ich kam mir nicht mehr gehoben und edel vor, wie beim Beginn meiner Freundschaft mit Wilhelm, sondern jämmerlich schwach und gebrochen.

Wilhelm schilderte Wilpert offen und rückhaltlos die Verhältnisse, in die er verstrickt war, und dieser hörte ihn schweigend an. ‚Armer Wilhelm,‘ sagte er dann, ‚dich hat ein großes Unglück betroffen. Du bist ein redlicher Mensch und hast gewiß dein Wort halten wollen, aber deinem Herzen kannst du nicht befehlen. Deine Schuld bestand in der unbedachten Verlobung, ihre Sühne in der Seelenpein, die sie zur Folge hatte. Eine Ehe eingehen mit einem der Braut völlig abgewandten Herzen, hieße neue Schuld an die alte reihen. Es gibt

Naturen, die eine Verstandesheirat schließen dürfen, aber du gehörst nicht zu ihnen. Leidenschaftlich und heißblütig wie du bist, würdest du in einer solchen Ehe untergehen und vielleicht auch noch das Herz deiner Frau brechen. Wie die Dinge liegen, mußt du den Knoten, den du nicht lösen kannst, durchhauen. Dann aber sei wieder ganz du selbst, und dieses Unglück lehre dich, als Geistlicher auch anderer Schuld zu verstehen. Mache an deiner künftigen Gattin gut, was du an der ersten Braut verschuldet hast, lebe mit doppeltem Eifer deinem Beruf und schüttle mit männlicher Kraft alle Schwermut ab.'

Wilhelm verließ Wilpert als ein neuer Mensch und begab sich zu Richter, der mit großer Freude erfuhr, daß der Sache ein Ende gemacht werden sollte. Er drängte Wilhelm an den Schreibtisch und ließ ihn nicht aus dem Zimmer, bis der Absagebrief an Lina geschrieben war.

Wilhelm kam am Abend in Neuenburg an, wo ich fiebernd im Bett lag. Die Mutter wollte ihn aus Anstandsgründen nicht zu mir lassen, gab aber schließlich nach, und ich las aus seinem glücklichen Gesicht, wie alles gekommen war. Am andern Tage war ich wohl genug, um mich ankleiden zu können, und nun war kein Halten mehr. Wir knieten als Brautpaar vor Wilhelms Mutter nieder und empfingen ihren Segen.

Im Hause erregte unsere Verlobung kein Aufsehen; man hatte uns längst für verlobt gehalten. Sehr glücklich war der kleine Moritz, der nun wußte, daß er immer bei uns bleiben würde."

So meine Mutter in ihren Erinnerungen.

Es herrschte damals ein großer Überfluß an Kandidaten der Theologie, und so verging ein Jahr nach dem andern, ohne daß sich ein Amt für meinen Vater finden wollte. Seine bis zur Rücksichtslosigkeit gerade Art war wohl auch ebensowenig nach jedermanns Geschmack wie seine theologische Richtung. Wohl fand er jetzt in seiner Verlobung das reichste Glück. „Kam der Sonnabend Abend," so erzählt meine Mutter, „so wurde alles licht. Wenn die Jahreszeit es irgend erlaubte, so ging ich meinen beiden Lieben ein Stück Weges entgegen, und erblickte ich den Fuchs vor dem kleinen Wagen,

in dem die zwei mit fröhlichen Gesichtern saßen, so hatte alle Not und Sorge ein Ende."

Aber auf den Sonntag folgte ein Montag, an dem mein Vater zurück mußte in eine Schulstube, die ihn wenig befriedigte, und darüber mußte das Verlangen nach einem eignen Heim immer stärker werden. So war er denn schließlich entschlossen, doch als evangelischer Pfarrer ins Innere Rußlands zu gehen, wo ihm wieder eine Stelle angeboten wurde, obgleich diese Möglichkeit seine Mutter außer sich brachte. Aber eben jetzt eröffnete sich ihm die Aussicht auf ein Wirken in der Heimat, im Dienst des von ihm so heiß geliebten lettischen Landvolkes. „Eines Sonnabends," heißt es in den Erinnerungen meiner Mutter, „hatten wir eben wieder unser Vorhaben, in das Reich zu gehen, gegen die Unsrigen verteidigen müssen. Da brachte die Post Wilhelm einen Brief von Richter, in dem dieser ihm mitteilte, daß er eine Berufung als Pastor in Doblen angenommen habe. Pastor Köhler (der Frühprediger an der lettischen Kirche in Mitau, bei dem Richter bisher Adjunkt war) ließe nun Wilhelm fragen, ob er Richters Nachfolger werden wolle.

Die Stelle war bei freier Wohnung mit 500 Rubeln dotiert. Da Richter auch verheiratet war, so war der Beweis geführt, daß wir bei großer Sparsamkeit unter diesen Umständen als Ehepaar leben konnten.

An diesem Sonnabend weinten in Neuenburg vier Menschen Freudentränen, wir beide, Wilhelms Mutter und Auguste Bernewitz."

Obgleich mein Vater mit Pastor Köhler, einem Freunde seines Vaters, bald einig wurde, sollte er sich doch auch dieses Amt erst erkämpfen müssen. Die Gemeinde trug Richter auf Händen und konnte sich gar nicht darin finden, daß er sie verließ. Sie hoffte, ihn dadurch zum Bleiben zu bewegen, daß sie keinen andern duldete, und ein Teil der Bauern hatte sich verabredet, sobald mein Vater zu seiner Probepredigt die Kanzel betrat, die Kirche in demonstrativer Weise zu verlassen. Meine Eltern wußten das. Mein Vater war furchtlos, aber meiner Mutter klopfte das Herz doch zum Zerspringen, als sie nun unter der Gemeinde saß und der Dinge harrte, die da

kommen sollten. Sie hatte sich das in ihrer tapferen, entschlossenen Art nicht nehmen lassen. „Unbekannt und fremd," erzählt sie, „saß ich unter den fremden Leuten. Das Geschick des Geliebten sollte sich entscheiden, denn ich wußte, daß es ihm eine unheilbare Wunde schlagen würde, wenn es ihm nicht gelang, zu siegen. Mühsam atmend saß ich in heißem Gebet da. Das Lied vor der Predigt ging zu Ende, Wilhelm betrat die Kanzel, nicht erregt und bleich, wie ich gefürchtet hatte, nein, mit leuchtenden Augen und vollständig gesammelt. Ich hörte seine Stimme wie im Traum, horchte atemlos, ob jemand die Kirche verließ, — nein, — lautlose Stille ringsum. Jetzt begann die Orgel wieder, Wilhelm hatte die Kanzel verlassen, niemand sich gerührt. Als ich ihn in der Sakristei aufsuchte, fand ich ihn von vielen Leuten umgeben, die ihm ihre Zufriedenheit ausdrückten."

Aber er hatte nicht alle gewonnen. Ein Teil der Gemeinde protestierte beim Konsistorium gegen meinen Vater mit der Begründung, seine Stimme reiche nicht aus, und er mußte noch einmal in Gegenwart von Delegierten dieser Behörde predigen, ehe er endgültig als Adjunkt bestätigt und am 17. Februar 1835 als solcher ordiniert werden konnte. Erst zwei Jahre später, 1837, trat Köhler ganz zurück, und mein Vater wurde sein Nachfolger. Sobald mein Vater seine Bestätigung als Adjunkt erhalten hatte, wurde die Hochzeit auf den 12. März festgesetzt.

„Wilhelm," schreibt meine Mutter, „mußte nun sofort nach Mitau ziehen. Er mietete der lettischen Kirche gegenüber eine Wohnung, und eine alte Freundin der Familie Pantenius vertrat die Hausfrau. Eine solche war erforderlich, da Moritz und Köhler gleich Wilhelms Hausgenossen wurden. Bei allem Glück entstanden nun doch allerlei Sorgen. Jeder von uns besaß nur 400 Rubel. Damit mußte sehr sorgsam umgegangen werden, denn wir waren fest entschlossen, unter keinen Umständen Schulden zu machen. Mit Wonne machten wir aber die Einkäufe. Eine Zuckerdose war der erste, und wie habe ich mich über sie gefreut!"

Das Brautpaar hätte am liebsten in aller Stille geheiratet, aber

die Lieben in Neuenburg ließen das nicht zu. Meine Großmutter erklärte, sie würde die Hochzeit ausrichten.

„Meine Schwestern," erzählt meine Mutter, „kamen nach Neuenburg, um bei der Aussteuer zu helfen; wir führten ein heiteres Leben, und alles war, wie ich durchmerkte, voll von Plänen für unsere Hochzeit. Im März sandte Wilhelm einen Brautanzug. Mit großer Spannung umstand die ganze Familie die Kiste. Obenauf lag ein Schleier, zart und fein, wie es sich schickt, das Brautkleid aber war — Entsetzen malte sich auf allen Gesichtern — hellgrün und von wollenem Stoff. Das war noch nie dagewesen. Ein rosaes Krepptuch, ein Paar schwarzseidene Schuhe und ein feines Taschentuch von Battist vervollständigten die Sendung, die ein seliger Brief Wilhelms begleitete. Er erzählte mir in ihm, wieviel Freude ihm der Einkauf gemacht habe, und wie schön er es sich denke, mich ganz nach seinem Geschmack gekleidet, zum Traualtar zu führen.

Meine Schwiegermutter und ich fanden das ganz natürlich."

Zur Hochzeit kamen viele liebe Gäste, und der Polterabend brachte Überraschungen und Tanz. „Am 12. März", berichtet meine Mutter, „stürmte und schneite es draußen, aber in uns war heller Sonnenschein. In der festlich geschmückten Kirche hielt Bernewitz die herzliche Traurede. Jetzt gehörten wir uns endlich, endlich, nach jahrelangem Harren für das Diesseits und Jenseits. Es hat wohl nie ein glücklicheres Paar die Kirche verlassen.

Nach dem Essen nahmen wir Abschied von dem lieben Neuenburg und seinen noch lieberen Bewohnern, und dann ging es hinaus in Wind und Wetter dem eigenen Heim zu. Als wir vor unserer Tür hielten, leuchtete uns ein Transparent entgegen, erdacht und ausgeführt von einem Tischlergesellen, der Wilhelm zugetan war. Es prangten in ihm unsere Namenszüge in gelbem Feuer und unter ihnen stand: Wiw la!"

# Land und Leute

Ehe ich auf die amtliche Tätigkeit meines Vaters eingehe, will ich versuchen, ein Bild von dem Lande und seinen Bewohnern zu entwerfen, in dem und unter denen zu wirken er berufen war.

Kurland, das fast 500 Quadratmeilen groß ist, war von 1561 bis 1795 ein selbständiges Herzogtum gewesen; doch gingen die Herzöge bei der Krone Polen zu Lehn, ein Umstand, der verhinderte, daß sie des Adels Herr wurden und zu wirklicher Macht gelangten. Nun war das Land schon seit vierzig Jahren eine russische Provinz, hatte sich aber, dank der ihm verliehenen Privilegien, noch den Charakter eines deutschen Landes bewahrt. Die Geschäftssprache nicht nur der Landes-, sondern auch der Staatsbehörden war die deutsche, die Beamten waren mit wenigen Ausnahmen Deutsche. Der Gouverneur (Oberpräsident) gehörte meist seiner Abstammung nach einer der drei baltischen Adelskorporationen an. Deutsch war auch der größere, jedenfalls aber der maßgebende Teil der Städtebewohner. Deutsch waren außer den in der Stadt lebenden Edelleuten die akademisch Gebildeten, die Kaufleute, die Handwerker, die Gast- und Schankwirte, zum Teil die höheren Dienstboten. Die Bürger lebten nach eigenem Recht, doch gab es in den Städten kein reges Gemeindeleben, denn die gebildeten Einwohner beteiligten sich an ihm nicht, und die Verwaltung wurde von den Bürgermeistern und Stadtsekretären so ziemlich nach eigenem Gutdünken gehandhabt. In gesellschaftlicher Beziehung war jede soziale Schicht streng von der anderen abgesondert, Adel, Literaten (akademisch Gebildete), Kaufleute, Handwerker bildeten Kreise, die kaum etwas miteinander gemein hatten.

Nur Mitau hatte als Sitz der staatlichen und Landeszentral-

behörden und als Stapelplatz für die Landesprodukte, die von hier aus zu Wasser nach Riga gebracht wurden, einige Bedeutung. Libau war eine kleine Stadt von etwa 10 000 Einwohnern und hatte etwas Reederei, Windau war ein Städtchen von 2000 Einwohnern, Goldingen mochte 4000 zählen, die übrigen Städte waren eigentlich nur Marktflecken.

Mitau hatte etwas über 20 000 Einwohner. Es war der Sitz des Gouverneurs, des Oberhofgerichts und des einzigen Gymnasiums des Landes, das aus dem ehemaligen „Petrinum" hervorgegangen war. Die Bevölkerung machte den Eindruck, eine wesentlich deutsche zu sein, nicht aber die Stadt, die zum größten Teil aus mit grellen Farben angestrichenen hölzernen Häusern bestand, die nur ein Erdgeschoß oder neben ihm auch ein erstes Stockwerk hatten. An diese Häuser stießen vielfach große Höfe und Gärten. Das Pflaster war abscheulich, die Beleuchtung erfolgte, sofern nicht Mondschein im Kalender stand, durch Öllampen, die an Drähten mitten über der Straße hingen. Es gab weder Wasserleitung noch Kanalisation. Man schöpfte das Wasser aus dem durch die Stadt fließenden Kanal, in den auch die Gossen mündeten, oder gewann es aus Brunnen, die sich nicht selten neben den Latrinen befanden. Die Wohlhabenden ließen sich das Trinkwasser in Tonnen aus einem Quell bei dem nahen Stadtgut Stadthof holen.

Es gab keinerlei öffentliche Anlagen. Der jetzt so hübsche Schloßgarten war ein tief liegender, mit gestapeltem Holz bedeckter Sumpf, ebenso der Platz um die lettische Kirche.

Wie überall in Kurland, so war auch hier die Gesellschaft nach den sozialen Schichten streng gesondert, und wer sich daran nicht kehrte, erregte das Mißfallen seiner Standesgenossen. Die Klasse, der meine Eltern angehörten, wurde von den „Literaten" gebildet. Im allgemeinen verstand man unter diesen die akademisch Gebildeten; aber es war da auch etwas Erbliches im Spiele: der Sohn einer alten Literatenfamilie galt als Literat, auch wenn er nicht studiert hatte. Auch die beiden Buchhändler wurden zu ihnen gerechnet. Die Literaten standen im allgemeinen in scharfem Gegensatz zum Adel

und hielten sich für die Besseren. Im Februar 1826 schrieb mein Onkel Jeannot in sein Tagebuch: „Heute hatte Onkel Kupffer wieder Ärgernis mit den Menschen. Es hatten sich nämlich einige bemüht, geadelt zu werden. „O Ihr Hunde! O Ihr Hunde! rief er über diese aus.“ Man gab viel auf das Alter der Familie — für das das Jahr der Einwanderung nach Kurland maßgebend war — und fühlte sich als Stand mit eigenen Sittengesetzen und Ehrbegriffen. Diese waren streng, das Familienleben durchgehends innig und rein. Die Verwandtschaft wurde sehr hoch gehalten und hörte sozusagen gar nicht auf, wirkte noch als Band, auch wenn sie durch weit zurückliegende Generationen entstanden war. Sehr verbreitet waren Ehen unter Geschwisterkindern oder zwischen Onkel und Nichte, und manche alte Familie degenerierte infolge dieser von der Natur nicht gewollten Verbindungen. Anderseits bewirkten sie, daß sich der Familiencharakter sehr stark ausprägte. Wurde ein Familiennamen genannt, so konnte sich der Einheimische gleich vorstellen, von welcher Art der Mann, der ihn trug, wohl sein würde.

Der Zufluß gebildeter Deutscher aus Deutschland war damals schon dadurch sehr erschwert, daß ausländische Juristen im russisch gewordenen Lande nicht mehr verwendet werden konnten. Er bestand meist nur noch — und auch das in sehr beschränktem Maße — aus jungen Theologen, die als Hauslehrer ins Land kamen, Lettisch lernten und Pastoren wurden.

Die Lebensführung der Literatenfamilien war in wirtschaftlicher Beziehung eine nur zu leichtlebige; man verlebte, was man hatte, und eine Vermögensbildung kam auch bei großen Einnahmen nur selten vor. Höchst verhängnisvoll wirkte in dieser Beziehung, daß man ganz allgemein bei allen Kaufleuten und Gewerbetreibenden Jahresrechnungen hatte, also größtenteils auf ein Jahr voraus lebte. Diese Rechnungen mußten zu Neu-Johannis, zwischen dem 12. und 14. Juni bezahlt werden. Man kann sich denken, was für Schreckenstage das waren, denn die Rechnungen lauteten natürlich immer auf höhere Beträge, als erwartet wurde.

Nur zu viele junge Literaten verließen auch schon die Universität

mit einer großen Schuldenlast und hatten lange Jahre hindurch an ihr zu tragen. In dieser Beziehung war die öffentliche Meinung unglaublich nachsichtig, und leichtsinniges Borgen der „Philister" erleichterte den jungen Leuten nur zu sehr ihr unwirtschaftliches Treiben.

Da fast alle Literaten in Dorpat studiert hatten, spielten die Erinnerungen an die Universität auch im späteren Leben noch eine große Rolle. Wer in der „Curonia" eine führende Stellung eingenommen hatte, genoß ein besonderes Ansehen, auch wenn die Leistungen des Mannes den Erwartungen nicht entsprachen, die der Jüngling erregt hatte.

Da meist Mangel an Juristen, Medizinern und Pädagogen war, pflegten sie, sobald sie die Universität absolviert hatten, gleich eine Lebensstellung zu finden. Sie blieben dann aber, falls sie nicht Staatsbeamte wurden, in der Regel auch bis zu ihrem Tode in ihr, ohne ihre Lage wesentlich verbessern zu können.

Auf dem Lande hatte sich der Adel fast alle Privilegien zu erhalten gewußt, die er den Herzögen abgerungen hatte. Nur dem kurländischen Adel angehörende Personen durften Güter besitzen, andere Leute, z. B. livländische Edelleute, durften sie nur auf 99 Jahre als „Pfandbesitz" erwerben und mußten sie nach Ablauf dieser Frist gegen Ersatz der nachweisbaren Meliorationen zum Ankaufspreise den Erben der früheren Besitzer wieder zur Verfügung stellen. Nur einige kleinere Güter, die sogenannten „bürgerlichen Lehn" unterlagen nicht diesem Gesetz. Die ganze Verwaltung und die gesamte Justiz lagen in den Händen des Adels. Das Land zerfiel in zehn Hauptmannschaften, an deren Spitze je ein Hauptmann (Landrat) stand. Je zwei Hauptmannschaften bildeten eine Oberhauptmannschaft. Dem entsprechend gab es Hauptmanns- und Oberhauptmannsgerichte und als oberste Instanz das Oberhofgericht. Alle diese Richter mußten dem kurländischen Adel angehören. Um Assessor zu werden, brauchte man keinerlei Examen zu machen; den Zugang zum Hofgericht öffnete eine vor diesem abgelegte Prüfung, die sehr geringe Anforderungen an die Kandidaten stellte. Das ungeheuerlichste Privileg bestand in

dem allgemeinen Jagdrecht. Jeder kurländische Edelmann durfte im ganzen Lande ohne Einwilligung des in Frage kommenden Grundbesitzers nach Herzenslust jagen, auch mit einer Meute.

Diese Zustände wären ganz unerträglich gewesen, wenn sich nicht unter dem Adel ein starker Korpsgeist ausgebildet hätte, der den Einzelnen in Schranken hielt. Die Gesellschaft übte eine große Macht und machte von ihr einen wohltätigen Gebrauch. So mangelhaft diese Richter und Verwaltungsbeamten auch vielfach für ihren Beruf vorbereitet waren, so gab es unter ihnen doch viele aufrechte und ehrenwerte Männer, und diese rein ständischen Gerichte waren nicht so schlimm, wie sie hätten sein können. Im allgemeinen wurde das Land leidlich verwaltet. Es herrschte gute Ordnung, und die öffentliche Sicherheit war so groß, daß auf dem Lande nachts keine Haustür geschlossen wurde. Und dabei war die den Hauptleuten zur Verfügung stehende Polizeimannschaft eine lächerlich geringe. Sie bestand aus einigen „Ministerialen", die im Volksmunde „Steppchen" hießen. Die Wege ließen freilich noch viel zu wünschen übrig, waren aber immerhin schon besser als im benachbarten Litauen.

Die Edelleute standen in wirtschaftlicher Beziehung weit über den Literaten, sie waren sparsam, ja, nicht ganz selten geizig. Infolgedessen war ihr Wohlstand in stetem Wachsen. Sie bewirtschafteten ihre Güter fast immer selbst. Die jüngeren Söhne wurden meist Offiziere und gelangten oft im Heeresdienst zu hohen Stellungen.

Da das soziale Übergewicht der Edelleute durch ihre Privilegien ein fest begründetes war, brauchten sie es nicht in kleinlicher Weise zu betonen und gaben sich im täglichen Leben schlicht und liebenswürdig. Adliger Übermut trat als solcher weniger zutage als auf höheren Kulturstufen.

Immerhin war ein starkes Selbstgefühl sehr verbreitet und äußerte sich mitunter in drolliger Weise. Davon eine Anekdote. Ein alter kurländischer Graf kam einmal zugleich mit einer Nichte Lieschen auf einer Reise durch Wenden in Livland und erfuhr von dem Gastwirt, daß am Abend ein Ball stattfinden würde. Der Graf beschloß, ihn zu besuchen, und nahm seine Nichte mit. Man ließ

das vornehm aussehende Paar ohne weiteres in die aus dem Adel der Nachbarschaft bestehende Gesellschaft eintreten und nahm an, daß die Fremden irgendwie in sie eingeführt seien. Komteß Lieschen fand auch viele Tänzer und ging von einem Arm in den andern über. Da aber die Lungen der jungen Dame nicht ganz in Ordnung waren, so sprach ihr Onkel den Wunsch aus, sie möchte nicht mehr tanzen. Als sie in ihrer Tanzlust den Wunsch nicht gleich erfüllte, stellte sich der Graf mitten in den Saal und rief der auf einer Empore ihres Amtes waltenden Musikkapelle zu: „Hören Sie auf, hören Sie auf, die Komtesse wird nicht mehr tanzen!" Der aufs höchste befremdete Leiter der Gesellschaft fragte ihn natürlich, wie er darauf komme, so selbstherrlich über die Musik zu verfügen und erhielt darauf zur Antwort: „Die Komtesse soll eben nicht mehr tanzen." „Mein Herr", hieß es nun unwillig, „wer sind Sie denn überhaupt?" Darauf der Graf, indem er seine Rechte schwer auf die Schulter des Fragenden legte: „Junger Mann, junger Mann! Ich bin vornehm! Ich bin furchtbar vornehm! Mir graut, wenn ich daran denke, wie vornehm ich bin! Ich bin der Graf so und so."

Die Adelskorporation erwies sich, wenn es sich um ihr nahe stehende Personen handelte, als großherzig und hilfsbereit.

Eigenartig war die Sitte, die Grundbesitzer, wenn man von ihnen sprach, nicht mit ihren Familiennamen, sondern nach ihren Gütern zu benennen, indem man an den Gutsnamen ein „sche" hängte. Der Baron von der Recke-Neuenburg z. B. hieß „der Neuenburgsche", seine Frau „die Neuenburgsche Frau", seine Familie „die Neuenburgschen". Man bezeichnete aber auch die Pastoren so, „der Neuenburgsche" konnte also der Gutsbesitzer oder der Pastor sein. Verkaufte eine Familie ihr Gut und erwarb ein anderes, so wechselte, sofern von ihr die Rede war, auch ihr Name. Das muß Fremden die Orientierung sehr erschwert haben, den Einheimischen war es aber ganz geläufig, wer zurzeit gerade z. B. „der Grenzhöfsche" war.

Die Vornamen wurden allgemein durch Kosenamen ersetzt, die oft die Bezeichnungen waren, die sich die Betreffenden als kleine Kinder selbst gegeben hatten, und die dann mitunter greuliche Klang-

gebilde ergaben. So wurde aus Dietrich — „Ducke", aus Theodor — „Tetsche, Tidde, Thekull" und ähnliche Ungetüme. Eine Wärterin sollte einmal auf die Frage, wie der ihrer Pflege anvertraute Kleine heiße, geantwortet haben: „Eigentlich heißt er Karl; wir haben den Namen aber abgekürzt in Karluschenkachen."

Politischen Einfluß hatte nur der Adel, denn im Landtage waren die Städte nicht vertreten.

Die Bauern waren seit 1819 von der Leibeigenschaft, die zur Zeit der russischen Herrschaft in ganz unverhüllte Sklaverei übergegangen war — bot man doch die Leute in den Zeitungen einzeln feil, und gab es doch Sklavenhändler, die Sklaven aufkauften und ins Innere des Reiches brachten —, befreit, aber in den meisten Gegenden des Landes sehr arm. Weite Strecken, über denen heute Kornfelder im Winde wogen, waren damals „Unland", das „Attmatte" hieß und aus an Maulwurfshügel erinnernden, vom Vieh ausgetretenen Bülten bestand, die ein kurzes, schlechtes Gras bedeckte. Solche Attmatten umgaben jeden Herrenhof, jedes Gesinde (Bauernhof). Die Gesinde bestanden aus vier kleinen mit Stroh gedeckten Holzhäusern: dem Wohnhaus, Pferdestall, Viehstall und der Scheune, die, ohne miteinander zusammenzuhängen, einen Hof umgaben. Etwas abseits lag die Riege, in der das Korn im Stroh gedörrt wurde. Das Wohnhaus hatte keinen Schornstein, und der vom offenen Herde aufsteigende Rauch fand seinen Ausgang durch die Tür, die aus einer unteren und einer oberen, bei leidlichem Wetter offen bleibenden Hälfte bestand. Infolgedessen waren Erblindungen sehr häufig. Nur die Krüge, die wohl in der ersten Zeit der deutschen Herrschaft immer von Deutschen gehalten wurden, waren im Stil des niederdeutschen Bauernhauses gehalten.

Der zu den Bauernhöfen gehörige Acker war wenig umfangreich; die Weide bildete die Attmatte. Das Vieh und die Pferde waren kleine, unansehnliche Tiere, die Kühe meist Rotschimmel oder von grauer Farbe, die Schweine hochbeinig und schwarz oder schwarz und weiß gefleckt, die Schafe Träger grober Wolle.

Das Land wimmelte von Bettlern, die vor den Kirchentüren

und vor den Krügen Kirchenlieder sangen oder von Haus zu Haus zogen. Letzteres mitunter in einem Wagen, dessen Räder keine Speichen hatten und den eine jämmerliche Mähre zog.

Die Bauern trugen in der Umgebung Mitaus hellgraue Jacken und Beinkleider aus einem von ihnen selbst gefertigten Stoffe, zylinderförmige Hüte ohne Krempen und an den Füßen Sandalen, die „Pasteln" hießen. Die Frauen trugen braune Mieder und grellbunte, längsgestreifte Röcke, die man „Lindrock" nannte. Wenn sie ritten, saßen sie nach Männerart zu Pferde.

Die einzige geistige Bildung kam den Bauern von den Geistlichen. Da der Protestantismus in der heiligen Schrift die alleinige Quelle der Offenbarung sieht und keinen Unterschied zwischen Klerikern und Laien kennt, verlangt er von seinen Bekennern kategorisch die Fähigkeit, die Bibel zu lesen. Diese sollte denn auch hier von den Müttern mit Hilfe der Geistlichen auf die Kinder übertragen werden und wurde zur Vorbedingung für die Konfirmation gemacht. Um diesen Unterricht zu überwachen, besuchten die Pastoren die Gesinde. Man nannte diese Fahrten die „Gebetfahrten", und sie boten den Geistlichen die erwünschte Gelegenheit, mit ihren Pfarrkindern in nähere persönliche Berührung zu kommen. Mitunter wurde ihre Wirkung vielleicht dadurch etwas eingeschränkt, daß die Sitte bei dieser Gelegenheit eine Spende seitens des Besuchten verlangte. Diese Sitte gab zu manchem billigen Spott Anlaß.

Der Bauer war noch erfüllt von altheidnischem Aberglauben, der sich auch in die kirchlichen Feiern drängte. So wurde z. B. noch das Begräbnis zum ländlichen Fest. An der Zimmerdecke hing ein mit aus dem weißen Mark der Weide hergestellten Kränzen geschmückter Kronleuchter, unter dem die Gäste tüchtig aßen und tranken, während der offene Sarg mit dem Toten neben ihnen stand. Nachdem der Geistliche die Leiche eingesegnet hatte, schritten Musikanten vor dem Leichenwagen her und spielten Tänze, die die Leidtragenden mit dem Läuten von Handglöckchen oder mit Gesang begleiteten. Auf dem Friedhof wurde der Sarg noch einmal geöffnet, und man überzeugte sich, ob das Reisegeld und „was man ihm sonst noch

mitgegeben hatte", auch an Ort und Stelle war. Nach der Bestattung ging es wieder beim Klang fröhlicher weltlicher Lieder ins Sterbehaus, und dann wurde lustig gezecht und getanzt.

So berichtet ein Amtsbruder meines Vaters.

Unter diesen armen, rohen und unwissenden Menschen waren naturgemäß Trunksucht und Unzucht verbreitete Laster.

Jedem Herrn — und zu diesen gehörte auch der Geistliche — küßte der Bauer, wenn er zu ihm vertraulich stand, den Rockärmel, sonst den Rockschoß. Den Pastor redete er mit „Gnädiger Kirchenherr" an. Später nannte er ihn „Gnädiger Lehrer". In seinem Gebahren war er noch ganz Sklave.

Die Landwirtschaft wurde noch nach der Urväter Weise betrieben. Der Acker zerfiel in drei Felder, von denen abwechselnd eins mit Wintergetreide, das zweite mit Sommergetreide bestellt wurde, während der dritte, das Brachfeld, unbestellt blieb und dem Vieh, den Schweinen und den Gänsen als Weide diente. Die herrschaftlichen Felder wurden durch die Frohn bestellt, d. h. jedes Gesinde schickte, je nach seiner Größe, einen Mann und ein Pferd, oder nur einen Mann, oder einen Jungen täglich oder so und so oft wöchentlich auf den Hof. Die Ackergeräte waren meist erbärmlich, die Räder der kleinen Wagen zeigten mitunter nicht einmal einen eisernen Reif, und ihre hölzernen Achsen wurden durch eingetriebene Stückchen von zerschlagenen alten Kesseln haltbar gemacht. Um die Düngerfuhr und die Flachsernte schneller bewältigen zu können, gab es eine merkwürdige Einrichtung, die „Talk" hieß. Man lud die Nachbarn zur Mithilfe ein und bewirtete sie nach getaner Arbeit reichlich mit Essen und Freibier. Auf diesen Talken ging es meist sehr ausgelassen her, und es wurde fleißig getanzt.

In unserer Gegend heiratete der Bauer ganz allgemein nur, wenn er sich durch die Erfahrung überzeugt hatte, daß er von seiner Auserkorenen Nachkommenschaft zu erwarten hatte. Dann aber allerdings immer.

Die Knechte, die für ein Jahr, das von Georgi (23. April) zu Georgi lief, in Dienst genommen wurden, waren verhältnismäßig

sehr gut gestellt, und es galt oft kaum für einen Vorzug, Wirt (Inhaber eines Gesindes) zu sein, zumal ein gesellschaftlicher Unterschied zwischen Wirten und Knechten erst in den ersten Anfängen bestand.

Der Gutsherr verfügte über eine sehr weit gehende Disziplinargewalt, und die Bauern waren in jeder Beziehung ganz und gar von ihm abhängig.

Es gab damals auf dem Lande außer den als Beamte auf den Gutshöfen lebenden noch eine ganze Anzahl zersprengt in Krügen oder als Einlieger in Gesinden wohnender Deutscher. Sie waren oft sogenannte „Böhnhasen", d. h. nicht den Zünften angehörende Handwerker. Die zünftigen Meister in den Städten hatten die Tendenz, nur die Söhne oder Schwiegersöhne von Meistern in die Zünfte aufzunehmen und hielten sich die ihnen nicht erwünschten jungen Leute dadurch vom Leibe, daß sie sie als Gesellen- oder Meisterstücke Gegenstände anfertigen ließen, deren Material sehr kostbar war, und die deshalb gar nicht oder doch nur schwer verkäuflich waren. Noch in meiner Jugend gingen oft wohltätige Gönnerinnen solcher Examinanden von Haus zu Haus und boten Lose von einer Lotterie an, mit deren Hilfe solch ein Meisterstück in Geld umgesetzt werden sollte. Die Meister hatten auch das Recht, während die Probearbeit entstand, auf Kosten ihres Verfertigers sich's bei Speise und Trank wohl sein zu lassen. Es war mithin auch dem Fleißigen und Geschickten nicht leicht gemacht, Meister zu werden, und der Arme wurde nur zu oft Böhnhase.

Da sich um diese Leute niemand kümmerte und für sie auch keine Schulen entstanden, als man lettische schuf, sind diese „Kleindeutschen" — so wurden sie genannt — später zu Letten geworden.

Man darf übrigens aus deutschen Familiennamen bei den Letten nicht immer auf deutsche Herkunft schließen. Die Letten hatten, so lange sie Leibeigene waren, keine Vornamen und erhielten sie erst nach Aufhebung der Leibeigenschaft. Das wurde nun so gemacht, daß die Gemeindeschreiber willkürliche Namensverzeichnisse entwarfen und die Letten sich einzelne wählten. Daher Namen wie Weinberg, Weinthal, Rosenberg, Rosenthal usw. In meiner Jugend hafteten

4*

diese Namen nicht selten nur ganz locker im Gedächtnis ihrer Träger, und die Pastoren hatten dann ihre liebe Not mit den Taufscheinen. Es kamen auch noch deutsche Namen mit häßlicher Bedeutung vor, die roher Witz den Ahnungslosen gegeben hatte.

Durch die so aristokratische Welt der Deutschen im Lande ging doch auch wieder ein ausgesprochen ausgleichender Zug, indem über die Stellung des Einzelnen in der Gesellschaft im wesentlichen die Geburt entschied und der Kurländer, der es im Staatsdienst zu den höchsten Ehren gebracht hatte, zu Hause nicht mehr galt als sein Bruder, der ein kleines Landgut besaß oder ein bescheidenes Amt bekleidete. Beide waren und blieben die Söhne ihres Vaters. Auch war man überhaupt abgeneigt, eine Autorität als solche anzuerkennen. Der jüngste Geistliche verkehrte z. B. mit dem Generalsuperintendenten auf ganz gleichem Fuß. Versuchte der Inhaber einer autoritativen Stellung eine Überlegenheit geltend zu machen, so konnte er sicher sein, die öffentliche Meinung des ganzen Landes gegen sich zu haben.

Das hatte eine erfreuliche und eine schädliche Folge. Eine erfreuliche, indem dadurch dem tüchtigen Einzelnen eine Bewegungsfreiheit gewährt wurde, wie sie ihm in einem Lande, in dem Vorgesetzte befehlen und Untergebene gehorchen, nie zuteil werden kann, eine schädliche, indem auch untaugliche, ja offenkundig schädlich wirkende Personen ungestört im Amt blieben.

Dieselbe Toleranz wurde auch in gesellschaftlicher Beziehung geübt. Wurde von jemandem tadelnd gesprochen, so hieß es wohl: „Aber so laß ihn doch nur! Er ist doch nun einmal so. Du wirst ihn nicht ändern, ich werde ihn nicht ändern; wir müssen ihn eben verbrauchen, wie er ist." Und man verbrauchte ihn so, wie er war. Es kannte eben jeder jeden und trug ihn mit Geduld. Witz und gute Laune standen hoch im Preise; wer über sie verfügte, konnte sicher sein, daß man auch über sehr große Lücken in seiner Bildung nachsichtig hinwegsah. Daraus entwickelte sich ein gewisses derbes Naturburschentum, das man bei Männern und Frauen, sofern es in den Grenzen des Anstands blieb, nicht ungern sah, das aber nicht

ganz selten in Kraftmeierei und hin und wieder in Renommage mit Roheit und Unbildung ausartete.

Man war sehr stolz darauf, ein Kurländer zu sein und verhielt sich Fremden gegenüber zunächst durchaus ablehnend. Als Fremde galten aber auch schon die Livländer und Estländer. Auch sie wurden anfangs mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet, das nur sehr allmählich schwand. Solche Einwanderer waren übrigens sehr seltene Vögel.

Diese Engherzigkeit wurde einigermaßen dadurch entschuldigt, daß Reisen innerhalb der drei Länder ebenso unbequem wie kostspielig waren. An den großen Heerstraßen lagen in einer Entfernung von 3—4 deutschen Meilen voneinander Poststationen, auf denen man Pferde erhielt. Bekam der Postillion ein reichliches Trinkgeld, so fuhr man außerordentlich schnell; man war aber nie sicher, gleich Pferde zu bekommen, denn reisende Beamte, Offiziere oder Personen, die sich die eigentlich nur für diese bestimmte Podoroschna (eine Art Fahrpaß) verschafften, hatten ein Vorrecht auf sie, und waren keine zu haben, so hieß es eben geduldig warten. Wer im eigenen Wagen reiste, erlitt auf den schlechten Wegen oft Havarie, und wer die Postwagen benutzte, wurde halbtod geschüttelt; denn diese Wagen bestanden in einem offenen, auf Achsen gesetzten viereckigen Kasten, in den man als Sitz einen mit Stroh gefüllten Sack getan hatte. Das Reisen mit der Post war überdies sehr teuer und nur auf den großen Heerstraßen möglich.

Regelmäßige Postverbindungen gab es nur zwischen Mitau und Riga und Riga und Petersburg. Von welcher Art Reisen waren, die man mit ihrer Hilfe unternahm, ergibt sich aus dem Briefe meines Großvaters.

Reiche Gutsbesitzer reisten wohl in der Weise, daß sie Gespanne vorausschickten und die Pferde dann in einem Kruge wechselten, das war aber doch nur möglich, wenn die Reisen nicht sehr weite waren. Unternahm man solche mit eigenem Fuhrwerk, so wurden sie natürlich sehr verlangsamt, und die Nachtlager in den Krügen boten wenig Bequemlichkeiten. Wer weder mit der Post noch mit

eigenen Pferden reisen konnte, suchte sich die Erlaubnis zu erwirken, irgendein leer in die Gegend zurückkehrendes Fuhrwerk zu benutzen, in die er wollte.

Man begreift, daß es unter diesen Umständen niemand in Kurland gelüstete, zu seinem Vergnügen die reizenden Ufer der livländischen Aa oder der Perse aufzusuchen, oder gar nach Reval zu gehen, um sich vom Dom aus am Anblick der hier so herrlichen Meeresküste zu weiden.

# Meine Eltern nach ihrer Verheiratung

Mein Vater war während seiner vierzehnjährigen Tätigkeit als Geistlicher nach vier Richtungen hin tätig: als Prediger, als Seelsorger, als Begründer von Schulen und als Schriftsteller im Interesse des lettischen Volkes.

Wenn mir jemand, der meinen Vater noch hatte predigen hören, von dem empfangenen Eindruck berichtete, wandte er ausnahmslos das Schriftwort auf ihn an: „Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten." Stand er auf der Kanzel, so war seine leidenschaftliche Seele ganz von dem heißen Verlangen erfüllt, seine Zuhörer mit dem Geist zu erfüllen, der ihn beherrschte und beglückte. Er brauchte die Worte, die Bilder, die ihm eben zur Hand waren und scheute — zum Ärger der Schriftgelehrten — auch die derbsten nicht. Er predigte ganz auf den Erfolg hin, wollte die Selbstgerechten erschüttern, die Irregehenden auf den rechten Weg zurückführen, die Leidtragenden trösten. Oft verließ der kränkliche Mann die Kanzel schweißbedeckt, zum Tode ermüdet.

„Unbekümmert um den Beifall der Welt," berichtet ein Zeitgenosse, „sprach Pantenius aus, was er dachte, und sein Tun stimmte mit seinen Reden überein. Er wählte nicht ängstlich die Worte, sprach vielmehr gerade und offen, wie es auch kam, einerlei, ob er es mit Hoch oder Niedrig zu tun hatte. Ein zartes Fräulein hätte freilich erröten müssen, wenn ihre Ohren die starken und derben Worte der Wahrheit gehört hätten, mit denen Pantenius die Sünde geißelte. Er sprach dann klar und nackt und führte die Zuhörer an der Hand des Wortes Gottes bis an die geheimsten Spuren der Sünde und beleuchtete die verborgensten Winkel der Seele. Ob sich

auch viele über seine Strenge ärgerten, so war seine Kirche doch immer bis auf den letzten Platz gefüllt."

Für die Seelsorge war mein Vater ganz besonders geeignet. Kannte er doch die Bauern von Kindheit an und hatte er doch immer jede Gelegenheit benutzt, um unter ihnen zu leben. So wußte er, wie sie empfanden und dachten, war ihm bekannt, wo jeden der Schuh drückte, und so gewann er Fühlung mit jedem einzelnen. Sein Wartezimmer war immer erfüllt von Leuten, die seine Hilfe oder seinen Rat in geistlichen oder weltlichen Dingen in Anspruch nahmen, und er half, soweit er irgend konnte, führte die einfachste Lebensweise, um möglichst viel helfen zu können. Er griff auch hier gelegentlich sehr derb zu, aber man nahm ihm das nicht übel. Er hatte gar nichts von der Herrenart, die damals auch so vielen Pastoren eigen war, stellte sich immer ganz brüderlich zu den Leuten und nahm an allen ihren Festen teil. Meiner Mutter, die sehr exklusiv veranlagt war, mag es oft nicht leicht geworden sein, ihm auf diesem Wege zu folgen, Leute an ihrem Tisch zu sehen, denen ihre sozialen Gewohnheiten ganz fremd waren, und ihrerseits an Festmahlzeiten teilzunehmen, bei denen als Betätigung des Wohlstandes der Gänsebraten dick mit Zucker bestreut wurde. Aber sie ging mit ihrem Wilhelm in diesen Dingen wie in allen andern durch dick und dünn.

Große Leiden erwuchsen meinem Vater aus seiner Tätigkeit als Gefängnisprediger. Die Strafen, die nach den herrschenden Gesetzen verhängt wurden, waren noch äußerst brutal. Räuber und Mörder wurden auf einem schwarzen Wagen durch die Stadt geführt, mit einem Brett vor der Brust, auf das ihr Verbrechen und die Strafe, die ihrer harrte, geschrieben war. Am Richtort wurden sie an einen Pfahl — die Kaak — gebunden, ausgepeitscht und dann an Stirn und Wangen mit glühendem Eisen gebrandmarkt. Die weiche Seele meines Vaters litt unsäglich, wenn er die Unglücklichen bis zur Stätte der Strafvollstreckung begleiten mußte.

Ich bin auf dem Wege zur Schule noch mehrfach solchen Wagen, die immer eine Masse Pöbel begleitete, begegnet. Der Anblick war

im höchsten Grade abstoßend und konnte auf das Volk nur verrohend wirken.

Als mein Vater sein Amt antrat, gab es in der Stadt eine lettische Schule, in den Landgemeinden keine einzige. Indem er daran ging, auch in ihnen Schulen ins Leben zu rufen, kam es ihm sehr zustatten, daß der eingepfarrte Adel ihm so freundlich gesinnt war und die Gutsbesitzer schnell seine persönlichen Freunde wurden. Von dieser Seite fand er warme, tatkräftige Unterstützung. Viel schwerer war es, die Bauern von dem Nutzen der Schulen zu überzeugen, denn viele von ihnen waren durchaus nicht geneigt, ihre Kinder, statt sie zum Hüten der Schweine und Gänse zu benutzen, in die Schule zu schicken; zumal sie sich davon keinerlei Nutzen für sie versprachen. Sie selbst sollten ja auch bei Errichtung der Schulen mitarbeiten und allerlei Opfer bringen. Nur allmählich gelang es meinem Vater, diesen Widerstand zu brechen und nach und nach sechs Schulen ins Leben zu rufen. Im Jahre 1836 schrieb er an einen lettischen Freund: „Augenblicklich fehlt es mir noch ganz an Schulen, aber ich ringe gewaltig danach, noch in diesem Jahre drei Schulen in meiner Gemeinde zu errichten. Der Riese ‚Ist-noch-nie-dagewesen‘ ist mein Feind, aber ich spreche: ‚Ist Gott für mich, wer mag wider mich sein?‘ Wird denn Gott nicht mein Flehen erhören und mir Schulen schenken? Ein Haus einreißen ist leicht, aber eins aufbauen macht viele Mühe; jemand zum Sklaven machen, ist leicht, aber ihn begreifen lehren, was Freiheit ist, ist sehr schwer. Gott allein weiß, ob wir die Tage erleben werden, in denen der Lette erkennen wird, daß ein ungebildeter und ungeschickter Mensch ebensowenig bessere Tage erwarten kann als ein Sklave oder Leibeigner.“

Aber woher die Lehrer nehmen? Hier hieß es wieder, sich selbst helfen. Mein Vater nahm begabte junge Leute als Diener ins Haus und bildete sie am Abend zu Lehrern aus. Dank seiner großen pädagogischen Begabung und des starken Einflusses, der von seiner Person ausging, gelang es ihm, ein tüchtiges, für seinen Beruf begeistertes Lehrerpersonal heranzubilden, das mit großer Liebe an ihm hing und in engstem Zusammenhang mit ihm blieb.

Später entstand unter der Leitung des trefflichen Sadowsky, eines Ostpreußen, das von der Ritterschaft errichtete Volkslehrerseminar in Irmlau, aber dieses konnte den schnell steigenden Bedarf an Volkslehrern nur ganz allmählich befriedigen und war überdies der reaktionären Partei im Landtage ein Dorn im Auge. Sie stellte sogar den Antrag, es wieder eingehen zu lassen, und seine Freunde brachten ihn hauptsächlich nur durch den Hinweis zu Fall, daß Sadowsky dann ja nach seinem Vertrage sein Leben lang das Gehalt ohne jede Gegenleistung ausgezahlt werden müßte.

Ärgernis aber nahmen die Herren in erster Reihe daran, daß Sadowsky die jungen Diener, Piqueure, Gärtner, die er zu Volkslehrern erziehen sollte, ganz bewußt mit deutschem Geist erfüllte. Sie sahen darin eine Anleitung zu Dünkel und Überhebung. Sadowsky wußte in seiner heiteren, geistreichen Weise von diesen Nöten höchst interessant zu erzählen.

Mein Vater stand in der nationalen Frage auf einem ganz andern Standpunkt und sah es höchst ungern, wenn ein Lette zum Deutschen wurde. Er sah darin einen sittlich unzulässigen Abfall von der Nationalität, der sein ganzes Herz gehörte. Das Lettische war ihm durchaus Muttersprache, und er war bemüht, es als Schriftsprache möglichst aus- und weiterzubilden. Dazu diente ihm in erster Reihe eine von ihm herausgegebene lettische Zeitung, für die er unermüdlich Mitarbeiter warb, und die sich einen großen Leserkreis gewann. Er veröffentlichte ferner eine Reihe kleiner Schriften, in denen er lettisches Leben zum Teil mit Witz und Laune schilderte, gab auch einen Kalender heraus, für den er selbst viel schrieb. Als Vorsitzender der Lettisch-literarischen Gesellschaft nahm er auch an den wissenschaftlichen Bestrebungen im Interesse der lettischen Sprache teil. So plante er eine deutsche Sprachlehre für Letten, starb aber, ehe er sie ausführen konnte.

In einem Nachruf nach seinem Tode sagte ein Lette von ihm: „Was Pantenius schrieb, verdiente gelesen zu werden. In den 14 Jahren, in denen er die ‚Lettische Zeitung‘ redigierte, hatte sie einen ganz neuen Wert gewonnen. Er regte die Mitarbeiter nicht

nur zur Arbeit an, sondern veranlaßte sie auch, gemeinverständlich zu schreiben. Seine eigenen Schriften aber waren und blieben Meisterwerke, die niemand erreichen wird. War er doch für uns Letten wie geboren und geschaffen und fühlte sich berufen, ganz für uns zu leben."

Überblickt man die so vielseitige Tätigkeit des dabei stets kränkelnden Mannes, so begreift man kaum, wie er das alles leisten und sich doch noch in dem Maße seiner Familie widmen konnte, wie es geschah.

Aber ich kehre zunächst zu den Anfängen dieses Familienlebens zurück.

Das Pastorat des ersten lettischen Geistlichen war so baufällig geworden, daß meine Eltern es nicht bewohnen konnten und bis zur Errichtung eines neuen Hauses zur Miete wohnen mußten. Zu ihrem Hausstand gehörten von vornherein außer Moritz Conradi auch noch ein anderer Bruder meiner Mutter, Hermann, und der Pastor emeritus Köhler. Außerdem mußten, um dem schmalen Gehalt zu Hilfe zu kommen, auch noch zwei Pensionäre ins Haus genommen werden. „Ich hatte", erzählt meine Mutter, „Arbeit die Fülle, aber wir fanden doch noch Zeit, viel miteinander zu lesen. Jede Predigt, jede andere Arbeit las Wilhelm mir vor; wir lasen die Bibel, die ich so wenig kannte; er suchte überall meiner mangelhaften Bildung nachzuhelfen. Wie geschwind lernt sich's, wenn der Geliebte der Lehrmeister ist, man ihn hoch über sich sieht und zu ihm empor will! Wenn er müde von der Arbeit heimkehrte, fand er immer noch freie Stunden für mich; seine Liebe war eine geistige, sein innerstes Wesen Liebe.

Unser Bekanntenkreis war ein großer und sehr angenehmer. An jedem Sonnabend versammelten sich Wilhelms Freunde bei uns, die bei einfacher Bewirtung stets eine fröhliche Gesellschaft bildeten. Wir lebten auch viel mit der Gemeinde. Jeder Schulmeister von nah und fern ward zu Tisch geladen; dann und wann tranken auch ein Wirt und eine Wirtin mit uns Tee. Wilhelm war ja der Freund der ganzen Gemeinde, die seinen Eifer für ihr Wohl mit allen

Zeichen der Liebe belohnte. Wir nahmen auch das Abendmahl mit ihr und ich besuchte regelmäßig die lettischen Gottesdienste."

Besonders befreundet war mein Vater mit dem Baron Theodor von der Osten-Sacken, der damals als Oberhofgerichtsadvokat in Mitau lebte, aber noch bei Lebzeiten meines Vaters durch Erbgang Majoratsherr von Dondangen, der größten Herrschaft des Landes, wurde; ferner mit dem Oberhofgerichtsadvokaten Karl Neumann, dem Pastor und dem Gymnasiallehrer Kruse, dem Buchhändler Lukas, dem Bankier Westermann. Mit dem Bruder Alexander, der als Oberhofgerichtsadvokat auch in Mitau lebte, stellte sich kein inniges Verhältnis her. Die beiden waren allzu verschieden. Meine Mutter aber war mit diesem Schwager innig befreundet.

Es lag in der Natur meines Vaters, viel mit sich selbst unzufrieden zu sein, und meine Mutter mußte immer wieder trösten und aufrichten. Besonders viel machte meinem Vater ein angeborener Jähzorn zu schaffen. In einem Briefe aus Degahlen schreibt er der Braut: „Heute Morgen wurde ich wach, nehme die Uhr vom Nagel; sie geht, und es ist halb zwei. Ich nehme sie wieder; sie geht; es ist drei. Ich denke an Dein Wort: steh doch nicht so früh auf; denke an Lutherus. Die Uhr ist vier; da kommt Werner herein. Ich, erstaunt: Was ist denn die Uhr? Antwort: sieben. Du Bestie sollst mich nicht mehr betrügen! Und im Nu warf ich die Butterbüchse, die mich so gewaltsam ins Bett gesperrt hatte, mir die jetzt über alles kostbare Morgenstunde genommen, an die Wand, daß sie in tausend Stücke zerschlug."

Mein Vater war schon lange Prediger, als ihm sein Jähzorn diesen Streich spielte: Eine Bäuerin klagte ihm, daß ihr Mann sie arg mißhandele, und mein Vater ließ ihn zu sich kommen. Als dieser Mann — wie mein Vater glaubte, in das Zimmer trat, wurde der Jähzorn Herr über ihn. „Ich will Dir zeigen," rief er, „wie man mit einem Mann umgeht, der sich nicht scheut, sein wehrloses Weib zu mißhandeln," ohrfeigte den Sünder und warf ihn zur Tür hinaus. Nach einer Weile trat der Mann wieder ins Zimmer und sagte

schüchtern: „Ich bin ja gar nicht verheiratet". Er war gar nicht der Übeltäter.

Mehrere Kinder wurden meinen Eltern geboren und starben wieder nach kurzer Zeit. Erst eine im Jahre 1839 geborene Tochter Natalie blieb ihnen erhalten, und zu ihr gesellte sich 1841, nachdem wieder ein Kind früh gestorben war, eine andere, Johanna. Dann starb 1842 wieder ein Töchterchen, das nur einen Monat alt wurde.

Die Eltern hatten mittlerweile das neue Pastorat bezogen, ein stattliches, steinernes Haus, das aber zwei fensterlose Zimmer hatte. Man betrat es von einem in den Hof führenden Torweg aus. Aus dem Vorraum führte eine breite helle Treppe in das obere Stockwerk, das einschließlich des dunkeln fünf geräumige Zimmer enthielt, und in dem sich die Wohn- und Schlafräume befanden. Zu ebener Erde lagen zur Straße hinaus zwei große Arbeitszimmer meines Vaters, wieder ein dunkles Zimmer und das in einem Flügel nach dem Hof gelegene Speisezimmer. Eine Wendeltreppe verband die beiden dunklen Zimmer miteinander. Die rechte Seite des Hofes nahm ein langgestrecktes Gebäude ein — die Herberge —, das ein Dienstbotenzimmer, den Pferdestall und eine Holzscheune enthielt. Da mein Vater viel über Land fahren mußte, hielt er sich vier Fahrpferde und ein Reitpferd. An den Hof grenzte ein kleiner Garten, in dem drei große Kastanienbäume und drei Linden standen. Dieses Haus wurde mein Geburtshaus, und ich habe in ihm durch lange Jahre viele schöne und viele traurige Tage verlebt.

Ich wurde am 10./23. Oktober 1843 geboren, an einem Sonntag, während die Glocken der Kirchen den Gottesdienst ausläuteten. „Drei Tage hatte ich", schreibt meine Mutter, „in Lebensgefahr geschwebt, aber der Junge war so kräftig, daß die Freude darüber mir Kraft gab." Weniger erfreut war meine ältere Schwester. Als sie mich, der ich mit schwarzem Haar und sehr dunkler Gesichtsfarbe zur Welt kam, zum erstenmal sah, rief sie erschreckt aus: „Wenn das nur kein Zigeunerkind ist!"

Meine Mutter aber schrieb damals in die Bibel, die ihr mein Vater als Bräutigam geschenkt hatte:

„Was wir, Vater, heut erflehn,
Ist wohl Großes, guter Gott!
Laß ihn uns dein würdig sehn,
Laß ihn uns, barmherz'ger Gott!
Laß ihn leben deinem Willen,
Laß ihn unsre Schmerzen stillen,
Laß ihn deine Wege gehn,
Laß dein Odem ihn umwehn.
Sei als Mann ihm noch sein Licht,
Das durch alle Wolken bricht.
Daß er nur zu dir sich hält,
Stark durch dich ist in der Welt."

Meine Taufpaten waren mein Großonkel Theodor Pantenius, der alte General, und Theodor Sacken. Nach ihnen erhielt ich den ersten Namen. Da Baron Sacken gern dichtete — er gab, wenn ich nicht irre, als alter Mann noch einen Band Gedichte heraus —, so konnte seine Patenschaft als ein Omen angesehen werden.

Ein freundlicher Gruß kam mir aus dem Kreise der Gemeinde. „Als unser Jungchen geboren werden sollte," schreibt meine Mutter, „fanden sich, in Papier gewickelt, drei Rubel im Klingelbeutel mit der Aufschrift: ‚Für das Kindchen des Herrn Pastors'." Dafür wurde ein silberner Löffel angeschafft (den ich noch besitze). Eine Fischhändlerin brachte eine Badewanne für das Erwartete.

Da meine Eltern mit Ammen schlechte Erfahrungen gemacht hatten, entschlossen sie sich auf den Rat eines jüngeren Arztes, mich mit Kuhmilch zu ernähren. Darüber herrschte nun allgemeines Entsetzen, und man beschwor meine Mutter, von ihrem Vorhaben abzustehen. Man meinte, diese Ernährung müßte das Kind verdummen. Die Eltern blieben aber fest, und ich habe noch eine Erinnerung an meine vierbeinige Amme, die unsere Hausgenossin blieb. Sie war von roter Farbe und hatte keine Hörner.

Mein Vater war ein großer Kinderfreund, und wir mußten immer um ihn sein, was dadurch möglich wurde, daß ihn unser

Treiben, auch wenn es noch so laut war, gar nicht störte. Während er an seinem Stehpult arbeitete, lärmten wir um ihn, spielten Besuch unter dem Pult und schrien dabei, daß unsere Mutter, die natürlich auch immer anwesend sein mußte, es kaum aushielt. Hatte mein Vater etwas Zeit, so tollte er mit uns wie ein Knabe. Ich sehe ihn noch, wie er mit einer kleinen Wasserspritze hinter uns her war. Die eine Treppe hinauf, die andere hinunter ging die wilde Jagd durch das ganze Haus. Ein mir zugedachter Spritzer traf neben meiner Mutter, die strickend am Fenster saß, die Wand. „Wilhelm, Wilhelm!" rief sie und erhob drohend den Zeigefinger. Die Eltern waren überhaupt immer für uns zu haben, aßen mit Todesverachtung, was die Schwestern kochten und rauchten hinterher getrocknete Kastanienstengel.

Wir waren unserer vier, denn meine Eltern hatten die Tochter des Küsters Blankenburg, Auguste, zur Miterziehung mit meinen Schwestern ins Haus genommen. Da sie nach meines Vaters Tode wieder aus ihm schied, habe ich nur eine undeutliche Erinnerung an sie.

Unsere Kinderjahre verliefen so in hellem Sonnenschein. Wir spielten in dem geräumigen Hause, im Hofe und im Garten nach Herzenslust und verkehrten viel mit den Kindern der zahlreichen Verwandten und der noch zahlreicheren Freunde der Eltern. Diese waren sehr nachsichtig gegen uns und nur in Sachen der Wahrheitsliebe streng. Man hatte mit dieser in meiner väterlichen Familie immer einen wahren Kultus getrieben, und einem Manne vom Schlag meines Vaters mußte ja auch die Wahrhaftigkeit als die vornehmste Tugend erscheinen. Um uns nun zu ihr anzuleiten, bestimmte er, daß wir nicht bestraft werden sollten, wenn wir eine von uns begangene Ungezogenheit selbst meldeten, ehe sie noch anderweitig zur Anzeige gelangt war. Das hatte zur Folge, daß ich z. B. so schnell mich die Beine trugen, aus dem Garten ins Haus stürmte und aus vollem Halse schrie: „Vaterchen, Mutterchen, ich habe die und die „Gans" geschimpft!"

Ich kann nach meinen Erfahrungen diese pädagogische Maß-

regel nicht empfehlen; denn wir logen nicht mehr, aber auch nicht weniger, als andere frei und liebevoll erzogene Kinder unseres Alters.

Eine sehr freundliche junge russische Bonne namens Jefimija überwachte unser Treiben, und unsere Dienstboten, die mit großer Liebe an unseren Eltern hingen, übertrugen diese auch auf uns Kinder. Wir haben die freundlichsten Erinnerungen an diese liebenswürdigen Menschen. Unser Kutscher stand noch ein halbes Jahrhundert als Waldaufseher im Dienst meines Onkels Moritz, und dadurch blieb auch seine Frau, die vorher bei uns Dienstmädchen war, mit uns im Zusammenhang. Auch der Diener, der ein Original erster Klasse war und auch in den Dienst meines Onkels überging, hat mir später noch seine väterliche Fürsorge angedeihen lassen. Er hat mir als Modell zum Weinthal in meinem Roman „Allein und frei" gedient. Es war damals überhaupt Sitte, daß das Gesinde im engsten Zusammenhange mit der Herrschaft stand und diese Treue für Treue gab. Fast in jedem Hause gab es alte Dienstboten, die oft sehr liebenswürdig, nicht ganz selten aber auch grillige, eigenwillige und schwer zu ertragende Personen waren.

Viele Freuden verdankte ich einer Nähterin, die ein paarmal wöchentlich in unser Haus kam. Sie war eine unermüdliche Märchenerzählerin, und da ich den von ihr erzählten Märchen später in der Märchenliteratur nicht wieder begegnet bin, so bin ich geneigt, anzunehmen, daß sie sie selbst erfand. Ganz besonders liebten wir ein Märchen, das „die Prinzessin mit dem Lausepelz" hieß, und in dem dem umherirrenden Prinzen die Aufgabe gestellt war, einen solchen Pelz zu beschaffen. Es hieß von ihm mehrfach: „Und dann ritt er, ritt er, ritt er, ritt er, — bis er an einen Wald kam." „Bitte, bitte", flehten wir dann, „lassen Sie ihn doch noch reiten", und das alte Mädchen wiederholte dann unzählige Male das „ritt er, ritt er". Die Alte war sehr häßlich und litt darunter. Eines Tages weinte sie bitterlich und bekannte meiner jüngeren Schwester auf deren Drängen, daß ihr unschönes Aussehen die Ursache ihres Schmerzes sei. „Aber Liebste," rief die Kleine, „von hinten gesehen, sind Sie wirklich gar nicht so häßlich!"

Den ersten Unterricht erhielt meine ältere Schwester von einem jungen Mädchen, namens Slevogt. Sie muß in der Erdkunde besonders anregend gewirkt haben; denn meine Schwester war bemüht, die erworbenen Kenntnisse auch auf uns zu übertragen. Sie bediente sich dazu eines runden Nähsteins, den sie, so gut es ging, in einen Globus verwandelt, und auf dem sie eine Anzahl Inseln eingetragen hatte. Diese Inseln schenkte sie uns. Meine jüngere Schwester bekam Hainan, Formosa und die Alandsinseln, ich Gothland, Ceylon, Malta, Gozzo und Camino. Wodurch die Inseln meiner Schwester besonders wertvoll erschienen, kann ich nicht mehr angeben. Gothland aber war ein wünschenswerter Besitz wegen seiner kleinen Ponnys, Ceylon wegen der Elefanten, Malta, Gozzo und Camino schätzte ich vermutlich nur wegen des Wohllautes ihrer Namen. Wie nun mit Würde immer auch Bürde verbunden ist, so verursachten auch uns unsere Herrschaften mancherlei Aufregungen, denn unsere Lehnsherrin nahm sie uns, sobald sie irgend mit uns unzufrieden war, und es bedurfte der rückhaltlosesten Unterwerfung, um wieder in ihren Besitz zu gelangen. Dieser erwies sich insofern auch für meine Kinder als wertvoll, als jedes von ihnen einmal Gelegenheit gefunden hat, in der Geographiestunde Lehrer und Mitschüler durch die Bekanntschaft mit Gozzo und Camino in gerechtfertigtes Staunen zu versetzen.

Meine Schwester Natalie, ein großes, sehr hübsches Mädchen mit einem handbreiten, rabenschwarzen Zopf und offenen, schönen Augen, war ein sehr fröhliches Geschöpf und steckte voll Schelmerei, während meine Schwester Johanna, klein und zierlich, ein ernstes, sehr gewissenhaftes und ausgesprochen religiös gerichtetes Kind war. Beide waren in jeder Beziehung sehr begabt und entwickelten sich später zu eigenartigen, edlen und bedeutenden Frauen. Naturgemäß stand mir in den verschiedenen Perioden meiner Entwicklung bald die eine, bald die andere besonders nahe; immer aber waren sie mir die liebevollsten Schwestern, und ich bin beiden gleich sehr zum innigsten Dank verpflichtet.

Unter meinen Verwandten standen mir am nächsten mein Großonkel Theodor und mein Onkel Alexander Pantenius.

Mein Großonkel war damals schon ein Greis an der Schwelle der achtziger Jahre, aber immer noch ein schöner alter Mann von vornehmer Haltung. Er sprach, wie ich schon erwähnte, Deutsch wie ein Russe. Meine Mutter erzählte sehr lustig, wie unzufrieden er nach seiner Heimkehr mit den Damen in Kurland war. „Ihr sitzt hier", sagte er einmal zu ihr, „immer wie auf Gräbbern. Bei uns, in Rußland, wenn wir ein Fest feierten, nun, die jungen Offiziere zogen meiner Frau den Atlasschuh vom Fuß und tranken aus ihm ihre Gesundheit in Champagner."

Der alte Herr war das unbestrittene Oberhaupt der Familie und wurde in allen Dingen um Rat gefragt. Er war gegen mich stets sehr gütig, und ich wäre gewiß immer sehr gern bei ihm gewesen, wenn mir nicht ein Mann, den ich oft bei ihm fand, sein Heim verleidet hätte. Dieser Mann war ein Krippenreiter. Er war im Gegensatz zu meinem stets äußerst sauber und elegant gekleideten Onkel sehr schmutzig, schnupfte und hatte Nägel mit schwarzen Rändern. Ich weiß nicht, ob ich ihm wirklich gefiel, oder ob er nur dem alten Herrn zu Liebe so tat; jedenfalls wollte er mich immer auf den Schoß nehmen und streichelte mich mit seinen greulichen Händen.

Der Alte war sehr geizig. Nachdem er einmal mehrere Monate bei Herrn von Sacken in Dondangen verweilt hatte, gab er dem Kutscher, der unterdessen seine Pferde gepflegt hatte, als Trinkgeld ein Bündel Mohrrüben und sprach dazu: „Iß das, mein Sohn, Mohrrüben sind eine sehr gesunde Speise."

Er vermachte übrigens bei seinem Tode der Ritterschaft ein nicht ganz kleines Vermögen zur Begründung einer landwirtschaftlichen Schule.

Mein Onkel Alexander, der ältere Bruder meines Vaters (geb. 1804), lebte als Oberhofgerichtsadvokat in Mitau. Er war ein sehr schöner, geistvoller Mann von weltmännischen Manieren, überaus witzig und ein sehr beliebter Gesellschafter. Er war schnell einer der geachtetsten Rechtsanwälte geworden und lebte auf großem Fuß. Er war mit einer Cousine Jenny verheiratet, die als junges Mädchen

sehr niedlich gewesen sein soll, ihm aber geistig in keiner Weise ebenbürtig war. Sie pflegte als junge Frau regelmäßig den ganzen Sommer auf dem Gute ihres Vaters zuzubringen und umgab sich, als sie älter geworden war, mit einem Stabe von unverheirateten alten Damen, der täglich bei ihr war, worüber denn die Kinder ganz den Dienstboten überlassen blieben. Ich habe auch im späteren Leben mehrfach Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie verhängnisvoll eine Vorliebe, wie die meiner Tante, dem Hausherrn werden kann. Hier nun waren überdies die Töchter zwar gescheite und liebenswürdige Mädchen, die Söhne aber sehr unbegabt. So konnte denn das Heim auf meinen Onkel wenig Anziehungskraft ausüben; er gewöhnte sich daran, seine Abende im Klub zu verbringen, und sein Leben, das anfangs zu großen Hoffnungen berechtigt hatte, dann eine Weile glänzend verlaufen war, endete schließlich in Dunkelheit und Armut. Ich erinnere mich, daß meine Mutter schon bei Lebzeiten meines Vaters einmal mit irgend jemand in meiner Gegenwart mit Sorge von dem Treiben des ihr sehr lieben Schwagers sprach, obgleich äußerlich noch alles in Ordnung war. Wir Kinder betraten sein elegantes Haus nur ungern; denn wir waren es nicht gewohnt, in die Kinderstube verwiesen zu werden und konnten auch zu den Vettern kein rechtes Verhältnis finden. Der Zusammenhang der Familien war übrigens nur ein recht loser; denn mein Onkel und mein Vater waren zu verschieden, um sich nicht gegenseitig abzustoßen.

Den jüngeren Bruder meines Vaters, Karl (geb. 1812), der Arzt geworden war und in Preekuln bei Libau lebte, sahen wir nur selten. Auch er hatte zu meinem Vater kein intimes Verhältnis. Ich habe ihn erst viel später näher kennen gelernt.

Mittlerweile kam das für uns verhängnisvolle Jahr 1848 heran. Am 31. Mai starb meine Großmutter in Neuenburg. „Unsere liebe Mutter“, erzählt meine Mutter, „hatte ihr einundachtzigstes Lebensjahr erreicht und fing an, recht hinfällig zu werden. Ich fuhr auf ihren Wunsch mit den Kindern nach Neuenburg und fand sie sehr krank. Auf den Tod längst vorbereitet, ließ sie sich vom

5*

Schwiegersohn das Abendmahl reichen und verschied wenige Tage darauf sanft. Wilhelm fand sie schon als Leiche. Ihr Tod riß eine große Lücke in den Familienkreis; ihr Mutterherz fehlte uns allen."

Ich erinnere mich noch, daß wir an das Sterbebett der Greisin geführt wurden und ihren Segen empfingen.

Wenige Wochen nach dem Tode der Großmutter brach eine furchtbare Katastrophe über Mitau herein. Am 18. Juni forderte die Cholera ihr erstes Opfer. „Die Zeitungen hatten ihr Erscheinen schon angekündigt," erzählt meine Mutter, „Furcht und Schrecken gingen vor ihr her. Wir waren mit den Kindern beim Onkel Pantenius in Grenzhof gewesen; auf der Rückfahrt begegneten wir Leuten, die uns den Ausbruch der Krankheit in Mitau mitteilten. Die Stadt war, wie im Sommer immer, sehr menschenleer, außer Wilhelm war von Predigern nur noch Lichtenstein am Ort. Wir waren kaum zu Hause angelangt, als an Wilhelm die Aufforderung erging, am Sarge der ersten an der Cholera gestorbenen Person zu amtieren. Man war damals mit der schrecklichen Krankheit nicht so vertraut wie jetzt, und ich sah den sicheren Tod für Wilhelm voraus. In Todesangst sah ich ihn zum Trauerhaus fahren, obgleich er selbst ruhig der Erfüllung seiner Amtspflicht entgegenging."

Ich habe die trostlosen Wasserverhältnisse der Stadt schon geschildert; man kann sich daher denken, wie furchtbar die Seuche sich in ihr entwickeln mußte. Sie traf meinen Vater unter den erschwerendsten Umständen. Sein Diakonus, Pastor Börger, war im November 1847 gestorben und noch nicht ersetzt. So hatte er denn die lettische Stadtgemeinde, seine Landgemeinde, die Gefängnisse und die Hospitäler ganz allein zu bedienen. Und es wurden in den Kirchenbüchern als in seinen lettischen Gemeinden verstorben nicht weniger als 403 Personen eingetragen, wobei festzuhalten ist, daß in der furchtbaren Zeit schwerlich alle Todesfälle zur Anmeldung gelangten. Meine Eltern waren rastlos tätig; ihr Haus stand Tag und Nacht offen und war angefüllt von Rat und Trost suchenden Personen. Sie hielten für plötzlich Erkrankende immer

mit warmem Mehl gefüllte Säcke bereit, in die man die Erkrankten steckte. Die Todesangst trieb auch Leute zu ihnen ins Haus, die gar nicht erkrankt waren und sich doch wie Kranke gebärdeten. Eines Abends saßen meine Eltern wieder todmüde und ganz darauf gefaßt, früher oder später auch ein Opfer der Seuche zu werden, beieinander und erwogen sorgenvoll das voraussichtliche Schicksal ihrer Kinder, als ein Mann in das Zimmer stürzte, niederfiel und sich in Krämpfen wand. Man entkleidete ihn sofort und steckte ihn in den Mehlsack; es erwies sich aber, daß er gar nicht krank war.

Viele Verwandte und Freunde starben; zwei unserer Dienstboten erkrankten und mußten von meiner Mutter gepflegt werden. Da die Bauern sich nicht mehr in die Stadt wagten, entstand auch großer Mangel an Lebensmitteln, der den Eltern freilich dadurch erspart wurde, daß ihre Freunde auf dem Lande ihnen allerlei zu des Lebens Nahrung Dienendes über den an einen freien Platz grenzendes Zaun des Gartens warfen: Hühner, Enten, Fleisch usw.

Schließlich erlag auch mein Vater den übergroßen Anstrengungen und erkrankte. Wohl gelang es der unermüdlichen Pflege meiner Mutter, ihn wieder herzustellen, aber seine Lebenskraft war gebrochen, der erst zweiundvierzigjährige Mann abgemagert und ergraut.

Ich habe aus jenem furchtbaren Sommer nur noch in Erinnerung, daß endlose Leichenzüge unter unseren Fenstern vorüberzogen und wir die Tage in sehr gedrückter Stimmung im Garten verbrachten.

Mein Vater überlebte die Cholerazeit noch ein Jahr lang und setzte in ihm mit vieler Mühe durch, daß die lettische Stadt- und die Landgemeinde getrennt wurden und erstere einen besonderen Geistlichen erhielt. Im Sommer 1849 herrschte auf dem Lande der Typhus, und mein Vater wurde bei Gelegenheit eines Krankenbesuches in einem Bauernhof angesteckt. Er war sich dessen bewußt und glaubte nicht, daß er genesen würde. Obgleich er ein großes Einkommen hatte, besaß er nichts; denn er hatte immer alles, was er nicht notwendig brauchte, an Notleidende weggegeben. Da ergriff

er denn einen Bogen Papier und schrieb mit Anspannung der letzten Kraft auf ihn:

„An die Einsassen des Mitauischen Kirchspiels.

Habt Dank für alles Wohlwollen, alle Freundschaft, alle Liebe, die Ihr mir so viel und mannigfach im Leben erwiesen habt. Gewiß, alle Eure Liebeserweisungen fielen auf keinen undankbaren Boden.

Gold und Silber hinterlasse ich den Meinen nicht; ich hinterlasse ihnen aber Eure Freundschaft und Euer Wohlwollen. Nehmt Euch meines Weibes und meiner Kinder an.

W. P."

Unter diese Zeilen schrieb nach seinem Tode eine andere Hand: Dieses waren die letzten Worte unseres verewigten Freundes an die Einsassen desjenigen Kirchspiels, in welchem er zunächst als Prediger tätig war. Der Kreis seines Wirkens war aber nicht so eng gezogen; über ihn hinaus bildete er unser Volk, war er Freund und Ratgeber, Erzieher und Wohltäter, und so gilt sein Wort auch überall, wohin er seine Liebe trug. Seine Hinterbliebenen bedürfen der Unterstützung, die er im Leben, soweit seine Mittel reichten, nie versagte. Wir Unterzeichneten wollen das Vermächtnis, daß er uns hinterließ, treu erfüllen; darum verpflichten wir uns usw.

Folgen die Unterschriften.

Das Dokument liegt vor mir. Es ist charakteristisch für den, der diesen Wechsel auf die Freundschaft ausstellte, für die, die ihn so freudig einlösten, für das Land und für die Zeit.

Achtundzwanzig Tage lang rang mein Vater mit dem Tode.

„Jula (eine Cousine) und ich", schreibt meine Mutter, „wachten abwechselnd bei unserem lieben Kranken. Am achtundzwanzigsten Tage (am 8. Juli) ließ das Fieber plötzlich nach, und Wilhelm verlangte nach den Kindern und den Dienstboten. Als sie gekommen waren, hieß er sie ein lettisches Sterbelied singen und rief, als es zu Ende war: noch! Die Leute sangen ein zweites; er lag ruhig

da. Die Kinder standen weinend am Bett; da grüßte er uns alle noch freundlich und sank zurück. Seine Seele war bei Gott!

Lange hielt ich noch seine Hand, die immer kälter und kälter wurde; halb bewußtlos hörte ich das Weinen und Schluchzen um mich her; dann wurde es dunkel vor meinen Augen, und ich verfiel in eine tiefe Ohnmacht.

Während Wilhelms Krankheit war unser Haus gedrängt voll von Menschen; zahllose Gemeindemitglieder, die vielen Freunde kamen und gingen, um nach dem geliebten Kranken zu sehen. Alte Mütterchen schlugen allerlei Hausmittel vor, die helfen sollten; eine Wirtin bat flehentlich, ihn in ihr Gesinde, in frische Landluft zu bringen.

Wilhelm hatte mich gebeten, alle meine Briefe — jedes Zettelchen war sorgfältig aufbewahrt — ihm mit in den Sarg zu legen. Sein Kopf ruhte auf diesen Blättern."

„Als man den Sarg in die Kirche brachte," heißt es in der lettischen Biographie meines Vaters von Rudolf Schulz, „war es kaum möglich, durch die Menschenmenge Eingang in die Kirche zu finden. Schluchzend stürzten sie sich auf den Sarg und streichelten und liebkosten ihn. Als er vor dem Altar niedergestellt war, wurde er mit Blumen und Tränen überschüttet."

Wer am Beerdigungstage die Menschenmassen sah, die die Stadt füllten, konnte nicht ahnen, daß nur ein schlichter Landgeistlicher zu Grabe getragen wurde. Mein Vater hatte gewünscht, auf einem lettischen Friedhof, den er selbst eingeweiht hatte und der „die Taubenkapelle" heißt, bestattet zu werden. Dahin brachte man nun in ungeheurem Zuge die Leiche. „Obgleich der Kirchhof recht entfernt von der Stadt ist und man einen Fluß zu passieren hat," heißt es bei Schulz weiter, „geleiteten doch unzählige Menschen unseren teuren Pantenius, und auf dem Kirchhof selbst erwartete den Zug eine noch viel größere Menschenmenge. Tausend Hände warfen Blumensträuße und Kränze auf den Sarg, die zu einem Grabhügel anwuchsen."

Ich selbst erinnere mich sowohl der ergreifenden Sterbestunde meines Vaters wie des Begräbnisses. Wir befanden aus auf

dem ganzen weiten Wege immer in einer ungeheuren, weinenden Menschenmenge.

Die Gemeinde errichtete meinem Vater ein Grabmal, und zahlreiche Nachrufe in gebundener und ungebundener Rede bezeugten, wie weite Kreise ihn innig verehrten und um sein frühes Hinscheiden trauerten.

Wir, seine Kinder, haben die Liebe, die seinem Andenken gezollt wurde, noch oft dankbar beobachten können, und sein Name hat uns manches Herz, manches Haus geöffnet.

# In der Elementarschule

Es ist gewiß für jeden Knaben ein großes Unglück, seinen Vater zu verlieren; für mich aber war es ein ganz besonders großes. Nicht nur, weil mein Vater ein edler Mann und ein vortrefflicher Pädagoge war, sondern auch weil meine Mutter außerstande war, mich zu erziehen. Diese kluge, in hohem Grade energische und, sobald es darauf ankam, kurz entschlossene Frau, die ihre Töchter sehr verständig erzog, war mir gegenüber ihr Leben lang vollständig willenlos.

Ich bin natürlich weit davon entfernt, ihr aus ihrer schrankenlosen Liebe und Hingebung, für die ich ihr von ganzer Seele dankbar bin, einen Vorwurf zu machen. Sie konnte nicht anders. Aber wenn sie anders gekonnt hätte, wäre ihr, mir und auch noch anderen Personen viel Herzleid erspart worden.

Es fügte sich so, daß ich auch später von niemandem bewußt erzogen und gebildet wurde. Was ich bin, bin ich — unter Gottes gnädigem Beistand — ganz und gar durch Selbsterziehung geworden, wobei mir allerdings das Beispiel meiner Verwandten und die von den Vorfahren ererbte Anlage zu Fleiß und Rechtschaffenheit sehr zustatten kamen. Aber ich wünsche niemandem, sich selbst erziehen zu müssen. Auf diesem Wege geht man bald mit wunden Füßen durch hartes Dorngestrüpp und erhält Wunden, deren Narben sich nicht wieder ganz verwischen.

Der Segen, der von edlen Menschen ausgeht, wirkt weit über ihr Leben hinaus. So kam man denn auch jetzt von allen Seiten meiner Mutter zu Hilfe. Die Kirchspielsherren und mein Großonkel stellten sie wirtschaftlich sicher, und auch mein Onkel Moritz Conradi eilte herbei, um der mütterlichen Schwester hilfreich zur Seite zu

stehen. Er hatte in Dorpat Theologie studiert, war in Amboten Vikar gewesen und ein Jahr vor dem Tode meines Vaters Gardedivisionsprediger und lettischer Pastor in Petersburg geworden. Obgleich er sich in dieser Stellung sehr wohl fühlte, folgte er doch um der Schwester willen der Aufforderung, der Nachfolger meines Vaters zu werden.

Wir blieben zunächst auch seine Hausgenossen; meine Mutter fürchtete aber, der Bruder könnte um ihretwillen auf die Ehe verzichten und bezog deshalb später eine eigene Wohnung in der Schreiberstraße.

Ich habe an die Zeit, in der wir noch bei meinem Onkel wohnten, fast gar keine Erinnerung, weiß auch nicht, wie lange sie währte. Meine Erinnerung erwacht erst wieder in dem neuen Heim. Hier begann auch der erste Unterricht, indem ich das Lesen bei meiner Mutter erlernte. Es geschah nach der Buchstabiermethode und war eine entsetzliche Prozedur, bei der wir viele Tränen vergossen und für unsere Leiden in unzähligen Küssen und Umarmungen Trost suchten und fanden. Dann wurde ich einer Elementarschule zugeführt, die ein aus Hamburg stammendes Fräulein Glaeser hielt, und die von den Kindern des Adels und der Literaten besucht wurde. Sie enthielt eine Abteilung für Knaben und eine für Mädchen, die in verschiedenen Räumen unterrichtet wurden. Der Unterricht erfolgte in der unsäglich langweiligen Weise jener Zeit. Das Rechnen z. B. erlernten wir so, daß wir erst ein Vierteljahr lang immer mehr in die Breite und in die Länge gehende Zahlenreihen zusammenzählten, dann ebensolange voneinander abzogen, dann sie vervielfältigten, endlich sie teilten. Darauf begann das alles mit benannten Zahlen von neuem. Im übrigen ging es in der Schule sehr vergnügt her; denn wir kannten uns meist schon aus dem Elternhause, und die Vorsteherin verstand es vorzüglich, mit uns umzugehen. Wir erhielten täglich als Quittung über unsere Leistungen eine farbige, kleine Karte: rosa — gut, grün — sehr gut, blau — ziemlich gut, grau — schlecht. Drei grüne Tage hintereinander brachten am vierten eine silberfarbene, drei graue eine schwarze. Meine zweite Schwester,

die ein ungewöhnlich tugendhaftes Kind war, brachte es nicht selten zu silbernen Karten, während ich mich nicht erinnern kann, je diese Auszeichnung erhalten zu haben.

Wir brachten alle einen großen Standes- und Familiendünkel mit in die Schule und bestärkten uns gegenseitig in ihm. Wir waren ferner alle begeisterte Kurländer und waren felsenfest davon überzeugt, daß es kein größeres Glück auf Erden geben könne, als als Kurländer zur Welt gekommen zu sein. Da uns als Ideal eines solchen ein aufrechter, furchtloser und ritterlicher Mann vorschwebte, war dieser Wahn gar nicht so schlimm.

In dieser Schule erlebte ich mein erstes Liebesabenteuer, das einen tragikomischen Verlauf nahm. Ich war schon als Knabe für die Reize des weiblichen Geschlechts sehr empfänglich, und obgleich Fräulein Glaeser die männliche und die weibliche Abteilung möglichst auseinanderhielt, hatte es mir ein kleines Mägdelein mit Namen Anna doch angetan. Ich brachte ihr meine Huldigungen dar, während ich sie nach dem Schluß des Unterrichts nach Hause begleitete, und sie waren anfangs willkommen. Sie mögen aber doch stürmischer gewesen sein, als dem kleinen Fräulein schließlich recht war; sie erklärte jedenfalls, daß sie künftig allein nach Hause zu gehen wünsche und beklagte sich, als ich diesen Wunsch nicht berücksichtigte, bei ihrer Mutter, die sich wieder an Fräulein Glaeser wendete.

Die Schule befand sich in einem Hause der Großen Straße, das zwischen der Post- und der Kannengießerstraße auf der Sonnenseite lag. Anna wohnte nun ganz am Ende der Großen Straße, noch ein paar Häuser hinter dem lettischen Pastorat. Als mir nun Fräulein Glaeser verbot, Anna noch weiter durch meine Begleitung zu belästigen, erklärte ich, ich kümmerte mich gar nicht um diese, sondern wollte nur meinen Onkel im Pastorat besuchen. Das könne mir doch nicht verboten werden. Bedächtig wie immer erklärte darauf die Dame, daß sie das auch nicht beabsichtige. Sie verlange aber, daß ich aus der Schule zunächst nach Hause gehe. Nachdem ich mich dort meines Schulranzens entledigt, könnte ich zu meinem Onkel gehen, wann und so oft ich wollte.

Gehorchte ich diesem Gebot, so war Anna jedenfalls längst zu Hause, ehe ich die Große Straße wieder erreichen konnte.

Ein paar Tage lang fügte ich mich, dann aber hielt ich es nicht mehr aus, kehrte um, ehe ich nach Hause gelangt war, setzte mich in Trab und holte Anna auch glücklich ein. Während ich sie aber zu versöhnen suchte und ihr, über ihre Unnachgiebigkeit in Zorn geratend, einen Kuß raubte, fuhr Fräulein Glaeser an uns vorüber.

Ich sah ein, daß der Handel eine fatale Wendung nehmen würde, und kehrte denn doch sehr betreten nach Hause zurück.

Meine Unruhe steigerte sich, als bald nach mir Fräulein Glaeser eintraf und bei geschlossener Tür längere Zeit mit meiner Mutter verhandelte, und sie wuchs ins Ungemessene, als meine Mutter und die Schwestern mich den ganzen Abend über ignorierten. Ich wußte, daß ich Strafe verdient hatte und geriet daher in die größte Besorgnis, als sie zunächst ausblieb. Am anderen Morgen wurden bei Beginn der großen Zwischenstunde alle Schüler und Schülerinnen in den großen Saal gerufen, ein unerhörter Vorgang, der, wie ich fühlte, mit mir zusammenhing. Sollte ich vor ihnen allen gezüchtigt werden? Ich nahm mir vor, mich mit Händen, Füßen und Zähnen bis aufs äußerste zu wehren. Aber es kam anders. Fräulein Glaeser erklärte mir vor den Versammelten, ich hätte mich als ein so großer Freund der kleinen Mädchen erwiesen, daß sie mir gewiß einen Gefallen erwiese, wenn sie mich künftig zu ihnen setze. Auch meine Mutter sei damit einverstanden.

Durch die allgemeine Heiterkeit, die diese Mitteilung hervorrief, wurde mein Trotz gebrochen, und ich ging widerstandslos in die Mädchenklasse, wo ich drei furchtbare Tage verlebte. Dann erst durfte ich wieder zu den Knaben zurück.

Die Kur hatte geholfen, unbelästigt von mir konnte die kleine Anna von nun ab nach Hause gehen. Den Lesern von „Allein und Frei" ist dieses Erlebnis schon bekannt.

Fräulein Glaeser verhalf mir übrigens viele Jahre später noch zu einem heiteren Augenblick. Ich hatte sie immer im freundlichsten

Gedächtnis behalten und schickte ihr, als ich mich verlobt hatte, auch eine Anzeige. Sie erwiderte sie durch eine Visitenkarte, auf die sie einen herzlichen Glückwunsch geschrieben hatte. Diese Karte wurde zufällig umgekehrt und man las auf ihr, mit Bleistift geschrieben, die Bemerkung: „Geld verwahrt, untere Schublade links."

Musikalischen Unterricht erhielt ich nicht. Diesen erteilte damals in Mitau nur eine Familie, die einen heiteren und einen verdrießlichen Zweig getrieben hatte. Wir waren an eine Angehörige des letzteren geraten, ein älteres Mädchen, das immer aussah wie acht Tage Regenwetter. Sie ließ mich ein paar Augenblicke auf dem Klavier klimpern und erklärte mich dann für hoffnungslos unmusikalisch. Ich bedauerte das nicht, denn ich versprach mir wenig Vergnügen davon, ihr Schüler zu sein. Mein Vetter und späterer Schwager Alexander Bernewitz, der ebenfalls von ihr unterrichtet wurde, war einmal nach der Klavierstunde von seinem Vater gefragt worden: „Nun, wie ging es denn, Alexander?" und hatte darauf erwidert: „Sehr gut, Papa. Sie hat nur ein einziges Mal ‚du Schwein' zu mir gesagt." Diese Anekdote war mir bekannt.

Sobald ich das Lesen erlernt hatte, war kein Buch vor mir sicher. Wir hielten das „Pfennigmagazin", das, wie ich glaube, die erste illustrierte deutsche Zeitschrift war, und ich las es immer wieder. Ein Bild, das die Hinrichtung von Maria Stuart darstellte, ist mir unvergeßlich; ich sehe den groben Holzschnitt noch heute deutlich vor mir. Die Heyschen Fabeln und viele Grimmsche Volksmärchen kannte ich auswendig. Was sich von diesen irgend dramatisch gestalten ließ, wurde von uns Kindern aufgeführt. Besonders beliebt war der aus einer anderen Quelle stammende Ritter Blaubart. Wir wurden nicht müde, die arme Eleonore ihre furchtbare Entdeckung machen zu lassen, und die sieben erhängten früheren Frauen des Unmenschen wurden durch die in Laken gehüllten, auf Stühlen stehenden Freundinnen meiner Schwestern höchst lebenswahr dargestellt. Nicht immer zu deren Freude, denn eine von ihnen beklagte sich einmal, bitterlich weinend, bei meiner Mutter darüber, daß sie stets hängen müsse. Das höchste Entzücken erregten die Erzählungen von Franz Hoffmann;

die Eltern waren aber, zum größten Schmerz ihrer Kinder, der Meinung, daß sie die Phantasie zu sehr anregten. Wir wurden deshalb meist auf Gustav Nieritz und später gar auf Horn verwiesen, Erzähler, die uns auch nicht annähernd so zu fesseln wußten wie Franz Hoffmann.

Um jene Zeit erschien auch „Onkel Toms Hütte", und ich erinnere mich noch sehr gut des beispiellosen Erfolgs, den das Buch hatte. Man sprach lange Zeit von nichts anderem, und wer, wie meine Mutter, früh in den Besitz eines Exemplars gelangt war, der wurde von allen Seiten um dasselbe gebeten und mußte, um niemand zu verletzen, ein Verzeichnis der Bittsteller anlegen.

Ich erinnere mich, daß Elisa meine lebhafte Teilnahme gewann, während Onkel Tom selbst sich durch seine Geduld meine Abneigung zuzog.

Sehr früh erwachte in mir der Wunsch, die Geschichte Kurlands kennen zu lernen; das einzige Buch, das es damals über sie gab, konnte ich aber nicht verstehen. Dagegen verschlang ich einen in Kurland spielenden historischen Roman von Heinrich Laube: „Die Bandomire", in dem zwei ritterliche Brüder in einem Konflikt mit dem Adel elendiglich umgebracht wurden. Da es, wie ich glaube, mit Recht, hieß, daß diese Schilderung auf einem wirklichen Ereignis beruhte, das sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts zugetragen hatte, so rief sie in mir eine lebhafte Erbitterung gegen den Adel wach. Wie denn meine Sympathien in meiner Jugend immer — und oft mit einer starken Übertreibung — den Unterlegenen und überhaupt den Geringen gehörten.

Die ersten Sommer nach meines Vaters Tode verbrachten wir in einem kleinen Städtchen Doblen. Neben ihm erhebt sich die gewaltige Ruine einer alten Ordensburg, und ihr gegenüber lagen damals in einem großen Garten ein paar kleine Häuser, die der Witwe eines Landwirtes gehörten und von ihr vermietet wurden. In dem kleineren wohnte eine höchst eigenartige alte Pastorin. Diese Dame hatte sich nach neuntägiger Ehe von ihrem Manne scheiden

lassen, weil er mehrfach ihre Handtücher benutzt hatte. Obgleich zu der Zeit, in der wir sie kennen lernten, seit dieser Schandtat schon ein halbes Jahrhundert verflossen war, war ihr Haß gegen alles Männliche doch noch so groß, daß nicht nur keines Mannes Fuß ihre Schwelle überschreiten, sondern auch kein Hahn auf dem Hofe gehalten werden durfte. Die Alte wäre sonst sofort ausgezogen. Ich durfte ihr natürlich auch nicht in die Nähe kommen; gegen meine Mutter und meine Schwestern aber war die alte Dame sehr freundlich; wie sie denn auch, bis auf diesen Tollpunkt, ganz verständig war. An diesem aber hielt sie bis an ihr Ende unverbrüchlich fest. Als meine Mutter viel später mehrere Jahre lang in dem Städtchen lebte, kam sie während meiner Ferien nie zu uns, ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß ich nicht zu Hause war. Die Verlobungen meiner Schwestern waren ihr ein großer Schmerz.

Das Leben in dieser kleinen Stadt bot mir jetzt und mehr noch später mancherlei lustige Eindrücke, die zum Teil in meinem Roman „Wilhelm Wolfschild" wiedergegeben sind.

So gab es dort in jeder Johannisnacht eine regelrechte Schlacht. Es war althergebracht, daß schon am Nachmittag die wohlhabenden Mitauer Handwerker mit ihren Frauen und Töchtern in zahlreichen Wagen eintrafen und in der Ruine ein Picknick abhielten, bei dem kräftig getrunken wurde. Brach dann die Dämmerung herein, und waren die Johannisfeuer in Brand gesetzt, so ging der männliche Teil der Festgenossen auf Händel aus. Auf einer Brücke, die über einen kleinen Fluß führt, oder vor der hochgelegenen Poststation pflegten sie auf die Doblener zu stoßen. Ein an einer Zigarre angesteckter und unter die Feinde geschleuderter Schwärmer gab dann das Signal zum Kampf. Eine zahlreiche Korona sah diesem zu und feuerte die Kämpfer durch Zurufe: „Hurra für Mitau!" „Hurra für Doblen!" an. Es war ein ganz wunderlicher Anblick, der aber für den Knaben nicht ohne Reiz war. Mein alter Freund Anton Dreher — der Mann war im Kopfe nicht ganz normal und fand seinen Unterhalt dadurch, daß er in den Kneipen für Geld lachte — pflegte zu sagen: „Die Johannisnacht, Jungherrchen, ist doch die schönste im

ganzen Jahr. So starke Leute wie die sich ordentlich prügeln zu sehen, ist doch ein wahres Vergnügen."

Auf einem so alt überkommenen Kriegsschauplatz nahmen naturgemäß auch schon die Spiele der Knaben einen kriegerischen Charakter an. Und das um so mehr, da ein leibhaftiger Offizier — einer der liebenswürdigsten und amüsantesten Menschen, die mir begegnet sind — sich unserer annahm und uns in die Geheimnisse der Strategie einweihte.

Er war damals, wie so oft in seinem Leben, wieder einmal Offizier a. D.; denn sein unglaublich leicht verletztes Ehrgefühl verwickelte ihn stets von neuem in die ärgerlichsten Händel. Auffallend klein von Wuchs, war der Kapitän einer der ritterlichsten und tapfersten Männer, die es je gegeben hat. Als er später einmal, als General wieder einmal, und nun zum letzten Male, seinen Abschied erhielt, bekam er zugleich einen Ehrensäbel für Tapferkeit, bewiesen in 48 Schlachten. Er war sehr jung in die Armee eingetreten und war kaum Leutnant geworden, als er eines Duelles wegen, wie das damals das Gesetz verlangte, zur Degradation verurteilt wurde. Er wurde begnadigt; aber er hatte sich kaum auf dem Schlachtfelde den Premierleutnant errungen, als er wieder ein Duell hatte und wieder degradiert wurde. Da man ihm aber wohlwollte, wurde er in den Kaukasus geschickt, wo die Kämpfe mit den Tscherkessen nie aufhörten und er hoffen konnte, sich die Offiziersepauletten zurückzuerkämpfen. Höchstkommandierender war dort damals der Kurländer Baron Saß. „Herr Landsmann," sagte dieser zu dem Gemeinen, als dieser sich ihm vorstellte, „Sie werden begreifen, daß ich Sie in dieser Uniform nicht wieder sehen kann. Ich werde Sie noch heute mit einem Briefe in das und das Außenfort schicken. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Tscherkessen Sie unterwegs erschießen werden. Geschieht das aber nicht, so kann ich Sie sofort zum Offizier vorschlagen. Ich hoffe, in Ihrem Sinne zu handeln."

„Selbstverständlich, Exzellenz."

Er kam glücklich davon und war nach drei Monaten wieder Leutnant.

Warum er als Kapitän seinen Abschied nehmen mußte, weiß ich nicht. Er war dann ein paar Jahre lang Polizeimeister in einer baltischen, am Meere liegenden Stadt, konnte sich aber in dieser Stellung nicht halten. Wie ich vermute, weil seine Großherzigkeit jetzt, wie später in seinem Leben so oft, mißbraucht wurde. Wie er eigentlich nach Doblen kam, kann ich nicht mehr ermitteln; jedenfalls bewohnte er mit seiner zahlreichen Familie die eine Hälfte des von uns gemieteten Hauses. Seine unbeschreiblich liebenswürdige Frau, die er auf Händen trug, stammte aus einer sehr vornehmen Familie und hatte die Haltung einer großen Dame, fand sich aber trotzdem meisterhaft in die Misere einer russischen Offiziersehe jener Tage. Es wurde erzählt, daß ihr Mann sie ihrer Familie entführt habe. Ob das wahr war, weiß ich nicht; diese Entführung wäre aber jedenfalls etwas für ihn gewesen, denn er war voll Romantik. Da er nun seiner Anlage nach ein Dichter war, ohne doch zu dichten, so machte seine allezeit rege Phantasie seine Vergangenheit mitunter noch bunter, als sie ohnehin war. Ihm dann zuzuhören, war ein unbeschreiblicher Genuß, zu dem die innere Heiterkeit des Hörers allerdings das Ihrige beitrug. „Sehen Sie, Theodor", erzählte er wohl, „als ich noch Polizeimeister in . . . war, verbreitete ein Deserteur, der Räuber geworden war, in der ganzen Umgebung Furcht und Schrecken. Er war ein Riese, sieben Fuß hoch oder noch größer. Ich hatte erfahren, daß er sich in einem Haus am Meeresstrand aufhielt. Sie kennen die Stadt nicht? Wohl. Dieser Teil liegt hart an dem hier sechzig Fuß steil abfallenden Ufer. Von dem Hause, in dem ich den Verbrecher wußte, ging nur ein Fenster auf diesen Abgrund. In einer dunklen Nacht ließ ich das Haus durch meine Leute von drei Seiten umstellen; ich selbst nahm unter dem Fenster auf dem schmalen Landstreifen zwischen Fels und Wasser Aufstellung. In dem Augenblick, in dem, wie ich wußte, meine Leute in das Haus drangen, hörte ich oben das Fenster klirren, und der verwegene Mensch sprang, wie ich erwartete, herab. Aber ehe er noch den Boden erreicht hatte, schwebte er in meiner Rechten zwischen Himmel und Erde. Er gab jeden Widerstand auf und war sanft wie ein Lamm."

Später machte mein Gönner, wieder aktiv geworden, einen der russischen Feldzüge in Zentralasien mit. Von dem erzählte er unter anderem so: „Sie glauben gar nicht, wie feig die Perser sind. Einmal reite ich mit unserem Arzt und nur drei Kosaken durch die turkmenische Wüste. Da sehen wir, wie eine große Schar Reiter sich uns nähert. Nun, wir empfehlen unsere Seelen Gott und beschließen, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Da löst sich ein Reiter von der Schar, nähert sich uns und bittet für sie um die Erlaubnis, unter unserem Schutz reiten zu dürfen. Wir zählten sie; es waren 500 bis an die Zähne bewaffnete Perser. Wir gestatteten ihnen, sich uns anzuschließen. Nach ein paar Stunden stießen wir auf 20 Turkmenen. Sie sehen und nach allen Richtungen der Windrose auseinanderstieben, war für die Perser gleichbedeutend. Wir fünf setzten natürlich unseren Ritt ruhig fort, und die Turkmenen ergriffen die Flucht, noch ehe wir das Weiß in ihren Augen sehen konnten."

Wenn er so erzählte, und seine lieben blauen Augen blitzten dabei vor innerer Freude, war der Kapitän einfach entzückend. Und das um so mehr, als es in bezug auf ernste Dinge keinen wahrheitsliebenderen Mann gab als ihn und keinen, der weniger von seinen wirklichen Heldentaten sprach und bescheidener von ihnen dachte.

Unter der Leitung des Kapitäns nahmen wir Knaben damals immer wieder die Ruine mit stürmender Hand. An stillen Mondscheinabenden aber lud sie die Phantasie unwillkürlich ein, sie wieder in altem Glanze erstehen zu lassen, und in die Zeit zurückzukehren, in der sie der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen dem Orden und den sich verzweifelt zur Wehr setzenden Semgallen war.

Über Duellanten wurde damals, so weit sie nicht Offiziere waren und degradiert wurden, eine merkwürdige Strafe verhängt. Man ordnete ihnen einen Gendarmen zu, der sie bei Tag und Nacht nicht verlassen durfte und ihnen folgte wie ihr Schatten. Ich erinnere mich eines jungen Edelmannes, der einen solchen Geleitsmann um sich hatte, sich sonst aber frei bewegen durfte. Betrat man ein Haus, in dem der junge Herr als Gast weilte, so sah man im Vorzimmer den Gendarmen sitzen. Ich bin ihm bei einem Freunde

meines Vaters, in dessen gastlichem Hause wir viel verkehrten, oft begegnet.

Wir waren in dieser Zeit auch viel im Pastorat Neuenburg, für dessen Bewohner meine Mutter eine innige Liebe hegte. Es war bei Lebzeiten meines Onkels Bernewitz in jeder Beziehung für viele Pastorate jener Zeit typisch. Obgleich das Wohnhaus sehr groß und geräumig war, genügte es nicht für die zahlreichen Kinder und die noch viel zahlreicheren Gäste; man hatte deshalb auch noch einige Zimmer in der Herberge für die Herrschaft hergerichtet. Die Felder, die ihrem Umfang nach ein kleines Rittergut bilden konnten, und der große Garten wurden vorzüglich bestellt, das Hausgesinde war zahlreich und der Familie sehr ergeben. Der Hausherr war ein aufrechter, tüchtiger, etwas nüchterner Mann, von der Hausfrau soll später, in anderem Zusammenhang die Rede sein. Das Ehepaar hatte drei Töchter und sieben Söhne; die Söhne studierten nacheinander resp. nebeneinander in Dorpat, vier von ihnen Theologie. Sie waren alle sehr stattliche, zum Teil schöne junge Männer, in ihrem Wesen meist etwas laut und derb. Alle Geschwister standen sehr liebevoll zueinander.

Die Gastfreundschaft des Hauses war buchstäblich unbeschränkt; ich glaube nicht, daß seine Bewohner jemals ganz ohne Gäste waren. In den Ferien aber ging es bei ihnen zu wie im Lande der Phäaken. In ihnen kehrten in ihm nicht nur die Söhne ein und Freunde, die sie von der Universität mitbrachten — gleichzeitig zwei bis drei und mehr —, sondern auch sonst Verwandte jeden Alters und Geschlechts.

Dann verliefen die Tage etwa so: von sieben bis halb zehn stand der Kaffeetisch bereit, an dem die Gäste nach und nach Platz nahmen und sich erst von ihm erhoben, damit das Frühstück serviert werden konnte. Dieses währte bis gegen elf Uhr. Dann erging man sich im Garten oder saß plaudernd auf den einzelnen Zimmern beisammen. Um ein Uhr wurde zu Mittag gegessen und bis drei Uhr geplaudert. Dann schlief alles bis gegen fünf, wo man sich zur Einnahme des Tees zusammenfand. Nun folgte ein gemein-

6*

samer Spaziergang oder eine gemeinsame Spazierfahrt. Nach der Rückkehr aß man zu Abend, und dann saßen alle um einen runden Tisch zusammen, die Herren bei einem Glase Grog oder einem Punsch.

Die Speisen waren einfach, aber sehr kräftig bereitet. Vor dem Frühstück, dem Mittag- und dem Abendessen trank alles, was männlich war, einen Schnaps oder auch mehrere.

Die Unterhaltung handelte fast ausschließlich von Dorpat oder doch von Personen, die mit Dorpat zusammenhingen und bestand zum guten Teil im Erzählen von Anekdoten. Auch war ein gegenseitiges oft recht derbes Necken, wie es sich ja oft im Kreise junger Leute ausbildet, sehr im Schwange.

Dieses Leben mochte ja für die meisten an ihm Beteiligten ganz behaglich sein; ich stand aber als der einzige Knabe im Hause ihm isoliert und darum kritisch gestimmt gegenüber und empfand es, mehr als vielleicht berechtigt war, als flach und spießbürgerlich. Ich übertrug die Abneigung, die es mir einflößte, unwillkürlich auch auf die Universität Dorpat, und diese Empfindung wurde in meiner Gymnasiastenzeit noch durch einen äußeren Umstand verstärkt. Unter der Regierung des Kaisers Nikolaus hatten auch die Studenten eine Uniform tragen müssen. Als diese abgeschafft wurde, trat als Reaktion gegen den bisherigen Kleiderzwang die Neigung zutage, die freie Burschenherrlichkeit dadurch schon äußerlich zu kennzeichnen, daß die Studenten ihre Kleidung absichtlich vernachlässigten und in möglichst abgetragenen, ja zerrissenen Gewändern einhergingen. Sie ließen auch absichtlich die „guten Manieren“, auf die man sonst so viel gab, beiseite und trugen ein lautes, derbes Wesen zur Schau. Da ich nun von früh auf eine große Abneigung gegen nachlässig gekleidete und formlose Menschen hatte — ich habe diese Schwäche nie ganz überwinden können —, so wurde mein Vorurteil gegen die Landesuniversität noch verstärkt.

Das Haus, das wir in Mitau bewohnten, gehörte einem russischen Kaufmann Tailow, und dieser betrieb in einem Hinterhause mit Hilfe eines primitiven Göpelwerkes eine kleine Wattenfabrik. Das

Pferd, das das Göpelwerk bewegte, wurde abwechselnd von ein paar Jungen — armer Proletarier Kinder — bedient, und da sich mein Taubenschlag, dem ich meine ganze freie Zeit widmete, neben dieser Anlage befand, war ich mit diesen Jungen, die sich für meine Tauben lebhaft interessierten, bekannt geworden. Ich war dadurch in die schlechteste Gesellschaft geraten, und es war mein Glück, daß meine Mutter damals erkannte, daß ich einer anderen Erziehung bedurfte, als sie mir geben konnte. Mein Onkel Conradi in Sallgallen nahm, um seine zahlreichen Kinder besser erziehen zu können, fremde Knaben in Pension. Da er seinen zweiten Sohn nach Mitau auf das Gymnasium zu geben wünschte, kamen meine Mutter und ihr Bruder überein, daß mein Vetter zu ihr, ich nach Sallgallen kommen sollte.

So kam ich auf den Hof, der schon im Leben meiner Vorfahren eine so große Rolle gespielt hatte, und dessen Mittelpunkt noch immer der „Große Baum" bildete.

# In Sallgallen

Das Pastorat Sallgallen liegt 24 Kilometer oberhalb Mitaus an der Semgaller Aa. Die Landschaft ist hier ganz flach, und man sieht nicht einmal am Horizont einen fernen Wald, wie doch sonst fast überall in Kurland; der Himmel liegt wie eine Glocke über den fruchtbaren Gefilden. Aus Rücksicht auf die Überschwemmungen durch den Fluß sind die Gesinde in einiger Entfernung von ihm angelegt, begleiten ihn aber in langer Reihe, ein jedes inmitten der zu ihm gehörenden Felder. Etwas oberhalb des Pastorates beginnt eine von Wiesen ausgefüllte Niederung, die in sanftem Bogen etwa 5 Kilometer weit bis Annenburg läuft und im Frühling von der aus ihren Ufern tretenden Aa überschwemmt wird. Sallgallen und die auf dem rechten Ufer liegenden Gesinde befinden sich dann auf einer Insel, und diesem Umstande verdankt der Ort vielleicht seinen Namen, der deutsch „Inselende" lauten würde.

Den Mittelpunkt der ganzen Hoflage von Sallgallen bildete noch zu meiner Zeit der „Große Baum". Er wölbte seine Riesenkuppel in etwa hundert Schritt Entfernung von der ihm zugekehrten Front des Wohnhauses und stand in der Mitte des Gartens. Meine Phantasie hat den „Großen Baum" oft umschwebt. Er kommt mehrfach in meinen Erzählungen vor, als noch junger Baum in „Die von Kelles". Ich habe damit eine Dankesschuld gegen ihn abgestattet; denn er hat mir oft Schatten gespendet, während ich auf der Rasenbank um ihn von der Vergangenheit meiner Heimat träumte und erwog, wie sie sich wohl poetisch wieder beleben ließe, und er ist mit der Geschichte meiner Vorfahren eng verbunden. Rechts vom „Großen Baum" lag der Park mit schönen alten Bäumen,

einem kleinen Teich und einem künstlichen Hügel, links erstreckten sich Gemüse- und Beerenbeete, aus denen sich Obstbäume erhoben. Der zweite Hügel, der Schneckenberg, von dem meine Mutter erzählt, war schon verschwunden. Zwischen der Freitreppe des Wohnhauses und dem „Großen Baum“ lagen sorgfältig gepflegte Blumenbeete.

Das von meinem Großvater erbaute Wohnhaus war sehr geräumig. Nach dem Garten zu lagen in einer Reihe sechs Zimmer und ebenso viele nach der Seite des Flusses. Eine Treppe hoch befanden sich noch zwei, von denen das auf den Garten hinausgehende vom Hauslehrer bewohnt wurde, das andere das Schulzimmer war. Von der Flußseite her stieß in rechtem Winkel an das Wohnhaus die mit ihm durch einen bedeckten Gang verbundene „Herberge“, ein Gebäude, in dem sich die Küche, die Wohnungen der Viehpflegerin, die „Hofmutter“ hieß, und der Mägde befanden.

Der westliche Giebel des Wohnhauses grenzte an den Hof, den der Pferdestall, der Viehstall und der Speicher — die Kleete — in unregelmäßigem, offenem Viereck umgaben. Der Feuersgefahr wegen lag hier, wie überall, die „Riege“, das Gebäude, in dem nach Landesart das Korn im Stroh gedörrt wurde, in einiger Entfernung vom Hof.

Alle Gebäude waren in vorzüglicher Verfassung, ebenso die Felder, denn mein Onkel war ein vortrefflicher Landwirt. Als ich nach Sallgallen kam, ging er eben von der Frohn zur Verpachtung der zum Pastorat gehörenden Gesinde über, von denen eins zur Wohnung für die neu angeworbenen Knechte bestimmt wurde. An die Stelle der elenden Pferdchen, die die Bauern bisher stellten, traten sechs kräftige Klepper; es wurde gutes Ackergerät angeschafft, die Dreifelderwirtschaft durch das moderne System ersetzt.

Das geschah dann in wenigen Jahren allgemein, und wer nie Gelegenheit gehabt hat, die Wirkung einer so tief einschneidenden wirtschaftlichen Maßregel zu beobachten, kann sich von ihrer Bedeutung keine Vorstellung machen. In einem Jahrzehnt war das Land wie verwandelt. Die Gutsherren gingen mit gutem Beispiel voran, die nun für die eigene Tasche arbeitenden Bauern folgten.

Überall ging man nun der „Attmatte" zuleibe und schuf Neuland, dessen jungfräulicher Boden reiche Ernten gewährte; der Anbau von Klee ermöglichte einen ganz anderen Viehstand als bisher; die neue, intensive Bestellung des Ackers verlangte neue Geräte. An die Stelle der Hütten, deren Inneres der Rauch geschwärzt hatte, traten bald stattliche Wohnhäuser; der Bauer kleidete sich ganz anders, nährte sich besser und bekam auch ein Verständnis für den Wert der Volksschule. Diese Wandlung vollzog sich, wie ich wiederhole, mit unglaublicher Schnelligkeit und führte eine bis dahin unerhörte Steigerung des Bodenwertes herbei.

Mein Onkel Karl Conradi war ungewöhnlich groß, schmalschultrig und sehr hager. Er hatte derbe Züge, aber schöne, blaue Augen. Er wirkte bei seiner geraden Haltung und seinem zurückhaltenden, gemessenen Wesen sehr würdevoll und vornehm. Ritt er, angetan mit weit über die Knie reichenden gespornten Stiefeln, einen hellgrauen Schlapphut auf dem Kopfe, auf seiner hochbeinigen Stute vom Hof, so sah er freilich mehr aus wie ein Edelmann des 17. Jahrhunderts, der einen Nachbarn besuchen wollte, als wie ein Geistlicher des 19., der unterwegs war, einen lettischen Bauern mit dem Sterbesakrament zu versehen.

Er war nur mäßig begabt, aber ein ausgesprochener Charakter, ein ehrenfester, aufrechter Mann vom Scheitel bis zur Sohle. Als Geistlicher konnte er, glaube ich, seiner Gemeinde nicht viel bieten; er war ihr aber ein trefflicher Berater in allen weltlichen Dingen. Da er infolge des Todes seines Vaters schon mit 22 Jahren, unmittelbar nachdem er die Universität verlassen hatte, dessen Nachfolger geworden war, konnte seine theologische Bildung keine tiefe sein; er war aber nicht ohne geistige Interessen. Er war immer sehr sorgfältig gekleidet, sonst aber einfach gewöhnt und erlaubte sich nur den Luxus, vier Wagenpferde und ein Reitpferd zu halten, von denen erstere mehr geschont wurden, als ihnen gut und der Familie lieb war.

Mein Onkel hatte dreizehn lebende Kinder — bei der Geburt eines vierzehnten war seine Frau gestorben. Von diesen waren die

beiden ältesten Söhne, als ich nach Sallgallen kam, schon in Mitau auf dem Gymnasium, die vier ältesten Töchter schon erwachsen, aber noch ledig.

Die Hausfrau vertrat meine Tante Johanna Conradi (geb. 1814), die später als Schriftstellerin weiteren Kreisen bekannt wurde. Ich habe diese Tante, als ich ihr nach einer Reihe von Jahren näher trat, sehr lieb gewonnen und verdanke der klugen, ungewöhnlich kenntnisreichen und höchst charaktervollen Frau viele schöne Stunden. Immer erstaunlich tüchtig, war sie im Alter auch sehr liebenswürdig. Aber in der Lebensperiode, in der ich sie in Sallgallen vorfand, war sie eine ganz unzugängliche, überaus schroffe Frau, die jedes Kind abstoßen mußte. Meine Tante war sehr jung Gouvernante geworden und es bis zu dem Zeitpunkt geblieben, in dem der Bruder sie nach dem Tode seiner Frau zu sich rief. Sie mochte als Gouvernante mancherlei erlebt haben, was verbitternd auf sie wirkte, und sie hatte vielleicht auch das peinigende Gefühl, daß sie der Aufgabe, vor die sie sich in Sallgallen gestellt sah, nicht gewachsen war. Ihre verschlossene, herbe Art machte sie in der Tat ganz ungeeignet, Kindern und ganz jungen Leuten gerecht zu werden. Sie war ihnen eine gefürchtete, aber nicht geliebte Respektperson, mit der sich keinerlei seelische Verbindung herstellte.

Es war wohl ein Akt der Selbstbefreiung, daß sie damals auf den Gedanken kam, dem, was sie innerlich bewegte, in Romanen Ausdruck zu geben. Sie stieß damit bei ihren Brüdern auf den heftigsten Widerstand, denn es war in Kurland unerhört, daß eine Dame aus guter Familie an die Öffentlichkeit trat und sich der Kritik aussetzte, erreichte aber mit Hilfe von Julius Eckardt, der damals Redakteur der „Rigaschen Zeitung" war, daß sie einen Verleger fand und veröffentlichte mehrere Romane. Sie waren zwar gut geschrieben, hatten aber, da ihre Verfasserin über das Talent, das den Erzähler macht, nicht verfügte, nur einen bald vorübergehenden Erfolg.

Meine Onkel nahm, um sich die Erziehung der Kinder zu erleichtern, Pensionäre ins Haus, meist vier bis fünf gleichzeitig. Den Unterricht im Französischen erteilte — nicht fesselnd, aber mit er=

freulichem Erfolg — meine Tante; in den übrigen Fächern unterrichtete uns ein Hauslehrer. Mein Onkel schwebte ganz über den Wassern und kam nur als oberster Gerichtsherr in Frage. Ich kann ihm leider den Vorwurf nicht ersparen, daß er es mit den Pflichten, die er als Inhaber einer Pension übernommen hatte, etwas leicht nahm. Erschien der neugewonnene Hauslehrer, der immer frisch von der Universität kam, auf der Bildfläche, so sprach mein Onkel also zu dem jungen Herrn, auch wenn er ihn zum ersten Male in seinem Leben sah: „Ich vertraue Ihnen unbedingt, Herr Kandidat, und lege auch die volle Disziplinargewalt in Ihre Hände." Das wurde dem Lehrer ebenso zum Verhängnis wie den Schülern.

Der Hauslehrer, den ich 1853 in Sallgallen vorfand, war ein Vetter von mir und hieß mit seinem Vornamen August. Er war ein bildhübscher junger Mensch, mit dem von der Mutter ererbten, auf mich übrigens nicht übergegangenen Panteniusschen Gesicht: etwas heraustretenden braunen Augen, sehr heller Gesichtsfarbe, einer leicht gebogenen Nase und einem ungewöhnlich kleinen Munde. Die Schönheit des athletisch gebauten Körpers beeinträchtigte ein wenig, daß die untere Körperhälfte im Verhältnis zur oberen zu kurz war. Mein Vetter war von Natur sehr gutmütig und wäre unter anderen Umständen vielleicht kein übler Lehrer geworden; er war aber selbst von Hauslehrern — also schlecht — für die Hochschule vorbereitet worden und war dann acht Jahre lang hindurch der wildeste Student Dorparts gewesen. Und das wollte damals etwas heißen! Es liefen über „Rulala", so lautete sein Spitzname, noch lange eine Fülle von Anekdoten um, die von seinem Witz und seiner Schlagfertigkeit zeugten, aber zu derber Natur sind, um hier mitgeteilt zu werden. Schließlich hatte er mit Hilfe seiner zahlreichen Brüder doch noch das Examen gemacht und bestanden und war dann Hauslehrer in Sallgallen geworden. Ich tue ihm gewiß nicht unrecht, wenn ich annehme, daß er von den Elementarfächern, in denen er uns unterrichtete, genau so viel wußte, als in den von uns benutzten Lehrbüchern stand.

Wie unbeschreiblich langweilig waren diese Stunden, die nur

darin bestanden, daß wir auswendig gelernte Regeln aufsagten und geohrfeigt wurden, wenn wir sie nicht kannten. Denn es war gekommen, wie es überall kommt, wo einem jungen Lehrer unbeschränkte Disziplinargewalt eingeräumt wird: unser von Natur durchaus gutartiger Lehrer hatte sich daran gewöhnt, Püffe und Schläge als das bequemste Erziehungsmittel zur Anwendung zu bringen, ohne sich klar zu machen, wie sehr wir dadurch verrohen mußten.

Die Regeln sollten wir uns am Abend während der Arbeitsstunden einbüffeln. Müde vom Schneeballieren oder was es sonst eben in der freien Zeit für ländliche Freuden gegeben hatte, saßen wir um einen Tisch, auf dem zwei Talglichter schwälten, vor uns den „kleinen Kühner", die Köpfe in die Hand oder auf den Tisch gelehnt. Die Tür zum Lehrerzimmer stand offen, und in ihm vertrieb sich mein Vetter die Langweile, indem er mit seiner schönen Stimme sentimentale Lieder zu einer wirklichen, leibhaftigen Gitarre sang. Eins von ihnen begann also:

Drei Wünsche, die hegt ich im liebenden Herzen,
Eng sind sie all aneinander gereiht.
Sie brachten mir Freuden, sie brachten mir Schmerzen,
Und doch hab ich mich diesen Wünschen geweiht.

Mein Vetter suchte und fand aber auch andere Zerstreuungen, die ihm den Übergang aus der lustigen Dorpater Zeit in das stille Landleben erleichtern mochten. In der Sallgallen schräg gegenüberliegenden Domäne Zehmalden — derselben, in der einst meiner Mutter Freundin Amalie Nolde ihren Wohnsitz hatte —, hausten damals ein Universitätskamerad von ihm und dessen Schwager, nasse Brüder, die einen guten Tropfen und einen so vorzüglichen Gesellschafter wie meinen Vetter erst recht zu würdigen wußten. Bei diesen verbrachte unser Lehrer die Sonntage und kam dann in einer sehr angeregten Stimmung nach Hause. Das geschah einmal in einer stürmischen Herbstnacht. Die Kumpane hatten ihn bis zum Ufer geleitet; er hatte dann, wie wir das allgemein taten, das erste beste Boot, das er, aufs Ufer gezogen, vorfand, ins Wasser geschoben,

und in ihm über den Fluß setzen wollen. Es erwies sich aber, daß er ein altes, leckes Ding erwischt hatte, das sofort unter ihm wegsank. Statt nun umzukehren, schwamm er in schweren Winterkleidern über den angeschwollenen Strom, kam glücklich hinüber und trat triefend in unser Zimmer.

Diese Besuche in Zehmalden bewirkten nicht selten, daß mein Vetter am Montag in sehr reizbarer Stimmung war. Dann ging es noch roher her als sonst, und er zerbrach im Zorn Pfeifenrohre und Spazierstöcke auf unseren Rücken.

Von irgendeiner bewußten Einwirkung auf uns war keine Rede. Im Jahre 1855 verließ uns dieser Lehrer und setzte seine Hauslehrertätigkeit in einem anderen Hause fort.

Ich bin meinem Vetter im späteren Leben wieder begegnet und ich fand in ihm, wie ich schon erwartet hatte, einen liebenswürdigen, gütigen Mann ohne jeden Beigeschmack von Rohheit. Er war eben ebenso wie wir ein Opfer der ihm erteilten verkehrten Vollmacht geworden.

Sein Nachfolger, der hier Rudolph heißen mag, war die ausgesprochenste alte Jungfer in Männerkleidern, die man sich irgend denken kann. Er war ein kleines, unsagbar unbedeutend wirkendes Männchen, mit kurzgeschnittenem, borstigem Haar, grauen, verlegen blickenden Augen und merkwürdig hastigen Bewegungen. Er verfiel schon dadurch unserer Verachtung, daß er immer alle Fächer seiner Kommode voll Schokolade und Marmelade hatte, was sich, unserer Meinung nach, für einen Mann absolut nicht schickte, und war überdies von einer unglaublichen Harmlosigkeit. Von ihr ein Beispiel: Wenn im Winter Mieten — aus Platzmangel im Felde errichtete Getreidehaufen — in die Scheunen gebracht wurden, zogen sich die zahllosen Mäuse, die sie bewohnten, schließlich in die unterste Schicht, und man konnte in ihr so viele mit Händen greifen, als man irgend wollte. Eines Tages fingen wir vierzig Stück, brachten sie in einem Zigarrenkästchen nach Hause und setzten sie in Rudolphs Zimmer in Freiheit. Natürlich huschten, sobald er es betreten hatte einige über den Fußboden. „Ich glaube, es sind Mäuse in meinem

Zimmer", sprach er zu uns, die wir Arbeitsstunde hatten. „Holt doch eine Falle." Wir stürzten jubelnd hinunter und kamen erst nach geraumer Zeit mit einer Falle an, in der sich in kürzester Frist eine Maus nach der andern fing, ohne daß Rudolph irgend Verdacht schöpfte. Beim Abendessen sagte er aber zu unseren Schreck zum Hausherrn: „Es haben sich Mäuse in meinem Zimmer gezeigt." Mein Onkel, der natürlich nicht ahnte, wie groß die Zahl dieser Mäuse war, erwiderte unbefangen: „Ja, wenn die Mieten weggeräumt werden, ziehen sich die Mäuse in die Wohnhäuser." Wir aber verbrachten am folgenden Tage die Lehrstunden mit Mäusefangen.

Einmal hatte sich Rudolph einen hellgrauen, blaugeblümten Schlafrock aus Mitau mitgebracht, in dem er unsagbar komisch aussah. Wir lachten, als er sich in ihm sehen ließ, so lange über ihn, bis er dieses Prachtgewand wieder auszog und nie wieder anlegte. Er war eben uns wilden Buben gegenüber, die schon sein Vorgänger nicht hatte bändigen können, ganz wehrlos. Wir mausten ihm seine süßen Schätze aus der Kommode und trieben in den Stunden den gröbsten Unfug. Er war gewiß heidenfroh, als er uns bald verlassen konnte, um Pastor zu werden.

In unserem dritten Lehrer, Woldemar, bekamen wir endlich einen Erzieher, der am Unterrichte Freude fand, den Lehrstoff beherrschte und pädagogische Grundsätze hatte. Es fehlten uns aber überall die Fundamente, unser Wissen war ein rein mechanisches und wies zahlreiche Lücken auf. Woldemar gab sich alle Mühe mit uns, aber nichts ist schwerer, als flüchtig gewordene Kinder an sorgfältiges Arbeiten zu gewöhnen und unsicheres Wissen zu sicherem zu machen. Seine Bemühungen hatten auch nur zum Teil Erfolg; die schlechten Grundlagen waren uns noch auf dem Gymnasium überall im Wege, und ich selbst habe diese Lücken in meiner Bildung erst im späteren Leben mit unsäglicher Mühe ausfüllen können. Woldemar war auch bestrebt, mit uns persönlich Fühlung zu gewinnen, machte mit uns Fußwanderungen und fragte nach dem, was wir außerhalb der Stunden und der Arbeitsstunden trieben. Da wir mittlerweile auch

älter geworden waren, erwies sich das als möglich, ohne daß unseres Lehrers Autorität darüber in die Brüche ging.

Wohl infolge des Umstandes, daß die Erwachsenen sich so gar nicht um die Kinder kümmerten, hatte sich bei diesen in Sallgallen ein unglaublich herber Ton ausgebildet. Jede Gefühlsäußerung wurde als Sentimentalität verspottet; alle Äußerungen geistiger Interessen wurden als „affektiert" abgewiesen. Ein jedes verschloß, was von Gefühl in ihm lebte, ängstlich in seiner Brust und hielt es für mannhaft, es möglichst zu verleugnen.

Ich litt in der ersten Zeit unsägliche Qualen, denn ich war bisher von der liebevollsten Mutter im höchsten Grade verwöhnt worden und mußte mich nun darin finden, mich in einer sehr rauhen Umwelt wohl oder übel zu behaupten. Da ging es denn gar nicht anders, als daß ich schließlich auch alles Fühlen möglichst unterdrückte, kräftig die Fäuste und Ellenbogen brauchte und der Willkür einen trotzigen Sinn entgegensetzte. Galt es, Verbotenes zu tun oder jemandem einen frechen Schabernack zu spielen, so war ich der ersten einer und ließ mich durch die in Aussicht stehende Strafe nicht im mindesten abschrecken. Waren doch die jungen Spartaner recht eigentlich unsere Ideale, und gab doch keckes, unbekümmertes Wagen, schweigendes Dulden während der Züchtigung Ansehen unter den Altersgenossen. Es ist aber mit den Gefühlen wie mit den Körperteilen, — was nicht gebraucht wird, verkümmert. Indem wir taten, als ob alle zarteren Gefühle uns fremd wären, kam auch wirklich eine gewisse Roheit in uns zur Herrschaft.

Von meinen Kameraden seien zwei Brüder erwähnt, die hier Alexander und Kolla (Kosenamen für Nikolai) heißen mögen. Gemeinsam waren ihnen ganz unerhörte Körperkräfte: sie trugen als zwölf- und dreizehnjährige Knaben drei Scheffel Weizen mit Leichtigkeit in die Kleete und warfen im Ringkampf den stärksten Bauern ohne weiteres in den Sand. Sonst aber waren sie denkbar verschieden: Alexander war gutmütig, besonnen, über seine Jahre verständig, Kolla eine jener, damals in Kurland nicht selten vorkommenden Naturen, die sich keiner Zucht fügen können, und deren reiche Gaben

ihnen deshalb nur zum Unglück gereichen. Die Aussicht auf die strengsten Strafen erschreckte ihn nicht im mindesten, übte vielmehr, wie jede Gefahr, eine große Anziehungskraft auf ihn aus. Er wurde später, nachdem er aus vielen Schulen fortgeschickt war, Offizier, scheiterte aber als solcher an seiner Duellsucht. Was dann aus ihm geworden ist, habe ich nicht erfahren.

Außerhalb der Lehr- und der Arbeitsstunden kümmerte sich kein Mensch um uns, und diesem Umstande verdanke ich es, daß ich in Sallgallen doch viele frohe Stunden verlebte, und daß ich mit dem Leben der Landleute vertraut wurde.

Eine Quelle immer neuer Freuden war für uns der Fluß. Kaum war im Frühling der Eisgang vorüber, so kamen aus dem Oberlande die Flöße herab. Wir ruderten an diese heran, und die Flößer gestatteten uns gern, uns für eine Weile ihnen anzuschließen. Während sie uns von ihrer oft nicht ungefährlichen Fahrt erzählten, glitt das Floß mit der Strömung sanft bergab. An stillen Frühlingsabenden war eine solche Fahrt höchst reizvoll. Hier oder da sprang ein Fisch aus dem Wasser, eine Flucht Wildenten erhob sich von ihm, Kraniche und Wildgänse zogen über uns hin. Wir sahen auch wohl einmal ein paar wilde Schwäne sich zu kurzer Ruhe auf den Fluß hinablassen und den Fischadler nach Beute tauchen. Zu Fuß kehrten wir dann, nach kürzerer oder längerer Fahrt, durch den Vorfrühlingsabend nach Hause zurück.

Den Flößern folgte bald „das Holz", wie wir sagten. Die beiden Quellflüsse der Semgaller Aa, die Memel und die Muhs, kommen aus ausgedehnten Staatswaldungen. Die dort gefällten Bäume wurden in etwa zwei Meter lange Kloben verwandelt, und dann zu einer gewissen Zeit, in der die Aa nicht mehr über die Ufer getreten, aber doch noch voll Wasser war, in den Fluß geworfen. Die Bewohner der Ufer konnten nun so viele Kubikfaden, als sie erworben hatten, auffischen und am Ufer aufstapeln. Ersteres geschah mit Bootshaken und war eine höchst vergnügliche Arbeit, an der wir Knaben uns fleißig beteiligten. Die Hauptmasse des Holzes wurde in Mitau festgehalten und bot der Stadt das erforderliche Brennholz.

Der Wasserspiegel des Flusses hatte sich mittlererweile stark gesenkt, und nun begann ein Hauptvergnügen: der Fang der Neunaugen. Diese Fische gingen jetzt in großer Zahl stromaufwärts und suchten die Stellen auf, wo hinter im Fluß liegenden erratischen Blöcken sich kleine Steine aufgehäuft hatten. An diesen sogen sie sich fest und ruhten, vor der Strömung geschützt, aus. Wir fuhren nun in einem leichten Boot zu zweien gegen den Strom. Der eine, der im Hinterteil stand, bewegte das Boot durch einen Bootshaken vorwärts, der andere kniete im Bug, hatte die rechte Hand mit einem wollenen Handschuh bewaffnet — um den glatten Fisch ergreifen zu können — und hielt in der Linken einen Käscher, ein an einem Stabe befestigtes kleines Netz. Er gab durch Winke dem Steuermann die Richtung. Kam er nun an die Neunaugen, so fuhr er — je nach der Tiefe, in der sich die Fische befanden — mit dem Arm oder dem Käscher, möglichst leise ins Wasser und holte sich eine Neunauge nach der anderen. Verfuhr man geschickt, so konnte man vier bis fünf und mehr Fische ergreifen, ehe die anderen Unrat merkten und blitzschnell verschwanden. Es war das ein ganz herrliches Vergnügen.

War die Neunaugenzeit vorüber, so begann die der Krebse. Wie köstlich schmeckten die, wenn wir sie uns selbst gefangen und selbst gekocht hatten.

In der warmen Jahreszeit waren wir beständig am oder im Fluß und schwammen wie Fischottern. Die Freude an dieser Bewegung hat mich durch das ganze Leben begleitet. Ich kenne kaum einen größeren Genuß, als bei unbewegter See durch das Wasser zu gleiten und tief unter mir den Meeresboden zu beobachten oder still auf dem Rücken zu liegen und mir vom blauen Himmel herab die Sonne auf den Leib scheinen zu lassen.

Trat der erste stärkere Frost ein und bedeckte den Fluß mit einer dünnen, durchsichtigen Eisdecke, so galt es die Fische „schlagen". Man begab sich mit einer Axt auf das Eis und suchte die Stellen auf, wo, wie man wußte, Hechte standen. Dieser Fisch verweilt oft, während er auf Beute lauert, lange an derselben Stelle. Nun hieß

es, mit dem stumpfen Ende des Beiles genau über ihm auf das Eis zu schlagen. Gelang das, so kam der durch den Luftdruck betäubte Fisch bauchaufwärts an die Oberfläche und konnte durch ein in das Eis geschlagenes Loch ergriffen werden. Es war dies ein nicht ungefährliches Vergnügen, denn es konnte nur geübt werden, wenn das Eis eben einen Mann trug.

Wir liefen natürlich alle fleißig Schlittschuhe und sausten in kleinen Schlitten von dem Sallgallen gegenüberliegenden hohen Ufer auf den Fluß herab und über ihn hinweg.

Während des Eisganges war die Niederung, von der oben die Rede war, überschwemmt. Wir fuhren dann auf Eisschollen auf ihr umher und machten uns nichts daraus, wenn wir einmal ins kalte Wasser fielen. Kleider und Stiefel wurden dann an dem Ofen, so gut es ging, getrocknet. Wir waren überhaupt im höchsten Grade abgehärtet und bauten unsere Schneeburgen auch bei starker Kälte, ohne Paletots anzuhaben.

Unsere Kleidung war die denkbar schlichteste. Meine Mutter hatte meinen Onkel gebeten, mich ebenso zu kleiden wie seine Söhne, und unsere Gewänder wurden von einem wandernden Schneider hergestellt, dessen Kunstwerke oft nicht geringe Leiden verursachten, indem sie unter den Armen erbärmlich drückten. Die des Schuhmachers waren meist noch viel schlimmer. Als ich auf das Gymnasium kam, hatte ich neun Hühneraugen und zwei Frostbeulen an den Füßen und konnte kaum gehen.

Mit viel Vergnügen verkehrte ich mit den Dienstboten und den Bauern; denn ich hatte die Liebe zu den Letten von meinem Vater geerbt. Da sind nun in erster Reihe die beiden Blukes zu nennen.

Der alte Bluke war eigentlich ein Taugenichts. Mein Großvater hatte ihm seinerzeit ein Gesinde anvertraut, es ihm aber wieder abnehmen müssen, weil er es vernachlässigte. Später wurde er als ein Hänschen in allen Gassen beschäftigt, zimmerte Wagen, besserte die primitiven Geschirre der Ackerpferde aus, spaltete Holz, trug Wasser usw. Er war aber immer außerordentlich froh, wenn ich mich zu ihm gesellte und er von der früheren Generation seiner

Pantenius 7

Herrschaft erzählen konnte. Er hing mit jeder Faser seines Herzens an den Conradis und allen, die zu ihnen gehörten, und war die lebendige Chronik derselben. Das galt noch mehr von seiner Frau, zu der er eigentlich nur das Anhängsel war. Frau Bluke war seit vielen Jahren die „Hofmutter", d. h. die Viehpflegerin, und es ist ganz undenkbar, daß es jemals eine fröhlichere und energischere alte Frau gegeben hat als sie. Als ich sie zum letzten Male sah und herzlich küßte — wenn eins von uns, die wir unter dem „Großen Baum" erwachsen waren, nach Sallgallen kam, so eilte es gleich, nachdem es die Verwandten begrüßt hatte, zur alten Bluke —, war sie gewiß weit über achzig Jahre alt; aber sie sprang mir entgegen wie ein ganz junges Ding. Die Mägde hatten ihre liebe Not mit der Alten, deren scharfen Augen nichts entging, und die sie in steter Bewegung erhielt. Und sie konnte energisch sein — alle Achtung. Ihr Mann pflegte, sobald er sich ohne ihr Wissen ein paar Pfennige erworben hatte, dieselben im Kirchenkruge zu vertrinken. Dann schwankte er, muntere Volkslieder singend, nach Hause. Die Gattin ohrfeigte ihn bei seinem Eintritte solange sie den Arm heben konnte, und das war lange. Sprach ich ihn dann am anderen Morgen auf das Erlebnis hin an, so machte er sein verschmitztestes Gesicht und brach in einen Strom von Lobeserhebungen über sie aus. „Was für ein Weib!" rief er immer wieder bewundernd aus. „Ich sage Ihnen, Jungherrchen, so hauen wie die, kann kein Kerl. Und Belehrung muß ja auch sein."

Die Alte war nicht nur eine der Sachlage entsprechende Mustergattin und eine vorzügliche Viehpflegerin, sondern galt auch in weitem Umkreise für einen vortrefflichen Arzt. Sie „besprach" Warzen und „die Rose" und erreichte in der Tat auf diesem Gebiet Erfolge, die ebenso tatsächlich wie unbegreiflich waren. Ihre Kuren waren überhaupt absonderlicher Art. Während ich in Sallgallen lebte, wurde die Gegend von einer sehr bösartigen Fieberepidemie heimgesucht. Man nannte die Krankheit, die intermittierend auftrat, das „kalte Fieber", und sie endete nicht selten mit dem Tode. Die alte Bluke kurierte das Fieber so: Wurde ein Patient zu ihr gebracht, so ent-

nahm sie in seiner Gegenwart kleinen Schächtelchen allerhand Ungeziefer: Läuse, Flöhe, Schaben, die wir Preußen nannten, usw., zerhackte sie, bestreute die Masse mit etwas Mehl und formte sie zu Pillen, die der Kranke einnehmen mußte. Das Mittel versagte fast nie seine Wirkung. Ärzte, denen ich das später gelegentlich erzählte, führten sie auf das starke Ekelgefühl zurück.

Während die ärztliche Tätigkeit meiner alten Freundin sich durch ihren Erfolg einigermaßen rechtfertigen ließ, war eine andere bedenklicherer Natur. Es gab damals in Kurland auf dem Lande keinerlei Art von Sparkassen. Wer von den Bauern Ersparnisse machte, versteckte sie in irgendeinem Winkel oder vergrub sie in Feld und Flur. Brannte ein Gesinde nieder, oder starb sein Inhaber unerwartet, so waren sie nur zu oft unrettbar verloren. Wer andrerseits in Verlegenheit war, mußte sich das Geld zu unglaublich hohen Zinsen leihen. Die alte Bluke verlieh das ihrige, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, zu zwölf Prozent monatlich. Sie trug freilich auch ein hohes Risiko. Ob die Alte als Bankier schließlich auf ihre Kosten gekommen ist, weiß ich nicht, denn ich lebte, als sie starb, bereits außer Landes.

Die beiden Blukes hatten eine ausgesprochene Vorliebe für mich. Sie hatten beide meinen Vater von Jugend auf persönlich gekannt und hingen mit der innigsten Liebe an seinem Gedächtnis. Wie später in allen Verhältnissen so oft, öffnete mir auch hier die Erinnerung an ihn die Herzen.

Wie deutlich steht die Spinnstube der Alten noch vor mir! Draußen ist der nordische Winter in voller Kraft; es friert zwanzig Grad und darüber; im Zimmer der Blukes herrscht die behaglichste Temperatur. Hier sind noch die Urzustände der Menschheit: in einem an der Wand angebrachten Ring steckt ein brennender Kienspan, d. h. ein etwa ein Meter langer, zwei Finger breiter, ganz dünner Streifen Fichtenholz, der „Pergel". Bei seinem rauchenden Licht spinnen die alte Bluke und die Mägde. Die Spinnräder surren, und die Alte erzählt, während der harzige Geruch des „Pergels" die Luft erfüllt, Märchen. Der alte Bluke aber sitzt auf einer Bank

7*

am Ofen und raucht. Ist der „Pergel" heruntergebrannt, so steht er auf und ersetzt ihn durch einen neuen Kienspan, der mit vielen anderen in einem Eimer steht. So an Wochentagen. An Sonnabenden aber singen wir alle Kirchenlieder.

Die Abende waren von eigenartiger Poesie und wurden auch schon von dem Knaben als höchst reizvoll empfunden.

Die Stellung, die die Blukes und das übrige Gesinde zu unseren Familien einnahm, war merkwürdig. Zwar, daß sie mir eine besondere Zuneigung entgegentrugen, konnte nicht auffallen; denn mein Vater und mein Großvater Pantenius hatten sich ja um das Landvolk und seine Kultur hochverdient gemacht, und meine Vorfahren Conradi waren persönlich vortreffliche Männer gewesen; im allgemeinen aber hatten die Letten unter dem Herrenhochmut der Deutschen doch viel zu leiden gehabt. Trotzdem konnten wir unseren Leuten gar nicht aristokratisch genug sein, und sie taten ihrerseits alles, um die ohnehin schon große soziale Scheidewand, die uns von ihnen trennte, noch zu vertiefen. Wenn wir recht herrisch auftraten, war es ihnen gerade recht.

Das galt auch von dem männlichen Personal. Obgleich es uns streng verboten war, verbrachten wir so manche Sommernacht bei den Pferden auf der Weide. Das war ganz herrlich. Da oft Pferdediebstähle vorkamen, mußte ein Knecht die Nacht über bei ihnen wachen.

Dem schlossen wir uns an. Wir machten uns zunächst ein Feuer und saßen plaudernd um dasselbe. Allmählich erlosch es, und wir suchten die ambulante Hütte auf. Rings um uns das Dämmerlicht der nordischen Sommernacht, in der das Tierleben rege bleibt: im Korn schlägt die Wachtel, in der Wiese schreit der Wachtelkönig, im Graben surrt der Erdkrebs. Den Pferden sind die Vorderfüße zusammengekoppelt, wenn sie sich vorwärts bewegen wollen, müssen sie einen schweren Sprung tun. Von Zeit zu Zeit schnaubt eins, während man die anderen den Klee abrupfen hört. Der Knecht aber erzählt uns von seinem Leben, in dem es, so einfach es auch verlief, doch immer Höhepunkte gab. Allmählich verstummt er, und

auch wir verfallen in den gesunden Schlaf der Jugend, bis uns die Morgenkühle weckt. Auch hier trat uns im Verkehr mit den Leuten immer der angeborene Respekt vor den Herrensöhnen entgegen. Ich erinnere mich nicht, daß er je außer acht gelassen worden wäre. Mir aber gaben diese Nächte eine Fülle von poetischen Anregungen, und wenn heute über eine Berliner Straße eine Sternschnuppe hinfährt, zaubert sie mir oft wieder das nächtliche Feld bei Schule, so hieß der Hof, in dem die Knechte des Pastorats hausten, vor die Seele. Wie tiefe Einblicke in das Seelenleben des Landvolkes habe ich da als Knabe tun dürfen!

Die Bauern hatten damals noch ganz eigenartige Sitten. So spielte bei ihren Festen der wollene Handschuh eine große Rolle. Das Pferd, das bei einer Hochzeit den Brautwagen zog, war über und über mit Handschuhen behängt; der Tanz wurde am Abend mit dem Handschuhtanz — einer Art Polonaise — eröffnet. Jede Tänzerin brachte Handschuhe mit, die ihr der Tänzer für Geld abkaufte, das sie ihrerseits den Musikanten übergab. Die Handschuhe werteten verschieden. Doppelte Fingerhandschuhe galten mehr als einfache, Fausthandschuhe mehr als Fingerhandschuhe.

Merkwürdig war auch die Sitte, daß die Konfirmation der Kinder mit Handschuhen bezahlt wurde. Die Eltern spendeten, je nach ihren Verhältnissen, mehr oder weniger Paar Handschuhe, die sich auf dem Speisetisch des Pastorats aufhäuften. Sie begaben sich dann in die Herberge und kauften hier ihre Handschuhe zurück. Es hatte ihnen nur widerstanden, die heilige Handlung mit Geld zu bezahlen.

Der Lette jener Zeit hatte überhaupt ein für seine damaligen Verhältnisse erstaunlich entwickeltes Gefühlsleben und war, soweit ich ihn kennen lernte, ein sehr weicher Mensch. Er hing an denen, die er lieb hatte, mit großer Treue und verkehrte mit den Seinigen liebevoller, als es sonst wohl Bauern zu tun pflegen. Als für die Letten charakteristisch fiel mir die große Liebe auf, die die Geschwister miteinander verband.

Die Güter, die zur Kirchengemeinde Sallgallen gehörten, waren

größtenteils Domänen, und die Pächter derselben, unter denen es wunderliche Käuze gab, kamen gesellschaftlich nicht in Frage. Einer von ihnen war, wie er jedermann versicherte, Republikaner und schmückte, als er ein Töchterchen taufen ließ, seinen Hof mit Fahnen aus, auf denen rot auf weiß die Worte „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" prangten. Das merkwürdige Schicksal, das dieses Kind hatte, als es zur Jungfrau herangewachsen war, hat mir den Stoff zu der Novelle: „Der alte Jungherr und seine Liebe" geboten. Freilich nur soweit es sich um die Tatsachen handelte; denn ich benutzte für die Heldin ein anderes Modell als das überaus sanfte Mädchen, das diese seltsamen Wege einschlug, und das, was vielleicht noch seltsamer ist, auf ihnen zum Glück gelangte.

Ich verkehrte in mehreren dieser Pächterfamilien, und ich habe aus diesem Umgang manche Einzelzüge für den Roman „Im Banne der Vergangenheit" und für die Novelle „Käthchen Hortensius" entnommen. Die Modelle zu Käthchen selbst und zu ihrem Vater habe ich freilich erst viel später in einer anderen Gegend kennen gelernt.

Im Verkehr mit meinem Onkel und meiner Tante standen von den Nachbarn nur die Familie Denffer in Grafenthal, von der noch viel zu erzählen sein wird, und die Familie des Propstes Conradi in Mesothen. Der Propst war mit den Conradis in Sallgallen, trotz des gleichen Namens, nicht verwandt. Er war ein bedeutender, ungewöhnlich liebenswürdiger Mann und hatte in seinem Wesen etwas sehr Sanftes, Ausgeglichenes.

Sallgallen beherbergte aber fast immer Gäste, die von weit her kamen, denn das Pastorat bildete den seelischen und gesellschaftlichen Mittelpunkt für die ganze große Familie. Traf ein Angehöriger aus der Fremde, etwa aus Petersburg oder Warschau, in Sallgallen ein, so war das erste, wonach er verlangte, ein Teller „saure Grütze". So heißt das Nationalgericht der Kurländer, und diese für jeden Nichtkurländer gewiß fürchterliche Speise war ihnen mit der Heimat so verwachsen, daß sie erst, nachdem sie saure Grütze verzehrten, das Gefühl hatten, wirklich wieder zu Hause zu sein. War der Gast ein in der Fremde erwachsenes Mitglied der Familie, so versammelte

sich alles um ihn und beobachtete, wie er sich zu dem ihm gereichten Teller „saure Grütze“ verhielt. Schmeckte sie ihm, so war er ein „echter Kurländer“, womit wir das höchste Lob erteilten, das wir zu vergeben hatten.

So wenig die Umstände dazu aufforderten, so regte doch die Dichterseele in mir schon damals ganz leise und in aller Heimlichkeit ihre Schwingen. In mir lebte von klein auf ein lebhaftes Verständnis für das Naturleben. Ich erwarb mir nicht nur ganz durch eigenes Achtgeben — denn in Sallgallen konnte kein Mensch den Gesang eines Stieglitz von dem eines Hänflings unterscheiden — die Kenntnis der Vogelsprache, ich konnte auch über die Bilder, die sich mir in der Natur boten, in das größte Entzücken geraten. Früher als wohl sonst einem Knaben erschloß sich mir die Poesie der Landschaft, in meinem Falle der von Kornfeldern und Wiesen bedeckten Ebene. Ich wurde nicht müde, mich an dem Anblick des im Winde wogenden Roggens zu erfreuen oder die Stille des Sommermittags auf mich wirken zu lassen. Mitten im Felde lag eine Kiesgrube, in deren Wänden unzählige Uferschwalben nisteten. Sie sahen infolgedessen aus, als ob sie von Kartätschen durchschossen wären. Ich gelangte zu ihr auf einem schmalen Rain zwischen dem mannshohen Korn und war dann ganz von der Welt abgeschlossen. Nur die Wolken zogen über mich hin, und die Schwalben umkreisten mich. Ich habe dort manche Stunde verträumt und auch den Schrecken der Stille kennen gelernt, den die Griechen im Pan verkörperten; denn es überkam mich wohl auch einmal ganz plötzlich ein Angstgefühl, als müsse der Halmwald um mich her sich plötzlich auseinandertun und etwas Ungeheures erscheinen.

Wundervoll war auch die nordische Sommernacht, wenn leichte Nebel über der feuchten Wiese lagen und aus dem Halbdunkel heraus allerlei Töne vernommen wurden: der Ruf des Wachtelkönigs, das Pickwerwick der Wachtel, ferne Stimmen von allerlei Sumpfvögeln, das Schnarren des Erdkrebses.

Solche Eindrücke sog ich mit allen Sinnen ein, und sie haften mir noch heute treu im Gedächtnis. Und zum Teil aus ihnen heraus

brachte ich einem Dichter volles Verständnis entgegen, dessen Werke damals in meine Hände kamen, und dem ich unendlich viel Dank schulde: Walter Scott. Mein Onkel besaß eine Gesamtausgabe seiner Werke, und ich habe sie immer und immer wieder gelesen. Besonders entzückten mich „Das Kloster" und „Der Abt", aber auch die meisten anderen Romane: „Kenilworth", „Die Braut von Lammermoor" und was sonst noch unter romantischen Verhältnissen spielte. Es hat mich kein anderer Erzähler je wieder so gefesselt wie Sir Walter, und wenn ich immer an allem Geschichtlichen und jeder historischen Betrachtung Freude fand, so verdanke ich das zu gutem Teil ihm. Er war es auch, der den Schaffenstrieb in mir weckte.

Als die Deutschen Livland eroberten, hielt es ein Häuptling der Liven, namens Caupo, mit ihnen, weil er ein überzeugter Christ war und starb schließlich von der Hand seiner Landsleute, weil er an seinem Christentum festhielt. Diesen Caupo nun machte ich zum Helden einer Tragödie, deren tragischer Vorwurf sich aus dem Zwiespalt zwischen religiöser Überzeugung und nationalem Empfinden ergab. Ein paar Akte wurden, glaube ich, fertig. Ich plante auch ein Epos, dessen Held ein Häuptling der Semgallen, Westers, sein sollte, kam aber hierin nicht über den Plan hinaus. Natürlich blieben Caupo wie Westers tiefstes Geheimnis, in das nur meine jüngere Schwester eingeweiht war; denn ich wäre unbarmherzig verhöhnt worden, wenn es unter meinen Kameraden bekannt geworden wäre, daß ich mich mit so hohen Dingen abgab.

Die Sommerferien verbrachte ich mit meiner Mutter und den Schwestern im Seebade. Ich habe das Badeleben am Rigaschen Strande in meinem Roman „Das rote Gold" zum Teil geschildert. Die Semgaller Aa läuft, ehe sie in die Düna mündet, eine Strecke lang parallel mit der Meeresküste. Auf dem schmalen Landrücken zwischen ihnen liegen eine Anzahl Badeorte, die heute aneinanderstoßen, damals aber durch zwei bis drei Kilometer weite Waldstrecken voneinander getrennt waren. Den Mittelpunkt für alle diese Orte bildete Dubbeln, das zum größten Teil von den reichen Kaufleuten Rigas bewohnt wurde und schon damals ein elegantes Badeleben

gezeitigt hatte. Wir wohnten während des Krimkrieges dort, in einem Hause, dessen Grund und Boden mittlerweile von der Aa verschlungen ist. Gesellschaftlich aber gravitierten wir nach dem drei Kilometer westlich liegenden Karlsbad, in dem die Mitauer den Sommer zu verbringen pflegten. Hier ging es sehr munter her. Es wurde fast täglich im Aktienhause — so wurde das Kurhaus hier wie in Dubbeln genannt — getanzt, und oft vereinigten auch schon am Nachmittage gemeinsame Ausflüge zu Wagen und zu Pferde die Badegäste.

Den Mittelpunkt dieser Geselligkeit bildete eine in ihrer Art höchst eigenartige Persönlichkeit, die viele Jahre lang das Amt des Tanzvorstehers bekleidete. Der Herr hatte seinen Wohnsitz in einer kurländischen Stadt. Während zehn Monaten lebte er, der ledig war, nur seinem Beruf und beteiligte sich an keinerlei Art Geselligkeit. Begann aber die Badezeit, so mietete er ein Haus in Karlsbad, ließ sein Reitpferd, das bis dahin bei einem Bauern in Pension war, kommen und entwickelte die größte Gastfreundschaft, zumal gegen die Studenten und andere junge Leute. Er zeigte im Ballsaal eine bewunderungswürdige Eleganz, und es gab keine stattlichere Erscheinung als ihn, wenn er auf Ausflügen auf seinem Roß, das, je nach seinem Geschlecht, Liese oder Hans hieß, vor der langen Wagenreihe hertänzelte. Der damalige Generalgouverneur, Fürst Suworow, war in seiner Jugend in Göttingen Korpsstudent gewesen und stand sich mit dem baltischen Adel vortrefflich. Der schöne, alte Herr hatte eine besondere Vorliebe für die Kurländer und kam deshalb oft nach Karlsbad. Er war ein großer Damenfreund, und man sah ihn kaum je anders als mit einem schönen Mädchen aus der Gesellschaft am Arm. Sobald er den Ballsaal betrat, blies die Musik einen Tusch, und der Tanzvorsteher machte ihm in der musterhaftesten Weise die Honneurs.

Dieser, ein nicht nur eleganter, sondern, wie ich glaube, auch gutmütiger Mann, hatte eine sehr bedenkliche Marotte. Er hielt jede Badesaison für nicht ganz gelungen, wenn sie ihm nicht wenigstens ein Pistolenduell eingebracht hatte. Da er ein vorzüg-

licher Schütze war, huldigte er, soviel ich weiß, diesem Sport immer ungestraft.

Diese Duelle resp. die zu ihnen führenden Händel bildeten eine ständig wiederkehrende Würze des Badelebens. In einem Sommer verlief die Sache so: Ein durch sein exzentrisches Wesen sehr bekannter junger Kavalier hatte einen Freund, einen preußischen Edelmann, mit ins Land gebracht. Der Fremdling war sehr schön, sehr elegant und galt für einen großen Freund von Ehrenhändeln. Wir konnten, sobald er eine Woche am Strande war, nicht in Zweifel sein, daß das fällige Duell in diesem Sommer mit ihm ausgefochten werden würde. Die elektrische Spannung, die in der Luft lag, teilte sich der ganzen Badegesellschaft mit; die Tanzabende waren überfüllt, denn jedermann wollte dem Konflikt beiwohnen. Endlich verkündete das Gerücht, daß der Zusammenstoß an einem Sonnabend stattfinden würde. Niemand, der Zutritt zur Gesellschaft hatte, fehlte an diesem Abend; wir Knaben belagerten die Fenster des Saales. Während des Cotillons zählte der Tanzvorsteher die Paare ab. Der Fremdling blieb, als er tanzen sollte, ruhig sitzen. Auch als er zum zweiten Male aufgefordert wurde. Da konnten denn die Sekundanten gleich zusammentreten. Am folgenden Morgen bildete die Badegesellschaft Spalier. Der Fremdling und seine Genossen fuhren, der Tanzvorsteher aber tänzelte auf seiner Liese in den Wald. In atemloser Spannung wartete alles auf die Rückkehr, und als sich Liese und ihr Reiter zeigten, jubelten die Studenten ihm zu. Den arg zerschossenen Gegner brachte nach einiger Zeit der Wagen. Ein privates Telegramm berichtete dem Generalgouverneur, der gespannt auf dasselbe wartete, über den Ausgang des Duells; der Sieger aber gab ein vergnügtes Champagnerfrühstück.

Diese Sommer wurden dadurch sehr interessant, daß sie in die Zeit des Krimkrieges fielen. Eine große englische Flotte kreuzte in der Ostsee, und da man eine Landung für möglich hielt, war die ganze Küste mit Militär besetzt. Da die Kerntruppen in der Krim oder in Polen standen, wurden bei uns in erster Reihe Kosaken und Baschkiren verwendet sowie die Druschina, eine Art Landsturm. Die

Kosaken waren ganz manierliche Leute und sehr kinderlieb. Sie ließen uns Knaben für ein kleines Trinkgeld nach Herzenslust auf ihren Pferden reiten. Ungleich exotischer wirkten die Baschkiren, die zwar nicht mehr mit Pfeil und Bogen in den Kampf zogen, aber doch noch fatal an Asien erinnerten. Die Druschina bestand aus großrussischen Bauern, die von ihren Gutsherren als Offizieren geführt wurden und mit Gewehren bewaffnet waren, die jeden, der so tollkühn war, sie abzufeuern, umwarfen. Alle drei Waffengattungen hätten wohl jämmerlich bestanden, wenn die Engländer wirklich gelandet wären.

Und einmal sah es so aus, als ob eine Landung im Werk wäre. Man hatte für den Fall eines Landungsversuches die ganze Küste entlang Fanale errichtet, hohe Stangen, an deren Spitze eine Rakete angebracht war, die mit einer Lunte in Verbindung stand. Zwischen ihnen patrouillierten Kosaken. Sobald irgendwo eine Rakete aufstieg, sollten alle anderen auch aufgelassen werden, um dadurch die weiter im Lande einquartierten Vaterlandsverteidiger herbeizurufen. Nun war es alte Sitte, daß in der Johannisnacht in der Festung Dünamünde ein Feuerwerk abgebrannt wurde, und die Offiziere hatten auch jetzt, ohne an die Fanale zu denken, ein solches vorbereitet. Sobald aber die erste Rakete aufstieg, folgten ihr auch die Fanale die ganze Küste entlang, und nach ein paar Stunden wimmelte der Strand von Baschkiren und Kosaken, zu denen sich bald auch der Landsturm gesellte. Aber nirgends zeigte sich ein englisches Schiff. Die Badegesellschaft hielt sich trotzdem für verpflichtet, den Eifer der Truppen geziemend zu belohnen, und eine schnell veranstaltete Sammlung ergab die Mittel, ganze Zuber voll Branntwein herbeischaffen zu lassen. Die mohammedanischen Baschkiren weigerten sich anfangs, von ihm zu trinken; es gelang aber bald, ihre Bedenken durch den Hinweis zu beschwichtigen, daß Mohammed nur den Wein, nicht aber den Branntwein verboten habe, und bald darauf waren Baschkiren, Kosaken und Landwehrleute gleich sehr betrunken.

Die englischen Kriegsschiffe — hochbordige Dreidecker von je

101 Kanonen — beschossen während der Badesaison Dünamünde. Wir waren natürlich alle am Strande, sahen, wenn eine Salve abgegeben wurde, den Rauch aus den Schiffen dringen und vernahmen nach einiger Zeit den dumpfen Donner der Geschütze.

Man war damals in den baltischen Provinzen sehr patriotisch gestimmt und verfolgte die Belagerung von Sewastopol mit brennendstem Interesse. Waren doch auch viele Söhne des Landes in der Festung. Bei Ausbruch des Krieges hatte die livländische Ritterschaft 800 Ochsen, die kurländische 30 junge Kavaliere, die gleichzeitig ins Heer eintraten, gespendet, was zu vielen scherzhaften Vergleichen Anlaß gab. Alle Welt war von dem Siege der russischen Waffen überzeugt, obgleich die Armee in jeder Beziehung hinter den anderen zurückgeblieben war. Der Gemeine diente 15 Jahre, und infolge des Loskaufsystems wurden nur die ganz Armen Soldaten. Die Gutsbesitzer und die Gemeinden hatten das Recht, übelbeleumdete Individuen, sofern sie nur körperlich rüstig waren, „unter die Soldaten" abzugeben. Eine solche Armee konnte natürlich nur durch eine eiserne Disziplin zusammengehalten werden; körperliche Mißhandlungen durch die Unteroffiziere und Offiziere kamen daher täglich vor. Für größere Vergehen und für Verbrechen bestand noch die Strafe der Spießruten. Die mit Ruten versehenen Soldaten standen sich in zwei langen Reihen gegenüber, und der an den Kolben einer Flinte gebundene Sträfling wurde zwischen ihnen durchgeführt. Erklärte der Arzt, daß sein Leben bedroht sei, so wurde die Exekution unterbrochen und erst nach Herstellung des Unglücklichen wieder aufgenommen. Trotz dieser furchtbaren Strafen wurden die meisten Verbrechen von Soldaten verübt, und wer im Walde oder in einer nachtdunklen Straße einem solchen begegnete, sah sich wohl vor.

In den waldreichen Gegenden waren die Deserteure eine große Plage, auch wenn sie sich darauf beschränkten, Lebensmittel und Kleidung zu rauben. Furchtbar war das Schicksal der zu Gemeinen degradierten Offiziere, falls sie nicht, wie Duellanten immer, in den Kaukasus vor den Feind geschickt wurden. Ich habe als Knabe mehrfach gesehen, wie Offiziere einen Gemeinen mißhandelten, von

dem erzählt wurde, er sei ein wegen Unterschlagungen degradierter früherer Oberst, der sich aus Verzweiflung dem Trunk ergeben hatte.

Das Bildungsniveau der Linienoffiziere war — zumal bei denen von der Infanterie — ein äußerst niedriges und nur bei den Schützen und den Sapeuren (Pionieren) ein höheres. Man ging in keinen Sommergarten, in dem Offiziere verkehrten. Die jungen Balten dienten in der Garde, bei den Ingenieuren oder in der Linienkavallerie, höchstens noch bei den Schützen.

Ich brauchte übrigens eben den Ausdruck „Balten" eigentlich zu Unrecht, denn Wort und Begriff fehlten damals noch. Auf schlecht deutsch sah der Kurländer in dem Livländer einen ihm ganz Fremden und umgekehrt. Der Begriff des „Baltentums" bildete sich erst im Kampfe gegen die Russifizierung. Auch unter einem Kurländer verstand man nur den deutschen Bewohner des Landes.

Am 3. März 1855 starb Kaiser Nikolaus. Ich erinnere mich noch sehr wohl des großen Eindrucks, den die Nachricht von seinem Tode hervorrief. Obgleich sein Regiment mit jedem Jahr drückender geworden war und der noch fortgehende Krieg in Verwaltung und Heer die schlimmsten Schäden aufgedeckt hatte, war der Kaiser doch nicht unbeliebt gewesen; denn er galt den Konservativen als ein sicherer Hort gegen die liberalen Ideen Westeuropas und war in der Tat ein ausgesprochener Freund der Deutschen in den baltischen Provinzen, die ihm ja auch seine besten Offiziere und leider auch seine schlimmsten Schergen lieferten. Man sah daher, so sehr man auch unter dem bisherigen Regierungssystem gelitten hatte, der Zukunft voll Sorge entgegen.

Uns Knaben brachte der Regierungswechsel einige sehr komische Augenblicke. Alle erwachsenen männlichen Gemeindemitglieder mußten dem neuen Kaiser in feierlicher Versammlung in der Kirche einen Treueid leisten. Mein Onkel suchte nun, ehe er den Eid vorsprach, den Anwesenden auf jede Art klar zu machen, daß, während er seinen Namen nannte, jeder einzelne seinen eigenen Namen nennen müsse. Sobald er aber begann: „Ich, Karl Wilhelm Conradi, schwöre" usw., wiederholten alle wie ein Mann: „Ich, Karl Wilhelm Conradi, . . ."

Und dabei blieb es trotz mehrfacher Wiederholungen, so daß in Sallgallen nur Karl Wilhelm Conradi beschwor, seinem Kaiser allezeit ein treuer Untertan zu sein.

Ungefähr ein Jahr später entschloß sich meine Mutter, da meine Schwestern mittlerweile die Schule absolviert hatten, aufs Land zu ziehen. Fünf Kilometer oberhalb Sallgallen liegt auf dem linken Ufer der Aa das Gut Grafenthal, das, wie ich schon erwähnte, damals einer Familie von Denffer gehörte. Auf diesem Gute gab es neben dem großen Herrenhause noch ein kleines Haus, das wohl als Witwensitz erbaut war. Dieses Haus mietete meine Mutter.

Der Vorfahr der Denffers war um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert aus den Niederlanden nach Kurland gekommen und in Irben Pastor geworden. Die Nachkommen hatten aber später immer im russischen Heere gedient und waren in den russischen Militäradel übergegangen. Einer von ihnen hatte während des Krieges gegen Frankreich das Herz einer wohlhabenden Mitauerin gewonnen, dann als Kapitän seinen Abschied genommen und mit dem Gelde seiner Frau Grafenthal gekauft. Als ich die Familie kennen lernte, war er schon lange tot, hatte aber sechs Söhne und sechs Töchter hinterlassen. Die vier älteren Söhne waren Ulanenoffiziere gewesen, zwei von ihnen waren jung gestorben, die beiden anderen hatten ihren Abschied genommen. Der eine war zu meiner Zeit Oberförster im Inneren des Reiches, der andere, Theodor, besaß das Gut Feldhof (das in der Bauskeschen Hauptmannschaft) und bewirtschaftete Grafenthal. Die beiden jüngsten Söhne hatten ihre erste Erziehung in Sallgallen erhalten und besuchten dann das Gymnasium in Mitau, wo der ältere von ihnen bald starb, während der jüngere, Julius, in den Jahren, von denen ich erzählen will, das Gymnasium besuchte.

In dem Dennfferschen Hause eröffnete sich mir eine neue, heitere Welt. Die alte Frau von Denffer, eine kleine, starke Dame, die von uns allen „Mamachen" genannt wurde, war die Herzensgüte in Person und liebte es, wenn es in ihrem gastfreien Hause bunt und munter herging. Sie und ihre Töchter nahmen meine Mutter und

meine Schwestern in der freundlichsten Weise auf, so daß die Bewohner beider Häuser bald eine Familie bildeten. Die große Herzensgüte, die allen Töchtern der Familie Denffer eigen war, bewirkte, daß jeder Gast sich in Grafenthal überaus wohl fühlte, und daß das Haus kaum je ohne Gäste war.

Das Landleben war damals in Kurland überhaupt noch ungemein reizvoll. Die Wohnhäuser waren sehr geräumig, und man liebte es, daß möglichst viele Zimmer zusammenhingen und eine recht lange „Enfilade" bildeten. Die sie verbindenden Flügeltüren blieben bei Tag und bei Nacht geöffnet. Die Wände waren oft nur getüncht und zeigten dann mit Schablonen hergestellte Muster. In den meisten Zimmern hatten die Fenster keine Gardinen, nur, oft blaue, Rouleaux, auf denen Jungfrauen oder Jünglinge an Wildbächen angelten oder sonst landschaftliche Abbildungen angebracht waren. Die Möbel zeigten den Empirestil; auf den Sofakissen erdrückte, wer sich zurücklehnte, gestickte Schoßhündchen oder Kätzchen. Die Damen hatten überhaupt insofern gute Tage, als alles, was sich irgend besticken ließ, gestickte Einlagen zeigte: Tabakkasten, Kästchen jeder Art, sogar Lineale. Die Brieftaschen waren gestickt, die Morgenschuhe, die Tragbänder der Herren, die Gürtel um ihre Pelze. Die Fußböden waren gestrichen, Teppiche nur vereinzelt und in kleinem Umfange vertreten. Die zahlreichen Fremdenzimmer waren sehr schlicht ausgestattet.

Das Wohnhaus kehrte meist die eine Front dem Hofe zu, den außer ihm zwei lange Gebäude einfaßten, die die Pferdeställe, die Wagenscheunen, den Vorratspeicher enthielten. Die anderen Wirtschaftsgebäude lagen abseits. Auf den Hof ging eine unbedeckte Freitreppe hinaus. Die andere Seite des Hauses stieß an einen Blumengarten, an den sich immer Obst- und Gemüsegärten und ein kleinerer oder größerer Park schlossen.

Die Landwirtschaft wurde zwar intensiver betrieben als früher, ließ aber dem Hausherrn noch viel Zeit, sich seiner Familie oder seinen Gästen zu widmen, und der Hausfrau standen so viele Dienstboten zur Verfügung, daß die Wirtschaft sie nicht allzusehr in An-

spruch nahm. Zu dem Hausgesinde und zu den Knechten bestand meist ein sehr freundliches Verhältnis, und man nahm beiderseits an den Freuden und dem Leid der Herrschaft wie der Dienenden gemütlichen Anteil.

Der Hausstand wurde noch wesentlich auf Grund der Naturalwirtschaft betrieben. Man aß, was eben das Gut in der betreffenden Jahreszeit hergab: Lamm- und Kalbsbraten im Frühling, Geflügel aller Art im Sommer, im Herbst Wild, im Winter Schweinefleisch und frische Wurst. Im Spätherbst wurden große Massen Schweinefleisch eingesalzen. Schönes Gemüse und Obst lieferten die Gärten.

Die Wolle der Schafe wurde noch auf dem Hofe von den Mägden an Winterabenden gesponnen und auf einem Webstuhl zu einem festen Tuch, das „Wand" hieß, gewebt. Dieses Tuch trugen nicht nur die Dienstboten, sondern auch die Kinder, und auch die Erwachsenen gingen wohl, wenn keine Gäste da waren, in einer Wandjoppe.

Die Beleuchtung erfolgte im gewöhnlichen Tagesverlauf durch Talglichte, deren Docht von Zeit zu Zeit vermittelst einer Putzschere gekürzt wurde. War Besuch im Hause, oder wurde eine Festlichkeit veranstaltet, so brannten Kerzen — anfangs aus Wachs, später aus Stearin — auf Armleuchtern und in Kronleuchtern. Angezündet wurden diese Kerzen vermittelst sehr übel riechender Zündhölzchen. Zündete man sich im Freien eine Zigarre an, so benutzte man Stahl, Feuerstein und Schwamm. Man hatte gern Besuch und machte gern Besuche. Hatte man als Gast eine größere Fahrt machen müssen, so blieb man meist ein Paar Tage und wurde auch dann nur ungern entlassen. Es kam wohl vor, daß der Herr den Schlüssel zur Stalltür an sich genommen hatte und ihn, wenn der Gast abreisen wollte, nicht hergab.

Bei der großen geistigen Lebhaftigkeit der Kurländer war man um Unterhaltung nicht verlegen. Die Landwirtschaft, die Jagd und die Anekdote gaben den Herren Stoff, die Damen hatten viel gelesen und tauschten ihre literarischen Meinungen aus, die Jugend

flirtete, spielte im Winter Federball, im Sommer Reifen fangen, trieb muntere Allotria oder tanzte wohl auch. Es lag etwas ausgesprochen Idyllisches in diesem Leben, das viele Menschen, die an ihm teilnahmen, froh, gut und glücklich machte.

Wundervoll waren die weiten Fahrten über Land, wenn es galt, entfernt wohnende Freunde zu besuchen. Die Denffers waren mit einer Familie von B. verwandt, die in Litauen, unweit der kurischen Grenze ein Gut L. besaß. Sie gehörte auch dem Militäradel an und spielte schon etwas in das Russische hinüber, was bei den Denffers nicht der Fall war. Der alte Herr von B. war ein rauher Kriegsmann, der Sohn ein aalglatter ehemaliger Gardeleutnant, die Hausfrau aber und die beiden Töchter waren sehr liebenswürdige Damen. Wir waren gern in dem gastfreien Hause.

Heute soll nach L. gefahren werden. Es ist Winter, und es hat in der Nacht stark geschneit, so daß eine dicke Schneedecke auf dem Lande liegt; am Morgen aber geht die Sonne strahlend auf. Vor der Freitreppe halten vier kleine Schlitten, und in dreien von ihnen werden je ein Herr, der das Pferd lenkt, und eine Dame Platz nehmen, während der vierte für den Kutscher bestimmt ist.

Wir haben uns gegen die Kälte gut verwahrt, mit Pelzen, Pelzmützen, Pelzhandschuhen und Pelzstiefeln; denn es friert 15 Grad, und wir werden fünf bis sechs Stunden unterwegs sein. Wie wir ins Freie treten, atmen wir mit Entzücken die frische Winterluft ein und recken uns in einem uns ganz erfüllenden frohen Kraftgefühl. Ein solches beseelt auch die Pferde, die es gar nicht erwarten können, ausgreifen zu können. Wir nehmen zu zweien Platz in den Schlitten, und mit munterem Glockengeläut — jedes Pferd trägt eine Glocke — geht es vom Hof. Der Schneemantel der Landschaft ist mit Milliarden von Brillanten besetzt, in denen die Strahlen der Sonne sich widerspiegeln, kein Wölkchen unterbricht das Blau des Himmels, von dem nur die Wintersonne milde herabscheint.

Wir benutzen nicht die Landstraßen, sondern fahren auf „Winterwegen“, wie sie das Bedürfnis sich gebahnt hat, über Felder und Wiesen, durch Busch und Brache. Die Gebäude der Bauernhöfe, an

denen wir vorüberkommen, haben alle dichte, weiße Hauben auf den Dächern; das Gebüsch nimmt im Schneeschmuck die phantastischsten Formen an. Die jungfräuliche Schneedecke berichtet getreulich, was sich auf ihr seit dem Morgengrauen bewegte. Hier ist Meister Lampe vom nächtlichen Besuch eines Bauerngartens heimgekehrt und hat, nachdem er mehrfach Haken geschlagen, sein Lager unter einem Wachholderbusch aufgeschlagen; da schnürte sein Todfeind Reinecke seines Weges; dort setzte ein Wiesel zierlich ein Füßchen vor das andere. Nun nimmt uns der Winterwald auf. Schwerlastend liegt der Schnee auf den Zweigen der Tannen; das gebeugte Unterholz bildet weiße Lauben; kein Ton unterbricht die Stille als unser Glockengeläut und hin und wieder das Prusten eines Pferdes.

Das alles ist unbeschreiblich schön und poetisch, und wir genießen es mit vollem Bewußtsein.

Allmählich verstummen die Ausrufe der Freude; man wechselt nur noch selten ein Wort. Die Einwirkung der Kälte macht sich doch fühlbar, und es tritt ein Gefühl angenehmer Ermüdung ein. Die Pferde laufen langsamer und nehmen unsere Aufmerksamkeit nicht mehr in Anspruch; wir richten die Pelzkragen, auf und die nun eintönig erklingenden Glocken tragen dazu bei, uns in eine Art Halbschlaf zu versenken. Dann aber dringt die Kälte durch unsere Pelze; die Hände und Füße fangen an erst zu brennen, dann zu schmerzen. Wir werden wieder ganz wach und treiben die Pferde zu schnellerem Laufe an. Endlich sind wir auf dem Hof, werden mit Ausdrücken lebhaftester Freude empfangen und schälen uns aus unseren Pelzen und Wollsachen. Wie erfreut uns jetzt die Wärme, die uns umgibt, die Wärme, die von den Öfen ausgeht und die, die von den Herzen unserer gastfreundlichen Wirte kommt!

Im Sommer machte man solche weite Fahrten gern in der hellen Sommernacht, und wir genossen dann ihr heimeliches Leben nicht weniger, als das frohe, das die aufgehende Sonne der vom Morgentau getränkten Landschaft brachte. Beides erfüllte unsere jungen Herzen mit gleicher Wonne.

Unter den Töchtern von Frau von Denffer war Marie die weit-

aus bedeutendste. Eine hübsche Blondine, hatte sie außer der Herzensgüte ihrer Schwestern auch einen scharfen Verstand und die regsten geistigen Interessen. Ich gefiel ihr, und sie nahm sich des zwölf Jahre jüngeren Knaben in der freundlichsten Weise an. Ich durfte ihr meine Gedichte vorlesen und ihr mitteilen, was immer mich in Freude und Leid bewegte.

Außer Marie war die Frau von Theodor Denffer noch tonangebend in diesem Damenkreise. Sie war klug, sehr munter und machte allerliebste Gelegenheitsgedichte.

Damals las jedermann voll Entzücken die Andersenschen Märchen, und da diese scheinbar leicht nachzuahmen sind, griffen die beiden Damen und ich auch zu dieser Form, um, was uns innerlich bewegte, mitzuteilen. Es gab vom Spiegel bis zum Stiefelknecht kein Möbel, das nicht von uns personifiziert wurde und die tiefsinnigsten Aussprüche tun mußte. Diese Märchen wurden dann im Familienkreise vorgetragen und fanden bei den höchst nachsichtig gestimmten Zuhörern die freundlichste Aufnahme.

Mit den Sallgallschen Vettern und Cousinen und den Kindern des Propstes Conradi, die zumal während der Ferien viel nach Grafenthal kamen, war eine zahlreiche Jugend versammelt, die fleißig tanzte und Theater spielte. Wir wagten uns sogar an die Operette: „Guten Morgen, Herr Fischer."

Der einzige ältere Mann in diesem Kreise, Theodor Denffer, würzte unser Treiben gelegentlich durch einen derben Scherz. Er war noch ganz der Kavallerieoffizier jener Zeit, sehr wenig gebildet, aber voll gesunden Menschenverstandes und schlagfertigen Mutterwitzes. Wenn ihm ein Zahn zu schaffen machte, ging er in den Stall, wickelte ein Pferdehaar um ihn und gab dann dem betreffenden Gaul einen derben Schlag auf den Hals, was zur Folge hatte, daß der Zahn prompt herausgerissen wurde.

Im kleinen Hause hatten wir allerlei Kameraden aus der Tierwelt, Hühner, Tauben, Hunde, die uns viel Freude machten.

Es wurde in Grafenthal wie überall in den gebildeten Familien Kurlands viel gelesen. Otto der Schütze von Kinkel, die Amaranth

8*

von Radwitz, Immensee von Storm, Geibels Gedichte waren die Lieblinge der jungen Mädchen. Man arbeitete sich mit Todesverachtung durch den neunbändigen Roman Gutzkows: „Die Ritter vom Geist", war über Auerbachs „Dorfgeschichten" entzückt und wußte auch Jeremias Gotthelf zu schätzen.

Philipp Galens: „Der Irre von St. James", Hackländers: „Eugen Stillfried" und „Europäisches Sklavenleben" blieben mir im Gedächtnis.

Mit lebhaftestem Interesse wurde auch „Soll und Haben" von Gustav Freytag begrüßt, obgleich wir trotzigen Kurländer den guten Anton von ganzer Seele verachteten und für die Familie Rothsattel ungleich mehr Sympathie und Verständnis hatten als für die brave Sabine und ihren ehrenfesten Bruder Kaufmann. Am meisten aber fesselten zwei englische Erzähler: Bulwer und Dickens. „Die letzten Tage von Pompeji", „Rienzi", „Ernst Maltravers", „Zanoni", „Harald der letzte Sachsenkönig", „Die Caxtons" von Bulwer, — „Barnaby Rudge", „Dombey und Sohn", „David Coperfield", „Bleakhouse", „Little Dorrit" von Dickens waren unsere Lieblinge. Ein neuer Roman von Dickens wurde voll Spannung erwartet; die Namen der komischen Figuren in ihm wurden in jeder Familie als Spitznamen verwendet. Außer diesen, der Weltliteratur angehörenden englischen Romanen gab es noch eine Art, die bei den Frauen beliebt war. Charakteristisch für sie war, daß in ihnen ein Backfisch reife Männer zum Christentum bekehrte und dafür durch die Vermählung mit einem Herzog oder Marquis schon hier auf Erden belohnt wurde. Der Held eines dieser Romane, der „Dunallan" hieß, wurde uns Jünglingen und Knaben von Schwestern und Cousinen immer wieder als Muster vorgehalten und von uns infolgedessen geziemend gehaßt.

Was ich aber auch lesen mochte, das Buch nahm mich ganz und gar gefangen. Ich erinnere mich, daß ich an einem Sonntagmittag mich in eine Reisebeschreibung von Indien — ich glaube von einem Grafen Görtz — vertieft hatte. Ich war vorher im Freien gewesen und hatte meine vom Schnee durchnäßten wollenen Handschuhe in die Ofenröhre gelegt, um sie zu trocknen. Der Verfasser schilderte, wie er eine Höhle besuchte und dabei von dem üblen

Geruch der Fackeln in den Händen seiner Begleiter sehr belästigt wurde. Ich begriff das sehr wohl, denn ihr Geruch war gar nicht mehr auszuhalten, und ich sah mich entsetzt um. Da gewahrte ich denn, daß nicht die Fackeln in der indischen Höhle, sondern meine glimmenden Handschuhe in der Ofenröhre den Geruch verbreiteten.

Wir Balten führten damals ein ganz merkwürdiges Doppelleben, denn die Welt, in der wir tatsächlich unser Leben verbrachten, war eine ganz andere als die, in die uns unsere Lehrbücher und die von uns gelesenen Romane führten. Diese wie jene kamen aus Deutschland und waren für in Deutschland lebende Kinder oder Erwachsene bestimmt. Wir erhielten weder Unterricht in der Heimatkunde noch in der Geschichte der Heimat und wurden von klein auf mit Begriffen gefüttert, für die uns jede Anschauung fehlte. Schon in den Heyschen Fabeln war der Säemann eine uns ganz fremde Erscheinung; in jedem für Kinder bestimmten Bilde stießen wir auf uns Fremdes. Wir hatten nie einen Säcke tragenden Esel gesehen, nie Gespanne, wie die hier angegebenen. Und das ging auch auf der Schule so fort. Ich bin in Geographie nach dem „Großen Roon" unterrichtet worden, einem Buch, das für den preußischen Generalstab bestimmt war. Ich werde nie die Enttäuschung vergessen, mit der ich als Student auf einer Fußwanderung die Bode kennen lernte, um von der Selke, die ebenfalls meinem Gedächtnis einverleibt war, gar nicht zu reden. Ähnlich verhielt es sich mit der Geschichte. Während des Mittelalters und der sogenannten neueren Geschichte zerfiel Europa in zwei große Völkergruppen, eine westliche und eine östliche, die sich zwar an der Peripherie vielfach berührten, aber doch ihr ausgesprochenes Sonderleben führten. In den deutschen Lehrbüchern wurde und wird naturgemäß nur die erste Gruppe berücksichtigt; sie verrückten daher uns, deren Heimat der zweiten Gruppe angehörte, ganz den geschichtlichen Sehwinkel. Und in bezug auf die Unterhaltungsliteratur lagen die Dinge nicht viel anders; auch in ihr wurden Verhältnisse, Probleme behandelt, die uns zum Teil ganz fremde waren, denn der persönliche Zusammenhang mit Deutschland war durch die hohe Paßsteuer fast ganz unterbunden. Während

im 18. Jahrhundert jeder gebildete Kurländer in Deutschland studiert hatte und heute wieder fast jeder es wenigstens durch eine Reise flüchtig kennen gelernt hat, wenn er nicht zu Bildungszwecken oder als Gast bei Verwandten längere Zeit in ihm geweilt hat, konnten damals nur sehr reiche Leute ins Ausland — worunter man in erster Reihe Deutschland verstand — reisen. Indem man nun an dem geistigen Leben Deutschlands lebhaft, aber doch ganz passiv, sozusagen als unbeteiligter Beobachter, teilnahm, bildete sich ein Geist hochmütiger Kritik aus, und wir, die wir doch geistig ganz von deutscher Arbeit lebten, waren sehr geneigt, auf sie von oben herabzusehen.

Von Rußland wußten wir gar nichts, hatten auch keinerlei Kenntnis von seiner Literatur. Rußland hatte für uns zum Teil eine ähnliche Bedeutung wie früher die „Vereinigten Staaten" für Westeuropa. Wer zu Hause entgleiste, die Examina nicht machen konnte, oder Werg am Zeug hatte ging, wie wir sagten, „nach Rußland". Fand er sich dort wieder zurecht, was nicht selten geschah, so kehrte der vielleicht viele Jahre lang für die Seinigen verschollen Gewesene eines Tages in die Heimat zurück als kaiserlicher Staatsrat und Direktor einer Mädchenschule etwa, oder als Oberförster, als General, als Besitzer von Bergwerken im Ural usw. Viele weniger Glückliche ließen nie wieder etwas von sich hören oder starben einsam und verlassen in irgendeinem Winkel des Riesenreiches.

Man wird nach dem, was ich von dem Leben in Grafenthal erzählte, verstehen, daß ich den Sonnabendnachmittag gar nicht erwarten konnte, und wenn es irgend anging, mit froh klopfendem Herzen dorthin eilte. Aber das war nicht immer möglich; das erste Eis im Herbst, das noch nicht trug, der Eisgang im Frühling machten es wohl einmal unmöglich, über den Fluß zu kommen. Der Rückweg am Sonntag Abend war, wenn die angeschwollene Aa mit starker Strömung dahinschoß, auch nicht ungefährlich, und die vielen bissigen Hunde in den Gesinden, an denen ich vorüber mußte, waren eine arge Plage. War der Wanderer von den Kötern eines Hofes entdeckt und gaben sie ihm bellend das Geleit, so wurde er von den

Wächtern des nächsten schon empfangen und so fort. Ging man, ohne sie zu beachten weiter, so bissen sie nicht; es war aber doch ein höchst unbehagliches Gefühl, sie immer dicht hinter sich zu wissen, und man hatte doch keinerlei Garantie, daß nicht doch einmal einer zupackte. Das hat mich aber nicht gehindert, den Weg von Sallgallen nach Grafenthal und von Grafenthal nach Sallgallen in jeder Jahreszeit und Tageszeit, bei jedem Wetter und in jeder Stimmung zu Wasser und zu Lande zurückzulegen, und die hierbei gewonnenen Eindrücke haben sich mir unvergeßlich eingeprägt. Zu ihnen gehören auch zwei sehr seltene und interessante Naturbeobachtungen. Ich sah hier den Kometen von 1858 und eine Windhose. Es war ungemein reizvoll, wie der Komet immer sichtbarer wurde und sein Schweif sich schließlich über eine weite Strecke am Himmelsgewölbe ausdehnte, dann wieder kleiner und kleiner wurde und schließlich verschwand. Man verstand ohne weiteres, wie erschreckend diese Erscheinung auf die Menschen wirken mußte, die sie noch nicht als einen natürlichen Vorgang verstehen konnten und sie deshalb als eine Mahnung der zürnenden Gottheit auffaßten. Sie hatte aber auch für den Gebildeten etwas Ergreifendes, wenn er sich vergegenwärtigte, daß sie erst nach Jahrhunderten wieder sichtbar werden würde. Ich aber konnte später den Kometen, der „Die von Kelles" erschreckte, aus eigener Anschauung schildern.

Eine Windhose sahen meine älteste Schwester und ich in der Entfernung von höchstens 500 Schritt an uns vorüberziehen. Es war an dem glutheißen Nachmittag eines Sonntags, und im Westen stand eine schwere Wolkenbank, als, während es sonst ganz windstill war, die Windhose von Norden her über den Fluß kam und an uns vorüber nach Süden zog. Sie sah aus wie ein umgekehrter Trichter, der sich um seine Achse dreht, und man konnte diese Bewegung um so besser beobachten, da die Windhose ein großes Stück Leinwand, das sie von irgendeiner Bleiche aufgenommen hatte, mit sich führte. Diese Leinwand wirbelte nun, merkwürdigerweise ohne sich zusammenzuballen, zugleich mit einer Wolke Staub, Brettern usw. wie eine Riesenfahne einher. Das untere Ende der Windhose aber bewegte

sich nicht gleichmäßig sondern in Sprüngen fort, was sich nachher an den Kornfeldern mit Sicherheit feststellen ließ. Die Gewalt der Windhose war so groß, daß sie nicht nur jeden Hof zerstörte, über den sie ihren Weg nahm, sondern auch die stärksten Bäume so abdrehte, wie etwa ein Knabe eine Weidenrute. Immerhin war sie nicht annähernd so furchtbar wie die andere, die 1872 im südlichen Livland so großes Unheil anrichtete, die ich aber nicht sah.

Ich habe auch diese Windhose in symbolischer Bedeutung in dem Roman „Im Banne der Vergangenheit" verwendet, und die durch sie ausgesprochene Prophezeihung hat sich in unseren Tagen nur zu schrecklich erfüllt.

Die Landschaft zwischen Grafenthal und Mitau um diesen Teil der Aa bildet den Schauplatz, auf dem sich meine Romane und Erzählungen zum größten Teile abspielen.

So günstig auch für mich Grafenthal Sallgallen ergänzte, so übte die Nachsicht des fast ausschließlich aus Frauen bestehenden Kreises doch auch eine schädliche Wirkung auf mich. Es bildete sich in mir ein übergroßes Selbstgefühl aus, und die übertriebenen Erwartungen, die meine Freundin Marie von mir hegte, und über die sie mich nicht im Zweifel ließ, konnten meine Anmaßung nur verstärken. Das war für mich um so gefährlicher, als man damals in Kurland überhaupt die intellektuelle Begabung weit über Gebühr schätzte. Galt ein junger Mensch für „enorm begabt" — so lautete der übliche Ausdruck —, so hatte er damit schon eine gewisse Stellung, ohne daß irgend dieser Begabung entsprechende Leistungen verlangt wurden. Dieses leidige „enorm begabt" wurde nicht wenigen meiner Zeitgenossen zum Verhängnis.

Im August 1858 verließ ich Sallgallen, um in Mitau in die Tertia des Gymnasiums einzutreten.

Überblicke ich den Ertrag meiner Lehrzeit unter dem „Großen Baum", so war er in mancher Beziehung ein erfreulicher. Ich hatte eine Landschaft, die mit der Geschichte meiner Vorfahren eng verbunden war, von ganzem Herzen lieb gewonnen, und was sie an poetischen Eindrücken bot bewußt und für alle Zeiten in mich auf-

genommen. Ich war ferner mit der Landwirtschaft hinreichend vertraut geworden, um ihr für immer das lebhafteste, durch hinreichendes Verständnis unterstützte Interesse zu bewahren, und ich hatte tiefe Einblicke in das äußere und innere Leben der Bauern tun können. Der Geist des Hauses endlich war zwar rauh und herbe, aber doch von bürgerlicher Tüchtigkeit erfüllt gewesen, und die ungehinderte Bewegung in freier Luft hatte den Körper gestählt. Anderseits waren der jungen, suchenden Seele keinerlei feste Ziele gewiesen worden, weder in religiöser noch in sittlicher noch in rein weltlicher Beziehung. Aus dem Gefühl heraus, daß ich ganz anders geartet war als meine Kameraden, hatte sich in mir unwillkürlich die Vorstellung gebildet, daß ich ihnen sehr überlegen sei, und in dieser Vorstellung war ich in Grafenthal bestärkt worden.

Mein Onkel Moritz Conradi, der Nachfolger meines Vaters, hatte sich erboten, mich bei sich aufzunehmen, und so kam ich jetzt wieder in mein allerdings völlig verändertes Vaterhaus.

# In Mitau

Indem ich mich anschicke, ein Bild von meinem Onkel Moritz Conradi zu entwerfen, sehe ich mich vor die schwierigste Aufgabe gestellt; denn es gab gewiß nur selten einen Mann, der so schwer zu verstehen war wie er. Begreifen wir unter einem normalen Menschen einen solchen, der nach denselben Gesetzen denkt und fühlt wie die große Mehrzahl von uns, so war er ein unnormaler. Es hat ihn gewiß niemand so gut gekannt und gewiß niemand mehr geliebt als ich, aber auch ich habe bis zuletzt nur zu oft nicht verstehen können, warum er mitunter erfreut oder geärgert oder in Zorn versetzt war. Er war, als ich ihm im späteren Leben auch geistig näher treten durfte, ein Mann, der bald sehr weise, bald wieder sehr unklug dachte und handelte, und der wunderliche Gang seines Denkens war schuld daran, wenn er, der im Grunde immer edel und vornehm empfand, oft ohne jeden wirklichen Anlaß schroff, ja hart werden konnte und auch denen das Leben schwer machte, die er liebte, und denen er nur Gutes erweisen wollte. Das Herbe und Sprunghafte seines Wesens trat übrigens mit den Jahren immer mehr zurück, der edle, gütige Mensch in ihm immer mehr hervor. Ich bin ihm von dem Zeitpunkt ab, in dem er mein väterlicher Freund wurde, zum größten Dank verpflichtet und denke seiner wie ein Sohn des geliebten Vaters; aber ich kann nicht umhin, ihn hier zunächst so zu schildern, wie er war, als ich aus Sallgallen in sein Haus kam.

Mein Onkel Moritz war noch größer, noch schmalschultriger, noch hagerer als mein Onkel Karl. Auf diesem ungewöhnlichen Rumpf saß ein kleiner Kopf. Mein Onkel war blond, hatte aus-

gesprochen blaue Augen und eine große, gerade Nase. Die Hautfarbe seines bartlosen Gesichtes war ungewöhnlich hell und rötete sich bei jeder Gemütsbewegung wie die eines jungen Mädchens. Er hielt sich immer kerzengerade, war ganz ungewöhnlich sauber und kleidete sich stets sehr sorgfältig. Er ließ sich, auch wenn er allein zu Hause war, nie irgendwie gehen, und die Würde, die für die meisten seiner Geschwister charakteristisch war, war auch ihm eigen und ließ ein eigentlich vertrauliches Verhältnis zu ihm nicht zu. Sie zwang auch seinen Freunden die Verkehrsformen auf, die sonst nur unter einander Fremden üblich sind. Er war im höchsten Grade gastfrei, in Geldsachen sehr vornehm und freigebig, seinen Dienstboten gegenüber vertrauensvoll wie ein Kind. Er war in Speise und Trank mäßig und anspruchslos, seine ganze Lebensführung nach den Begriffen der Zeit standesgemäß, aber bescheiden. Er war ungemein fleißig und pflichttreu und war eifrig bemüht, seiner Gemeinde ein rechter Geistlicher zu sein, und diese liebte und verehrte ihn, nachdem sie sich an sein wunderliches Wesen gewöhnt hatte, wie er geliebt und verehrt zu werden verdiente.

Als er meines Vaters Nachfolger wurde, war er erst 28 Jahre alt, hatte aber schon die Gewohnheiten eines alten Junggesellen und lebte genau nach der Uhr. Er war sehr wärmebedürftig und liebte die Sonne wie eine Eidechse. Mit dieser Neigung hängt meine erste lebhafte Erinnerung an ihn zusammen. Während wir in Doblen den Sommer verbrachten, kam er regelmäßig für einen Teil der Woche zu uns und ging dann immer von 12—2 Uhr auf einer schattenlosen Landstraße spazieren. Auf diesem Spaziergang mußte ich heißblütiger Knabe von acht resp. neun Jahren ihn begleiten. Ich konnte mit seinen langen Beinen nur mit der größten Anstrengung Schritt halten; die Sonne brannte unbarmherzig, und wir sprachen kein Wort miteinander. Aus welchem Grunde ihm meine Begleitung erwünscht war, ahne ich auch heute nicht, aber er verlangte nach ihr, und ich wurde deshalb durch die dringenden Bitten meiner Mutter immer wieder veranlaßt, dieses Martyrium auf mich zu nehmen. Aber diese Spaziergänge genügten meinem Onkel noch

nicht. Zwei Zimmer seines Hauses lagen in einem Flügel, der mit der nach Süden gerichteten Hinterfront des Hauses einen windgeschützten Winkel bildete. In der Hausfront lag eine schräge Kellertür, und auf sie ließ sich mein Onkel an heißen Sommertagen eine Matratze legen, streckte sich, das Gesicht mit einem rotseidenen Taschentuch bedeckt, auf ihr aus und ließ sich so eine Stunde lang von der Sonne bescheinen.

Mein Onkel schlief in dem oberen Zimmer des Flügels, beiläufig bemerkt in einem Bett, das eine Sehenswürdigkeit war, denn es enthielt vier oder fünf Matratzen übereinander und eine ungefähr ebenso große Zahl von Kissen. Die übrigen Räume wurden nur benutzt, wenn meine Mutter und meine Schwestern längere Zeit in Mitau waren, oder wenn sie sonst als Gastzimmer verwendet wurden.

Im Parterre lagen in jedem Zimmer Teppiche, so daß man sich geräuschlos auf ihnen bewegte. Überall herrschte die peinlichste Ordnung. Hatte der Diener beim Staubwischen einen Gegenstand auf dem Schreibtisch auch nur etwas verrückt, so konnte mein Onkel sehr zornig werden. Auch das zweite Zimmer enthielt einen großen Schreibtisch, der aber nicht benutzt wurde, sondern sich allmählich mit kleinen Andenken bedeckte, die meinem Onkel teuer waren: Daguerreotypien resp. Photographien von meiner Mutter und meinen Schwestern, Stickereien, die letztere im Laufe der Jahre für ihn gemacht hatten, allerlei Ähnliches. Nichts wurde hier je wieder entfernt; alles hatte seinen bestimmten Platz. Über dem Sofa hingen drei wahrhaft abscheuliche Ölbilder von meiner Mutter und meinen Schwestern, die mein Onkel von einem die Stadt heimsuchenden „Porträtmaler“ hatte anfertigen lassen, und deren Anblick uns ein halbes Jahrhundert lang zum Ärgernis gereichte.

Mein Onkel stand früh auf, nahm um 10 Uhr ein frugales Frühstück ein und arbeitete bis 12 Uhr. Dann ritt oder fuhr er aus, aß um 2 Uhr zu Mittag und blieb, falls er Besuch hatte, gern so lange im Kreise seiner Gäste, als er brauchte, um eine Zigarre sehr langsam auszurauchen. Dann schlief er eine Stunde, arbeitete wieder und nahm um 5 Uhr den Tee. Darauf zog er sich bis 9 Uhr

zurück, aß dann zu Abend und blieb wieder eventuell eine Zigarre lang im Familienkreise. Amtsfahrten oder Besuche, die mein Onkel am Abend machte oder empfing, unterbrachen zuweilen den regelmäßigen Verlauf der Tage, deren einzelne Abschnitte streng nach der Uhr geregelt waren. Genau fünf Minuten vor 2 resp. vor 9 Uhr rief der Diener uns jüngere Hausgenossen zu Tisch, und wir stellten uns hinter unseren Stühlen auf, während der Diener schweigend an der Tür zwischen den zwei Arbeitszimmern seines Herrn die Uhr beobachtete. Sobald sie den ersten Schlag tat, hieß es: „Wohlehrwürden, bitte bei Tisch." Dann erhob sich mein Onkel und begab sich in das Speisezimmer, wo er von uns mit einer Verbeugung begrüßt wurde und uns zunickte. Nun verzehrten wir in tiefstem Schweigen unser Mahl und gingen unter demselben Zeremoniell wieder auseinander.

Der Kutscher Baltau und der Diener Weinberg waren schon im Dienste meines Vaters gewesen und hatten es nicht ganz leicht gefunden, sich in die so ganz andere Art des neuen Herrn zu finden. Baltau litt darunter, daß mein Onkel bei Fahrten über Land plötzlich den Wagen verließ und im glühenden Sonnenbrande weite Strecken zu Fuß zurücklegte, und daß er ihn ferner zwang, ganz gegen die Landessitte, bergab schnell, bergauf langsam zu fahren. Er hatte aber Frau und Kind und mit den Wunderlichkeiten seines Herrn auch weniger zu tun. Weinberg dagegen nahm meinen Onkel innerlich mit Humor, wie er denn voll guter Laune steckte. Er fügte sich genau in alle Anforderungen seines Herrn, war pünktlich wie ein Chronometer und entschädigte sich für den ihm auferlegten Zwang durch einen munteren Verkehr in zahlreichen Freistunden. Er war ein untersetzter, sehr behäbig aussehender Mann mit einem Zimmermannsbart und blauen Augen, die überaus lustig und listig blicken konnten.

Die Köchinnen wechselten oft. Gemeinsam war ihnen, daß sie wie die Raben stahlen. Sie konnten das tun, weil mein Onkel ihre angeblichen Ausgaben in keiner Weise kontrollierte.

Als ich in das Haus kam, hatte mein Onkel schon im zweiten

Sohn meines Onkels Karl einen Hausgenossen. Mein Vetter wohnte aber nicht im Hauptthause, sondern in der Herberge, in einem Zimmer, das über dem von Baltau und Weinberg bewohnten lag. Nach seinem Abgang auf die Universität bezog auch ich dieses Zimmer.

Da mein Vetter drei Jahre älter war als ich, hatten wir keinen gemeinsamen Umgang, und wir hatten auch sonst, obgleich wir freundlich zueinander standen, keinen intimen Verkehr.

Mein Onkel hatte den Grundsatz, mit den jungen Leuten, die er in sein Haus aufnahm, kein Wort zu sprechen. Er beraubte sich dadurch nicht nur jeder Möglichkeit auf uns einzuwirken, sondern bewirkte auch, daß wir sein eigentliches Wesen gar nicht kennen lernen konnten und ihn, solange wir seine Hausgenossen waren, nur als einen im höchsten Grade wunderlichen, schrullenhaften Mann kannten. Ich habe einmal auf Bitten meiner durch unser Verhältnis belustigten Freunde gezählt, wie lange mein Onkel und ich kein Wort wechselten. Ich zählte 21 Tage. Dann sprach mein Onkel, der bei meiner Mutter auf dem Lande gewesen war: „Mutter läßt dich grüßen", worauf ich erwiderte: „Danke." Darauf folgten wieder 19 Tage absoluten Schweigens.

Mein Onkel teilte mir am ersten Abend mit, daß ich zum Mittagessen immer zu Hause sein müsse. Wollte ich beim Abendessen fehlen, so hätte ich mich bei ihm rechtzeitig abzumelden und spätestens um dreiviertel auf Zehn unter allen Umständen wieder zu Hause zu sein.

Ich wohnte in demselben auf den Hof hinausgehenden Zimmer, in dem ich geboren worden war, aber die Räume um mich, die einst von dem frohen Lärm wiederhallten, der von uns Kindern ausging, lagen jetzt totenstill da, und kein zärtliches: „Luischen! Kinder!" erklang mehr am Aufgang der inneren Treppe.

Wir waren in Sallgallen immer mehr als zwanzig Personen bei Tisch gewesen, und ich hatte mich stets in Gesellschaft von einem halben Dutzend Kameraden befunden. Da hatte denn die stille Einsamkeit, in die ich mich plötzlich versetzt sah, geradezu etwas Schreckenerregendes. Mit der frühen Dunkelheit des Herbstabends senkte sich

auch das Schweigen schwer lastend herab auf das Haus, nahm von ihm Besitz und erfüllte es ganz und gar. Ich saß in meinem Zimmer vor irgendeinem Schulbuch und wollte arbeiten. Kein Ton drang zu mir, von den anderen, nicht geheizten und schlecht gelüfteten Zimmern schlich sich eine kalte, muffige Luft zu mir herein, mein eigenes enthielt nur das Nötigste, war völlig schmucklos. Und in ihm umgab mich von allen Seiten das furchtbare Schweigen, betäubte das Denken, lähmte jeden Entschluß und ließ nur die Phantasie frei walten. Ich starrte wie gebannt in das Licht der Kerze, bis ich wachend ins Träumen geriet und nicht mehr der Schüler war, der vor einer Aufgabe saß, sondern Julian Avelane, der im schottischen Grenzlande mit verwegenen Gesellen auszog, um den englischen Nachbarn ihr Vieh wegzutreiben, oder sonst ein Scottscher Held, den der Pibrock zu kühnen Taten rief. Kam dann Weinberg mit seinem „Jungherrchen, bitte bei Tisch!“ so erwachte ich zu der öden Wirklichkeit, machte unten meine Verbeugung, erhielt ein Kopfnicken und verzehrte schweigend mit meinem Onkel das Mahl. Kaum war es beendet, so gingen wir wieder auseinander. Ich hörte wohl noch unter mir Teller klappern und sonst das eine oder andere Geräusch, dann aber versank das Haus wieder in seine Grabesstille, bis der Hausherr pünktlich um 10 ¾ Uhr die innere Treppe heraufkam und in sein Zimmer ging.

Wir waren nicht immer allein. Mein Onkel hatte zwei Freunde, die mit großer Liebe und Treue an ihm hingen; aber sie hatten es nicht leicht, denn er nahm ihnen wohl einmal ein Wort schwer übel, das kein anderer Mensch übel genommen haben würde, und er äußerte dann seinen Unwillen in einer Form, die kein anderer so treuen Freunden gegenüber angewandt haben würde. Es kamen auch oft Verwandte als Logierbesuch und blieben wochenlang; aber auch hier wirkten die ganz unberechenbaren Empfindungen meines Onkels trotz seiner gastfreien Gesinnung lähmend, denn er konnte jederzeit durch ein Wort gereizt werden, von dem niemand eine solche Wirkung erwartete.

Nur für die Zeit, in der meine Mutter ins Haus kam, zog mit

ihr auch Behagen ein; denn ihr nahm mein Onkel nie etwas übel. Was ihm freilich dadurch sehr erleichtert wurde, daß ihre hingebende Liebe für ihn an sich jeden Konflikt unmöglich machte.

In gesellschaftlicher Beziehung traf ich es sehr ungünstig. Mitau war durch ein Jahrhundert der Mittelpunkt unserer Verwandtschaft gewesen und ist es jetzt seit lange wieder; gerade damals aber gab es außer der Familie meines Onkels Alexander Pantenius, zu der ich mich nicht hingezogen fühlte, keine uns näher verwandte in der Stadt.

Meine Kameraden in Sallgallen waren größtenteils junge Edelleute, und da ein Teil von ihnen schon vor mir auf das Gymnasium gekommen war, so machte es sich von selbst, daß ich zunächst mit ihnen näher verkehrte. Ich mußte aber bald erkennen, daß das sein Mißliches hatte; denn während auf der Schule von Fräulein Glaeser die Kinder der Edelleute und die der Literaten noch unbefangen miteinander verkehrten, machte sich auf dem Gymnasium ein scharfer Gegensatz bemerkbar. Die Söhne der Literaten, die, wenn auch keineswegs immer, so doch oft mehr Schulverstand hatten als die jungen Edelleute, waren sehr geneigt, diese in Bausch und Bogen für Dummköpfe zu halten, während wieder die jungen Edelleute allein im Besitz der so hochgeschätzten „guten Manieren" zu sein glaubten und, wenigstens in einigen Exemplaren, einen Standesdünkel merken ließen. Wer nun aus einem Lager stammend viel im anderen verkehrte, genoß ein sehr vermindertes Ansehen. Das war nun meine Sache nicht, und ich suchte und fand bald Fühlung mit den Kinderfreunden aus der Elementarschule, die ja zum Teil die Söhne der Freunde meines Vaters waren. Der sich nun bildende Kreis, der sich scherzhaft „Amia" nannte, hatte seinen Mittelpunkt in einem Leseabend, auf dem in erster Reihe die Dramen Shakespeares mit verteilten Rollen gelesen wurden. Wir spielten auch Theater, liefen gemeinsam Schlittschuh und nahmen auch gelegentlich studentisches Kneipen vorweg.

Meinem geselligen Verkehr schien sich aber zunächst eine unüberwindliche Schwierigkeit entgegenzustellen, denn als ich zum ersten

Male zu einer Tanzgesellschaft eingeladen war und meinen Onkel um die Erlaubnis bat, nach der Polizeistunde nach Hause zurückkehren zu dürfen, errötete er in seiner Weise über und über vor Unwillen und erklärte sehr energisch, davon könne keine Rede sein; er habe mir gesagt, ich müsse immer um dreiviertel auf zehn zu Hause sein, und dabei müsse es bleiben.

Ich war zunächst ratlos und klagte Weinberg mein Leid.

Der machte sein verschmitztestes Gesicht und sagte lachend: „Da wollen wir schon Rat schaffen, Jungherrchen. Wir wollen ihm schon bepimpeln“ (d. h. ihm ein X für ein U machen). Das aber wurde so in Szene gesetzt: Den einzigen Zugang zum Haus und Hof bildete der Torweg, der nachts gegen die Straße durch ein festes Tor abgeschlossen wurde. Wollte nun jemand nach neun Uhr ins Haus, oder am Tage in die Küche oder in die Herberge, so mußte er an einem Klingelzug ziehen, der eine auf dem Hof vor dem Fenster des Dienstbotenzimmers hängende Glocke in Bewegung setzte. Hatte ich nun mit einem Freunde verabredet, daß ich bei ihm schlafen würde und Weinberg entsprechend verständigt, so schlug dieser zur Zeit des Torschlusses an die Glocke, ging dann mit schleppenden Schritten über den Hof, fragte am Tor möglichst laut: „Wer ist da?“, antwortete selbst ebenso laut: „Aha, Jungherrchen“, und schloß mit viel Rasseln das Tor auf und wieder zu. Dann schlüpfte er auf Strümpfen in mein Zimmer, zündete das Licht an, löschte es nach fünf Minuten wieder aus und entfernte sich so leise, wie er gekommen war. Ich kehrte dann frühmorgens nach Hause zurück.

Obgleich sich dieses Manöver oft wiederholte, hatte mein Onkel doch nie davon erfahren. Es hörte erst auf, als ich nach ein paar Jahren nach dem Abgang meines Vetters zur Universität dessen Zimmer und damit stillschweigend auch volle Bewegungsfreiheit erhielt.

Weinberg hatte die Liebe zu meinem Vater auf mich übertragen und war sehr stolz auf seinen „Jungherrn“. Ging ich in Gesellschaft, so putzte er ohne Ende an mir herum, bis ich nach seiner Meinung einen guten Eindruck machte, und er war nie vergnügter, als wenn er mir einen Gefallen tun konnte.

Ich würde mir mehr Gewissensbisse gemacht haben, meinen Onkel so zu hintergehen, wenn er nicht in seinen Verboten gar so wunderlich gewesen wäre. Es gibt bekanntlich Räume, die ganz unentbehrlich sind. In unserem Hause gab es nur einen einzigen solchen Raum und dieser war nur durch das Zimmer zugänglich, das mein Onkel sich zum Schlafzimmer gewählt hatte. Da er den ganzen Tag über im unteren Stockwerk verweilte, war das ja in gesunden Zeiten nicht schlimm und man konnte sich in der warmen Jahreszeit auch in kranken damit helfen, daß man den auf dem Hof liegenden und für Dienstboten bestimmten zweiten Raum aufsuchte, im Winter aber war das doch recht gefährlich und mein Onkel hatte es mir außerdem ausdrücklich verboten. Trotzdem geriet er in großen Zorn, als ich einmal nachts durch sein Zimmer ging und meinte kurzweg, ich müsse mich so einrichten, daß das vermieden würde. Eine jener gar nicht zu erfüllenden Forderungen, die er nicht selten stellte.

Einmal hatte ich einen kranken Magen und der zugezogene Arzt ordnete an, daß ich das Bett hüten und strenge Diät halten sollte. Das verstand mein Onkel so, daß ich in 24 Stunden nichts zu essen bekam, als zweimal einen Teller dünne Suppe und je ein Schnittchen Weißbrot. Ich kam vor Hunger fast um und konnte auch diese unzureichende Mahlzeit gar nicht erwarten. Endlich erscheint Weinberg mit dem so heiß ersehnten Teller und grinst dabei über das ganze Gesicht. Ich führe einen Löffel zum Munde und muß mir fast die Seele aushusten. „Ums Himmelswillen, Weinberg", rufe ich, „was ist das?" Darauf er: „Der Doktor hat dem gnädigen Herrn geraten, dem Jungherrn einen Schnaps zu geben. Den hat er in die Suppe gegossen." In meiner Verzweiflung bat ich Weinberg, mir ein ganz leichtes Biskuit zu besorgen. Anderweitig in Anspruch genommen, betraute er die Köchin mit diesem Ankauf und diese erwarb statt der Biskuits schwere Kuchen, die „Sandkuchen" hießen. Mir diese einzuhändigen, trug sie aber doch Bedenken und fragte deshalb bei meinem Onkel an, ob sie sie dem kranken Jungherrn geben könne. Ich war aber nicht allein krank, sondern auch mein Vetter. Hocherzürnt eilte mein Onkel nun zu diesem und über=

schüttete ihn mit Vorwürfen, ob seines Unverstandes. Dann verließ er, ohne eine Rechtfertigung anzuhören, das Zimmer. Ich aber erfuhr von dem ganzen Vorgang erst durch einen Brief meines Vetters, der mir über mein Verhalten die heitersten Vorwürfe machte.

Unter den Mitgliedern der „Amia" war mir Adolf — ich nenne hier nur die Vornamen — besonders lieb. Er war eine jener leichtlebigen Naturen, denen eine bestrickende Liebenswürdigkeit in die Wiege gelegt worden ist, und denen alle Herzen zufliegen, nicht um dessentwillen, was sie leisten, sondern um dessentwillen, was sie sind. Ihm wurde jeder neue Tag zum frohen Fest. Sehr teuer war mir auch Edwin, ein prächtiger, fester Charakter, von unbedingter Zuverlässigkeit, mannhaft und ritterlich vom Scheitel bis zur Sohle, treu in Liebe und Haß. Er hat mir für den Eberhard in dem Roman „Im Banne der Vergangenheit" als Modell gedient. Der geistig Bedeutendste in unserem Kreise war wohl Franz. Obgleich er auch vom Lande kam, war er doch vorzüglich vorbereitet, ein sehr guter Grieche und Lateiner. Er hatte auch ein feines Empfinden für Lyrik, und wir erfreuten uns gleich sehr an dem Zauber der Lieder Anakreons. Wir erwarteten alle, daß Franz einmal ein sehr bedeutender Mann werden würde, er verzettelte aber schon auf der Universität seine reichen Gaben, indem er an allen Wissenschaften naschte, und ist mir später ganz aus den Augen gekommen.

Ich habe überhaupt die Beobachtung gemacht, daß doch nur höchst selten ein Mensch in allen Stadien seiner Entwicklung Hervorragendes leistet. Die Begabung der einen entspricht am meisten den Anforderungen, die die Schule stellt, die der anderen denen der Universität, die dritten können ihre geistigen Kräfte erst recht entfalten, wenn sie im praktischen Leben stehen.

Wie wenig eine einseitige Begabung, auch wenn sie sehr auffallender Natur ist, ein erfolgreiches Leben verbürgt,. bewies mir das Schicksal eines anderen Kameraden. Eines Tages erschien der Direktor in der Sekunda und teilte uns mit, daß wir einen sehr außergewöhnlichen Schulgenossen erhalten würden. Man habe in einem lettischen jungen Mann von 26 Jahren ein ganz erstaunliches

9*

philologisches Genie entdeckt und das Lehrerkollegium habe sich entschlossen, ihm zu einer regelrechten Bildung zu verhelfen. Er, der Direktor, erwarte von uns, daß wir dem jungen Mann seine schwierige Stellung nach Kräften erleichtern würden.

Mit diesem Genie, das hier L. heißen mag, hatte es, wie damals allgemein erzählt wurde, folgende romantische Bewandtnis. L. war Diener bei einem Pastor auf dem Lande. Eines Abends kehrte dieser in später Stunde von einer Fahrt über Land zurück und fand seinen Diener eingeschlafen, wie Friedrich der Große weiland den bekannten Pagen. Auf dem Schoß des Dieners lag, aufgeschlagen, eine griechische Odyssee. Der Pastor weckte den Diener und fragte ihn, wozu er denn die Odyssee genommen habe, da er sie doch nicht lesen könne. „Ich kann sie ganz gut verstehen," war die überraschende Antwort. Und es erwies sich bei näherer Prüfung, daß L. in der Tat die Stunden, in denen er auf seinen Herrn wartete, dazu verwendet hatte, ohne jede Hilfe Latein und Griechisch zu erlernen.

Es hätte der Ermahnung durch unseren Direktor nicht bedurft, um uns zu veranlassen, dem bescheidenen L. freundlich zu begegnen. Er hat auf der Schule gewiß nur Erfreuliches erlebt. Mit eiserner Energie strebte er unter den erschwerendsten äußeren Umständen vorwärts, durchlief die Schule, durchlief die Universität und sah sich endlich als Gymnasialoberlehrer am Ziel seiner Wünsche. Aber da versagte sein Können. Es gelang ihm auf keine Weise, die Disziplin aufrecht zu erhalten, und er mußte schließlich zurücktreten. Ich weiß nicht, was nachher aus dem armen L. geworden ist; jedenfalls nicht der große Philologe, als den wir ihn einst zu sehen hofften.

Im Gegensatz zu ihm entwickelte sich ein Mitschüler, der oft ein Gast in unserem Kreise war, ganz nach dem Programm, das er schon als Knabe für seinen Lebensgang entworfen hatte. Ludwig teilte uns Staunenden mit, daß er sich ganz dem Dienst der Inneren Mission widmen wolle. Er würde zunächst Theologie studieren, dann zu Pfarrer Löhe in Neudettelsau gehen, und schließlich in Kurland eine Diakonissenanstalt gründen. Da die Bestrebungen, die man unter dem Namen „Innere Mission" zusammenfaßt, damals noch

nicht bis nach Kurland vorgedrungen waren, so war uns das alles ganz neu. Ludwig hat aber sein Programm Punkt für Punkt ausgeführt, und entfaltet seit langem in meiner Vaterstadt die segensreichste Wirksamkeit. Als ich das letztemal in meiner Heimat war, führten er und seine ihm ebenbürtige Frau mich durch ihre Diakonissenanstalt und ich hatte meine Freude an ihrem schönen, von reichem Erfolg gesegneten Wirken.

Obgleich Ludwig auf der Schule sein auf die Tat gerichtetes Christentum gelegentlich mit jugendlichem Überschwang vertrat, war sein Wesen doch so lauter, daß auch unser ganz anders gearteter Kreis ihm gern nicht nur Achtung, sondern auch Zuneigung zollte.

Das Mitausche Gymnasium stellte ungefähr dieselben Anforderungen und übermittelte seinen Schülern ungefähr dieselben Kenntnisse, wie damals ein Gymnasium in Deutschland. Es war in einem ehemaligen herzoglichen Palais sehr gut untergebracht. Die Klassenräume, die sich über zwei Etagen verteilten, waren groß und hoch, und das war gut, denn die Klassen waren überfüllt. In der Tertia und der Sekunda saßen je 70 bis 80 Schüler, in der Prima 40 und mehr. Neben den drei obersten Klassen des humanistischen Gymnasiums liefen noch Parallelklassen her, deren Lehrpensum ungefähr dem Kursus eines Realgymnasiums entsprach. Hier erhielten die Schüler ihre Ausbildung, die später die Forstkarriere ergreifen wollten.

Der Unterricht wurde bis auf die Stunden, in denen russische Geschichte und russische Geographie gelehrt wurde, in allen Klassen in deutscher Sprache erteilt.

Als ich in das Gymnasium eintrat, war der Direktor ein Nationalrusse, der, ehe er an die Spitze eines klassischen Gymnasiums gestellt wurde, ein höherer Marineoffizier gewesen war. Er war ein kleiner, untersetzt gebauter Mann, mit einem behaglich gerundeten Leibe und kurzem Halse. Seine freundlichen Augen blickten durch die Gläser einer in Gold gefaßten Brille und wurden dadurch etwas entstellt, daß sie beständig blinzelten.

Der Herr Direktor war ein außerordentlich gutmütiger Mann,

aber seiner Stellung in keiner Weise gewachsen. Seine Kenntnisse waren die allerbescheidensten; er verstand nicht nur kein Wörtchen Latein oder Griechisch, sondern verfügte wohl überhaupt nur über ein äußerst geringes Wissen. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage, beschränkte er sich denn auch darauf, an seinem Teil die Disziplin aufrecht zu erhalten. In welchem Geiste das geschah, davon ein Beispiel. Die Revision des Klassenbuches, die am Sonnabend stattfand, war Sache des Inspektors, d. h. eines Beamten, der keinen Unterricht erteilte, sondern nur mit der Aufrechterhaltung der Disziplin betraut war. Diesem Herrn legte an jedem Sonnabend der Primus jeder Klasse das Klassenbuch und die von den Eltern eingegangenen Entschuldigungsschreiben vor. Der Inspektor überzeugte sich dann, ob auch alle, die als fehlend eingetragen worden waren, Entschuldigungen beigebracht hatten, und verhängte Strafen über solche Schüler, die die Schule ungerechtfertigterweise versäumt hatten. In einem Sommer hatte der Inspektor eine längere Badereise unternommen, und der Direktor vertrat ihn. Am ersten Sonnabend meldete sich zur festgesetzten Stunde jeder Primus mit seinem Klassenbuch. Primus der Tertia war damals mein munterer Freund Adolf. Der Direktor sah das Klassenbuch durch und verglich die Liste der Fehlenden sorgfältig mit den eingegangenen Entschuldigungsschreiben. Darauf entspann sich zwischen ihm und Adolf folgendes Gespräch.

Der Direktor (in sehr gebrochenem Deutsch): „Adolf, hier fehlen sieben Entschuldigungszettel."

Adolf: „Jawohl, Exzellenz."

Der Direktor: „Adolf, ich bin für Sie keine Exzellenz, ich bin für Sie ‚der Herr Direktor'."

Adolf: „Jawohl, Exzellenz."

Der Direktor: „Adolf, hier fehlen sieben Entschuldigungszettel?"

Adolf: „Jawohl, Exzellenz."

Der Direktor: „Adolf, wo sind die fehlenden Entschuldigungszettel?"

Adolf: „Sie sind nicht vorhanden, Exzellenz."

Der Direktor (sehr erregt): „Was ist das für eine Antwort,

Adolf? Sie sehen doch, hier sind noch sieben Schüler als fehlend eingetragen, und es sind doch keine Entschuldigungszettel für sie da."

Adolf: „Jawohl, Exzellenz."

Der Direktor (heftig): „Adolf, was sind Sie für ein Primus! Es haben sieben Schüler gefehlt, und Sie haben keine Entschuldigungszettel. Wie können Sie sich erlauben, mir die sieben Entschuldigungszettel nicht zu bringen."

Adolf: „Verzeihen Exzellenz, aber die Sieben haben eben geschwänzt."

Der Direktor (in hellem Zorn): „Ach was, Adolf, bei mir wird nicht ‚geschwänzt!' Ich werde Ihnen was sagen, Adolf. Wenn Sie mir nicht Montag die sieben Entschuldigungszettel vorlegen, werde ich Sie absetzen. Ich kann keinen Primus brauchen, der mir nicht alle erforderlichen Entschuldigungszettel bringt."

Adolf verbeugte sich und ging. Er versammelte darauf die sieben Sünder — ich gehörte auch zu ihnen — und trug ihnen unter großer Heiterkeit das Verlangen des Direktors vor. Wir überlegten uns den Fall nach allen Seiten und kamen schließlich dahin überein, uns selbst die verlangten Entschuldigungszettel auszustellen. Ich schrieb also z. B.: „Daß ich, Endesunterzeichneter, am Montag von 9—11, am Mittwoch von 10—12, und am Sonnabend von 8—9 die Schule versäumt habe, bescheinige ich hierdurch. Pantenius."

Am Montag brachte Adolf wirklich diese seltsamen Entschuldigungen dem Direktor.

Uns Zurückbleibenden war, während er fort war, doch höchst unbehaglich zumut, denn wir waren uns der unerhörten Frechheit unseres Unterfangens voll bewußt. Unsere Besorgnisse erwiesen sich aber als unbegründet. Nachdem Adolf die Entschuldigungszettel dem Direktor übergeben hatte, verglich dieser sie noch einmal mit dem Klassenbuch; dann klopfte er Adolf freundlich auf die Schulter und entließ ihn mit den Worten: „Nun sehen Sie, Adolf, wenn man sich nur rechte Mühe gibt, so ist eben alles in Ordnung."

Man kann sich wohl denken, daß in diesem Sommer viele Entschuldigungszettel abgegeben wurden.

Eine Quelle steter Sorge bildete für den Direktor die Uniformenfrage. Wir trugen eine Uniform, die dem heutigen Überrock der deutschen Offiziere bis auf die fehlenden Achselstücke glich. Diese Uniform war, solange der Kaiser Nikolaus lebte, ohne Murren in der vorgeschriebenen Weise getragen worden; seit dem Regierungsantritt Alexanders II. lag aber die Abschaffung der Uniform schon sozusagen in der Luft, und der liberale Geist jener Tage äußerte sich bei uns Schülern in erster Reihe in tödlichem Haß gegen dieses an sich ja ganz schmucke, kleidsame und bequeme Kleidungsstück. Es galt unter uns für den Ausdruck einer niederträchtigen Sinnesart, die Uniform nach Vorschrift zugeknöpft zu tragen. Wer irgend auf sich hielt, ließ sich den roten Kragen viel niedriger machen, als er sein sollte, und sorgte außerdem dafür, daß das rote Band um die Mütze verbotenerweise abnehmbar war. Junge Herren von ausgesprochen liberaler Gesinnung hielten auch noch darauf, daß möglichst viele Knöpfe fehlten und rissen die Nähte über den Ellbogen auf. Man trug die Uniform auch nur noch in der Schule, und bewegte sich zu Hause und auf der Straße nur in Zivil, obgleich das streng verboten war.

Der Direktor war in Verzweiflung. Bei dem in Petersburg herrschenden Geist wagte er es nicht, energisch einzuschreiten; andererseits mußte sein militärisch geschulter Sinn unter dem Anblick unserer mißhandelten Uniformen unsäglich leiden. Er versuchte es daher mit einem Mittelweg, ging von Klasse zu Klasse und verkündete überall folgendes Programm: „Ich bemerke mit Bedauern, daß Sie gehen ohne Uniform. Zu gehen ohne Uniform ist verboten. Ich werde Ihnen sagen, was jetzt ist erlaubt: Wenn Sie wollen gehen straßüber, können Sie gehen ohne Uniform. Wenn Sie wollen gehen straßauf, straßab, müssen Sie haben Uniform."

Vergeblich. Wir gingen sowohl „straßüber" wie „straßauf, straßab", womit die Abstattung eines Besuches respektive Spaziergänge gemeint waren, ohne Uniform, und diese wurde in der Schule selbst immer scheußlicher, bis sie endlich ganz und gar abgeschafft wurde. Erst als das geschehen war, erkannten wir, daß die Ver-

haßte denn doch auch ihre Vorzüge gehabt hatte. Die Unterschiede zwischen dem reichen, jungen Majoratsherren, der unter uns zahlreich vertreten war, und dem armen Jungen, der sich durch Privatstunden mühsam über Wasser hielt, traten jetzt erst auch in der Kleidung hervor. Ein Äußeres, das immerhin auch etwas auf das Innere zurückwirkte.

Während aber die Uniform in den letzten Stadien der Schwindsucht lag, verursachte sie unserem Direktor noch viel Herzeleid. Ich sehe ihn noch, wie er in seiner in der Palaisstraße liegenden Wohnung am Fenster stand und die in Zivil an ihr vorübergehenden Gymnasiasten durch ein Opernglas musterte. Da er aber so kurzsichtig war, daß selbst seine bewaffneten Augen nur schlecht sahen, so war er frechem Leugnen gegenüber ohnmächtig. Er war es auch sonst jedem Schüler gegenüber, der ihn richtig zu nehmen wußte. Hielt sich z. B. ein solcher während der Unterrichtsstunden müßig im Korridor auf und wurde dort vom Direktor überrascht, so brauchte er nur die Tür zu einem beliebigen Klassenzimmer zu öffnen und den Direktor, sich tief verbeugend, mit: „Exzellenz, wollten gewiß hier eintreten," anzureden, um ob solcher Höflichkeit durch ein freundliches Kopfnicken und ein gnädiges: „Ich danke Ihnen", belohnt und jeder weiteren Nachfrage überhoben zu werden.

Als die Uniform abgeschafft wurde, und auch sonst der neue Geist in das Land und in die Schule einzog, waren auch unseres Direktors Tage gezählt, und er zog sich für den Sommer auf seine im innersten Rußland liegenden Güter, für den Winter nach Moskau zurück. Besuchte ihn dort ein früherer Schüler des Mitauschen Gymnasiums, so fand er die freundlichste Aufnahme und wurde, wenn seine Verhältnisse eine solche Gabe irgend angebracht erscheinen ließen, mit einem Neufundländer beschenkt. In bezug auf die Zucht dieser Hunde war unser Direktor nämlich wirklich Fachmann.

Sein Nachfolger wurde der bisherige Inspektor, ein Graf und ehemaliger Garderittmeister. Der Graf stammte aus einer polnischen Familie, war aber selbst ganz und gar ein deutscher Kurländer. Wohl alle, die ihn gekannt haben, gedenken seiner mit Liebe und Verehrung. Ich fürchte allerdings, daß der Graf in bezug auf ge-

lehrte Kenntnisse seinem Vorgänger nicht sehr überlegen war — seine Spezialität war die Zucht von Kanarienvögeln — aber er war ein vollendeter Gentleman und ein prächtiger Charakter. Die Disziplin der Schule ließ zwar unter seiner Leitung viel zu wünschen übrig, und die Lehrer mochten zusehen, wie sie mit ihren losbändigen Schülern auf eigene Hand zurecht kamen, aber der Graf erreichte es immerhin, daß sich unter diesen ein starkes Ehrgefühl entwickelte. In diesem Punkte verstand er, so übernachsichtig er auch sonst war, keinen Spaß. Der vornehm wirkende Mann mit dem ergrauenden Schnurr- und Backenbart und den unzähligen Fältchen im Gesicht hatte die Gabe, auch den Unbändigsten bescheiden zu machen, und angesichts seiner guten Augen hat gewiß nie jemand gelogen. Er faßte uns eben immer ganz als Kavaliere an, und das war jungen Kurländern meiner Generation gegenüber nicht so unangebracht, wie es Fachpädagogen wohl erscheinen mag. Erwiesen wir uns in Sachen der Ehre als zuverlässig, d. h. waren wir wahr, schonten wir den Schwachen und waren wir bereit, die Folgen unserer Handlungen auf uns zu nehmen, so ließ er uns im übrigen Freiheit vollauf.

Die Lehrer des Gymnasiums, die den Titel „Oberlehrer" führten, waren weniger exotischer Natur, als der Direktor und der Inspektor. In den oberen Klassen war das Fachlehrersystem streng durchgeführt, das heißt ein Lehrer unterrichtete nur in der Religion, ein zweiter nur im Griechischen, ein dritter nur im Lateinischen usw. In den unteren Klassen, bis Tertia einschließlich, war das System ein gemischtes, die Lehrer unterrichteten teils nur in einem, teils in mehreren Fächern.

Den Religionsunterricht erteilte uns eine überaus würdige Persönlichkeit. Dieser Oberlehrer war schon ein alter Herr von imponierender Haltung. Sein überaus kluges Gesicht, das ein feiner, halblanger Backenbart einrahmte, war durch kurzes, nach oben gekämmtes, weißes Haar gekrönt. Er war ein Mann von ebenso tiefgehender wie umfassender Gelehrsamkeit und wußte auch in der sogenannten „schönen Literatur" gut Bescheid. Sein Vortrag war allerdings für uns zu hoch gehalten, aber wer sich für sein

Fach interessierte, lernte viel von ihm. Bei seiner ganzen Persönlichkeit machte ihm das Aufrechterhalten der Disziplin keine Schwierigkeiten, und der Schülerfürwitz wagte sich ihm gegenüber höchstens in der Form ehrfurchtsvoll gestellter kniffliger Fragen hervor. In diesem Fall fügte der alte Herr Zeigefinger und Daumen so zusammen, daß sie einen Kreis bildeten, legte diesen dem Fragesteller auf die Schulter und sagte mit einem feinen Lächeln und ganz leiser, kaum vernehmbarer Stimme: „Mein lieber, junger Freund, kommen Sie nach zwanzig Jahren wieder. Dann werde ich Ihnen Ihre Frage beantworten." Wir nahmen uns natürlich alle vor, von dieser Erlaubnis seinerzeit Gebrauch zu machen, aber es hat wohl keiner von uns diesen Vorsatz ausgeführt, obgleich der alte Herr als Gatte einer vierten Frau wirklich den von ihm ins Auge gefaßten Zeitpunkt nicht nur erlebte, sondern noch weit überlebte. Eine merkwürdige Eigenheit von ihm bestand darin, daß wir die geistlichen Lieder, die die tägliche Morgenandacht begleiteten, im allerschnellsten Tempo singen mußten. Wir schmetterten die Choräle in die Luft, wie die flottesten Reiterlieder, was angesichts ihrer getragenen Melodien komisch wirkte und uns, gewiß ganz gegen die Absicht, gleich von Anfang an in eine heitere und ausgelassene Stimmung versetzte.

Ich hatte mit dem alten Herrn im späteren Leben noch einmal eine sehr interessante Begegnung. Da er immer sehr gütig gegen mich gewesen war, so erlaubte ich mir, ihm ein Exemplar meines ersten Romans „Wilhelm Wolfschild" mit ein paar freundlichen Zeilen zu übersenden. Das Buch war kaum in seinen Händen, als ich auch schon die Aufforderung erhielt, ihn zu besuchen. Ich fand, daß die Jahre spurlos an diesem Glücklichen vorübergegangen waren. Er hielt sich noch ganz so aufrecht und machte einen ebenso rüstigen Eindruck wie früher. Er sagte mir einige nachsichtige Worte über den Roman und fuhr dann also fort: „Am meisten habe ich Ihre Courage bewundert, lieber Pantenius." Ich sah ihn darauf wohl etwas verwundert an, und er beantwortete die ungestellte Frage so: „Ich nehme an, daß Sie, als die Arbeit fertig war, selbst erkannten, daß Ihr Roman Ihrem Ideal noch nach keiner Richtung entsprach. Sie

sagten sich aber, daß dieser Umstand Sie nicht davon abhalten dürfe, ihn zu veröffentlichen, und nahmen sich nur vor, es das nächste Mal besser zu machen. Dazu gehört Mut, und diesen Mut bewundere ich. Denn ich habe ihn leider nie besessen. Ich habe in meinem Leben eine ganze Anzahl wissenschaftlicher Werke verfaßt. Waren sie beendet, so sagte ich mir, ich müsse den Rat von Horaz befolgen, und sie eine Reihe von Jahren liegen lassen, ehe ich sie veröffentlichte. Nahm ich die Manuskripte aber dann wieder vor, so genügten sie mir nicht mehr, und ich übergab sie dem Feuer. Aber das war unrecht. Man muß es so machen, wie Sie."

Ich bin überzeugt, daß es sich in bezug auf die nie veröffentlichten Werke so verhielt, wie der alte Herr erzählte, und ich bin ebenso überzeugt, daß die theologische Wissenschaft Grund hat, das zu beklagen.

Als der Graf Direktor wurde, übernahm der Religionslehrer die Inspektion, und der Religionsunterricht ging in die Hände eines Theologen über, der frisch von der Universität kam. Jung, energisch und tatendurstig wirkte dieser wie ein uns ganz neues Element. Er hatte in Dorpat anfangs ein wildes Leben geführt, war aber dann durch den Einfluß einer edlen Frau zu einer ernsten christlichen Lebensauffassung geführt worden und war nun von dem Verlangen erfüllt, die neue, ihn beglückende Erkenntnis auch auf seine Schüler zu übertragen. Während sein Vorgänger Religion gelehrt hatte, wie jede andere Wissenschaft auch, war er bemüht, sie in uns als subjektives Empfinden zu erwecken. Schüler, die sich für diese Fragen interessierten, lud er zu sich ein in sein Haus, las mit ihnen wissenschaftliche theologische Werke und ließ ihnen bei der Diskussion volle Freiheit. Ich erinnere mich dieser Abende noch mit großem Vergnügen. Die lebhafte, derbe Art unseres Lehrers wirkte im höchsten Grade anregend, und die Eigenart seines Charakters, sich in einer steten Wandlung zu befinden, machte ihn uns jungen Leuten nur noch anziehender.

Der Oberlehrer für das Griechische war ein kleiner, zierlich gebauter Mann, das Urbild eines deutschen Gelehrten von der

eleganten Art, die ja hin und wieder auch schon damals vorkam. Er hatte sehr gute Manieren, ging immer überaus sorgfältig gekleidet und war von ausgesuchter Höflichkeit. Er war in seinem Fach von großer Gelehrsamkeit, wurde später Professor in Dorpat und hat als solcher ein lateinisches Lexikon von irgendeiner mir nicht bekannten Eigenart herausgegeben, das ihm den uneingeschränkten Beifall seiner Fachgenossen einbrachte. Als Lehrer sprach auch er leider weit über unsere Köpfe weg. Wir dankten ihm für seine Höflichkeit dadurch, daß wir uns in seinen Stunden musterhaft still verhielten; es waren aber doch nur wenige, philologisch besonders begabte Schüler, die ihm ganz folgen konnten. Er faßte uns wohl überhaupt zu sehr als junge Leute auf, die aus eigenem Interesse sich weiterbilden wollten, und trug unseren jungen Jahren zu wenig Rechnung. So gab er uns z. B. ein paarmal im Jahre etwa 500 Verse Homer als Privatlektüre auf, ließ sich aber diese dann nicht etwa von uns übersetzen, sondern fragte nur nach den Schwierigkeiten, auf die wir beim Lesen gestoßen wären. Er verlangte in solchen Fällen, daß ihm jeder mindestens drei Schwierigkeiten unterbreitete. Nun ist es ja einleuchtend, daß jeder Schüler, der 500 homerische Verse wirklich sorgfältig durchgenommen hatte, auf viel mehr als auf die verlangte Zahl von Schwierigkeiten gestoßen war. Die meisten von uns aber sahen nur wenige Verse durch und hörten mit der Privatlektüre auf, sobald sie ihre drei Schwierigkeiten zusammen hatten. Andere wieder lasen überhaupt keinen Vers und liehen sich die „Schwierigkeiten" von fleißigen Freunden oder erkauften sie durch das Versprechen, für sie andere schriftliche Arbeiten anzufertigen. Kam der Termin heran, an dem über die Privatlektüre Rechenschaft abgelegt wurde, so wurden die guten Philologen um „Schwierigkeiten" bestürmt, und wer von ihnen gutmütig war, verteilte sie mit vollen Händen unter die Kameraden.

Für philologisch nicht beanlagte Gemüter war es oft keineswegs leicht, den gelehrten Ausführungen unsers Lehrers zu folgen. Ich erinnere mich mit besonderem Grausen einer Tür, die Orso-Tür hieß, irgendwo bei Homer vorkommt und zu unserer Belehrung in drei

vollen Stunden besprochen wurde. Auch ging es unserem Lehrer wie anderen Leuten auch, die ihr ganzes Leben über den Büchern verbracht haben, er sah mitunter buchstäblich den Wald vor Bäumen nicht. In der Odyssee wird einmal erzählt, daß die göttliche Penelopeia sich zu irgendeinem Zweck in den Männersaal begab, und zwar in Gesellschaft von zwei Mägden, die einen Korb trugen. Dann wird weiter berichtet, daß die Dame in würdiger Haltung vor den Freiern stand, während je eine Magd ihr den lang herabwallenden Schleier hielt. „Diese Stelle", sagte unser Lehrer, indem er nach seiner Gewohnheit die Brille auf die Stirn schob, „ist in sachlicher Beziehung eine der schwierigsten, die ich kenne. Es ist uns doch eben erzählt worden, daß die beiden Mägde den Korb trugen. Wie können sie nun Penelopeia zur Seite stehen und ihr den Schleier halten?" Wir sahen uns belustigt an, einer unserer Mitschüler aber nahm diese „Schwierigkeit" ganz ernst, erhob sich und sagte im breitesten oberländischen Dialekt: „Härr Oberlährer, können wir uns den Härgang nicht vielleicht so dänken, daß die Mägde vorhär den Korb wäglägten?" Wir konnten bei aller Ehrfurcht vor unserem gelehrten Lehrer nicht umhin, in ein schallendes Gelächter auszubrechen; der Herr Oberlehrer aber errötete über und über, schob sich die Brille hastig herauf und wieder herunter, stieß ein kurzes Lachen aus und erklärte dann, sein scharfsichtiger Schüler könne wohl recht haben.

Bei alledem wirkte unser „Grieche" doch sehr anregend, und viele von uns trieben auch privatim viel griechische Lektüre. Ich persönlich kannte z. B. einen großen Teil der köstlichen Lieder Anakreons auswendig und weidete mich an ihrer unbeschreiblichen Grazie mit immer neuer Lust. Ebenso verdankte ich Herodot viele schöne Stunden. Ich konnte von frühester Jugend an nie genug mündlich oder schriftlich erzählen hören, und Herodot ist ja ein Erzähler allerersten Ranges.

Auch der Lehrer für das Lateinische war eine Zierde des Gymnasiums. Er besaß sehr gründliche Fachkenntnisse und seine Persönlichkeit hatte viel von der Würde und der Urbanität eines

vornehmen Römers. Man konnte sich den überaus stattlichen Mann sehr gut in einer Toga vorstellen und hatte großen Respekt vor ihm. Sein Vortrag war sehr interessant; es lag aber in der innersten Natur seines gelassenen, vornehmen Wesens, daß er sich darauf beschränkte, den lernbegierigen unter seinen Schülern zwar jede Möglichkeit einer umfassenden Belehrung zu bieten, sich aber um die zerfahrenen oder trägen nicht weiter zu kümmern.

Während dieser Lateiner in olympischer Ruhe seines Amtes waltete, wurde es seinem Kollegen in den unteren Klassen nicht so gut. Er war einer jener unseligen Lehrer, die auf keine Weise Disziplin halten können, und er muß darunter unsäglich gelitten haben. Er verfügte, wie ich glaube, über schöne Kenntnisse und war ganz gewiß ein grundguter Mensch, aber gerade diese letztere Eigenschaft wurde ihm neben seiner maßlosen Heftigkeit zum Verderben. Er war nämlich nicht imstande, auch nur den bösartigsten Schlingeln ihre Bitte um Verzeihung abzuschlagen, und diese Schwäche wurde in der greulichsten Weise mißbraucht. Am tollsten ging es in den beiden Nachmittagsstunden her, die am Montag erteilt wurden und die man unbegreiflicherweise gerade diesem Lehrer übergeben hatte. Da waren z. B. in der Tertia drei junge Leute, V., B. und E., die selbst unter uns wildem Volk nicht ihresgleichen hatten. Sie saßen immer einträchtig beieinander auf den drei letzten Plätzen. Rückten mit dem Beginn des Semesters die neu in die Klasse Versetzten ein, so schoben sie die drei nach oben. Die nächste Versetzung brachte sie aber wieder auf ihre Stammplätze. Kaum hatte unser unglücklicher Lehrer das Zimmer betreten und die spärlich Anwesenden vermocht, die im Gange befindliche Schlacht einstweilen einzustellen und die mitgebrachten Romane aus den Schulmappen zu nehmen, so erklang von den letzten Plätzen her ein dreistimmiges „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage". Darauf bekam der Lehrer einen seiner Wutanfälle, ballte die Fäuste, reckte die Arme empor und brüllte: „V. — hinaus! Sofort hinaus!" Worauf sich V. frohen Angesichts erhob und das Klassenzimmer verließ, um auf dem Korridor die Kameraden zu erwarten. Diese erhoben nämlich ihren Sang nun-

mehr zweistimmig, und als auch B. vor die Tür gesetzt war, sang E. allein fort, bis auch er den Genossen nachgeschickt wurde. Um 5 Uhr erschienen dann alle drei wieder und erbaten sich von ihrem Lehrer immer wieder mit Erfolg, daß er die ihnen erteilten Tadel wieder ausstrich. Gelernt wurde unter diesen Umständen natürlich so gut wie nichts, und die guten Schüler unterschieden sich von den schlechten nur dadurch, daß sie sich eine stille Beschäftigung wählten, während letztere lauten Unfug verübten, also z. B. mitgebrachten und in der Klasse in Freiheit gesetzten Mäusen nachjagten usw. Der unglückliche Mann auf dem Katheder gebärdete sich unterdessen wie ein Unsinniger, konnte aber absolut nichts ausrichten. Rief er den Grafen zur Hilfe, so verstummte zwar der Lärm augenblicklich; aber kaum hatte der Graf das Zimmer verlassen, so erhob er sich wieder mit verstärkter Gewalt. Der Lehrer war aber auch von wirklich unbegreiflicher Schwäche. Ich erinnere mich, daß ich ein ganzes Semester hindurch an jedem Montag, an dem ich anwesend war, also an etwa jedem zweiten, bei Beginn der Stunde an ihn herantrat und ihn folgendermaßen anredete: „Sie wissen doch, Herr Oberlehrer, daß ich sonst ein fleißiger Schüler bin. Ich habe mich aber zu heute nicht präparieren können, weil eine Tante vom Lande in der Stadt war und meine Dienste beanspruchte.“ Und der keineswegs dumme Mann glaubte jedesmal an diese „Tante vom Lande“ und antwortete: „Recht so, Pantenius. Es kann jedem Schüler einmal passieren, daß er sich nicht vorbereitet hat. Er muß es dann nur sogleich beim Beginn des Unterrichts dem Lehrer sagen.“

Der Oberlehrer für Geschichte und Geographie war entschieden kein Gelehrter, aber er verfügte immerhin über die für den Unterricht in den oberen Klassen eines Gymnasiums erforderlichen Kenntnisse. Der schon ältere Mann hatte leider in seiner ganzen Persönlichkeit etwas entschieden Komisches. Sein ohnehin runder Kopf wirkte dadurch, daß er sich das Haar immer ganz kurz schneiden ließ wie eine Kugel, sein Bäuchlein spitzte sich ganz eigenartig zu, und seine Beinkleider zeigten den Schnitt der Biedermannszeit. Er

war ein trefflicher, überaus gutmütiger, jovialer Mann, aber sein Vortrag war wunderlich genug. Er unterbrach ihn nicht nur beständig durch ein „Na, na“, sondern hatte auch nicht selten eine merkwürdig vulgäre Ausdrucksweise. So charakterisierte er z. B. einmal Ludwig XI. von Frankreich so: „Na, na, dieser König war, na, na, so recht, was man einen Knoten nennt.“ Es wurde im allgemeinen nicht viel für ihn gearbeitet, und es ging während seines Unterrichts, zumal in den Geographiestunden, wild genug her, aber nur aus Jugendübermut und ohne jegliches Übelwollen; denn dieser Lehrer war ganz frei von jenem Jähzorn, der seinem Kollegen zum Verhängnis wurde, und seine Gutmütigkeit wurde dankbar anerkannt. Anregend wirkte er freilich nicht, und wenn ich zu Hause rastlos und viel mehr, als gut war, geschichtliche Studien trieb, so verdankte ich das nur einer angeborenen Anlage.

Weder Gelehrter noch Pädagoge war der Oberlehrer für Mathematik. Er soll im Privatleben ein liebenswürdiger Mann gewesen sein, als Lehrer war er aber entschieden nicht an seinem Platz. Er war ein langer, hagerer Mann, mit tief in den Höhlen liegenden Augen, was zur Folge hatte, daß sein Kopf wie ein Totenkopf wirkte. Ich habe keinen zweiten Mann kennen gelernt, der eine so einförmige, langweilige Sprechweise hatte wie er, und ich gähne noch heute, wenn ich an seine Stunden denke. Der ganze Unterricht bestand darin, daß der Lehrer die Lehrsätze und Beweise, die wir uns aneignen sollten, an die Tafel schrieb und sie sich in der nächsten Stunde hersagen ließ. Trotzdem gab es unter uns tüchtige Mathematiker, denn gerade für dieses Fach gibt es zweifellos eine besondere, angeborene Anlage.

Der Oberlehrer für das Deutsche war auch kein Gelehrter, verfügte aber immerhin über ausreichende Kenntnisse und wirkte recht anregend. Er wußte auch in der Literatur jener Zeit gut Bescheid, besaß eine vorzügliche Bibliothek und gab solchen Schülern, die sich wie ich für die Literatur interessierten, manchen wertvollen Wink.

Eine große Rolle im Unterrichtsplan spielte das Russische. Wir hatten, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, in allen Klassen

acht Stunden wöchentlich Unterricht in dieser Sprache. Wenn trotzdem nur sehr wenige von uns sie sich einigermaßen aneigneten, so lag das in erster Reihe daran, daß sich eine so schwere Sprache wie die russische überhaupt nicht durch Schulunterricht erlernen läßt und es uns an jeder Gelegenheit fehlte, sie außerhalb des Gymnasiums zu hören und zu sprechen. Es gab damals außer ein paar Fruchthändlern und einigen wenigen gesellschaftlich nicht mitzählenden Subalternbeamten keine Russen im Lande. Verhängnisvoll war aber ferner, daß einer der russischen Lehrer für die unteren Klassen seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen war. Unter diesen Umständen konnte auch der Oberlehrer, der in den oberen Klassen unterrichtete, keine rechten Erfolge erzielen, obgleich er ein ganz vorzüglicher Lehrer war. Er sah aus wie ein Südslawe, dunkelhaarig, mit braunen Augen, und war ein entschieden hübscher Mann. Seine Sinne waren überaus scharf, er sah und hörte, was auf der letzten Bank geschah oder geflüstert wurde. Sein Vortrag war ungemein lebhaft, er war für die Literatur seines Volkes begeistert und kannte auch die deutsche leidlich. Immerhin passierte ihm in dieser Richtung Menschliches. So erinnere ich mich, daß wir einmal in unserer Chrestomatie ein Gedicht lasen, das „Der Abendstern" hieß und unter dem Namen des russischen Dichters Schukowski stand. Der Oberlehrer, der für Lyrik ein feines Empfinden hatte, geriet über dies Gedicht in helles Entzücken und charakterisierte es als eine Leistung, wie sie eben nur dieser Dichter zustande bringe. Als ich ihm mitteilte, daß das Gedicht von Hebel und von Schukowski nur übersetzt sei, erklärte er das kurzerhand für unmöglich. Ich brachte ihm am nächsten Tage Hebels allemannische Lieder, und er mußte mir recht geben. Nach einigen Wochen passierte mit einem anderen, angeblich Schukowskischen Gedichte dasselbe; wieder zuerst Unglaube, dann notgedrungene Zustimmung. Der Herr Oberlehrer war dadurch so eingeschüchtert, daß mein Freund Franz und ich uns den Spaß machen konnten, auch ein paar Originalgedichte von Schukowski für Übersetzungen aus dem Deutschen zu erklären. Sobald wir nur die Hand erhoben, hieß es vom Katheder herab: „Jawohl, ich weiß

schon, das ist eine Übersetzung." Im übrigen war der Herr ein vorzüglicher Lehrer, brachte es schließlich bis zum Gehilfen des Kurators und wäre wohl noch höher gestiegen, wenn er nicht unverhältnismäßig früh gestorben wäre.

Der tüchtige Mann mußte leider zum Teil auf den allerunsolidesten Fundamenten weiter bauen, denn bei einem der beiden Lehrer, die bis zur Tertia aufwärts Russisch lehrten, wurde nur der unglaublichste Unfug verübt. Das lag zum Teil daran, daß die beiden Herren russische Geschichte und russische Geographie in russischer Sprache vortragen mußten, wir aber noch viel zu wenig Russisch verstanden, um dem Vortrag folgen zu können. Das Handbuch, das dem geographischen Unterricht zugrunde gelegt wurde, war überdies über jede Beschreibung albern, und das für die russische Geschichte äußerst langweilig. Nun ist die Geschichte Rußlands vom Aufstreben der Fürsten Moskaus an sehr interessant, die diesem Abschnitt vorhergehende Periode, in der das Land in eine Menge von Teilfürstentümern zerfiel, aber schwer zu übersehen und wenig fesselnd. Diese letztere Periode wurde in Tertia vorgetragen und zwar unsäglich langweilig. Der Lehrer, der mich unterrichtete, schien an dem widerspenstigen Lehrstoff ebenso wenig Freude zu finden wie wir, und es nicht ungern zu sehen, wenn wir die Sache scherzhaft auffaßten. Wir hatten uns in barbarischem Russisch eine Phrase zusammengestoppelt, die etwa so lautete: „Darauf zog Isäslaw, Swätoslaws Sohn, an der Spitze seines Landsturms in das Land von Jaroslaw, Swatopulks Sohn, schlug alle Männer tot, erwürgte die Weiber und Kinder, verbrannte die Dörfer, ließ die Obstbäume umhauen und die Fischteiche ablassen und zog dann, reich mit Beute beladen, wieder in sein Land." Diese Phrase kannten wir alle auswendig und sagten sie her, wenn wir aufgerufen wurden. Worauf dann der Lehrer mit einem welken Lächeln den Kopf schüttelte und vor sich hinsprach: „Welch ein Unsinn! Mein Gott, welch ein Unsinn! Können Sie denn wirklich nur solchen Unsinn treiben!" Aber wir konnten in der Tat nichts anderes treiben und trieben auch nichts anderes.

Das Französische war fakultativ und wurde von einem liebens-

10*

würdigen alten Herrn erteilt, der auch jederzeit fünf gerade sein ließ. Ich nahm an diesem Unterricht nicht teil, weil ich in dieser Sprache weiter fortgeschritten war als meine Mitschüler und in den Stunden doch nur ein Unfug getrieben wurde, zu dem schon anderweitig genug Gelegenheit geboten war.

Hebräisch lernten wir beim Religionslehrer, der sehr gut unterrichtete und eine solide Grundlage für spätere Studien legte. Er ließ uns viel auswendig lernen, und was ich damals lernte, kann ich heute noch so schnell hersagen wie die Geschlechtsregeln des alten Kühner: panis, piscis, crinis, finis usw.

Im großen und ganzen wurde uns auf unserem Gymnasium ausreichende Gelegenheit geboten, uns tüchtige Kenntnisse anzueignen, aber wir wurden nicht dazu gezwungen. Wir wurden leider viel zu sehr als junge Herren aufgefaßt, denen es anheim gestellt blieb, von den gebotenen Früchten der Wissenschaft zu kosten oder aber auch sie unangerührt hängen zu lassen.

Hiermit und mit der allzu großen Freiheit, die wir genossen, hing es auch wohl zusammen, daß so viele meiner Mitschüler später so oder so zugrunde gingen. Ich weiß von nicht weniger als acht, die sich das Leben nahmen.

Ich glaube von mir sagen zu können, daß ich mein Leben lang fleißig gewesen bin. Es hatte mich aber leider niemand gelehrt, daß auch der Fleiß nur Erfolge erzielt, wenn er an der rechten Stelle verwendet wird, und ich erkannte diese so nahe liegende Wahrheit erst, nachdem ich viele fleißige Stunden mit Studien verbracht hatte, die zunächst wertlos waren, wenn sie sich auch später — da wir ja nichts ganz ohne Nutzen lernen — als nicht geradezu nutzlose erwiesen. Da ich mich für alles, was mit der Geschichte zusammenhing, auf das lebhafteste interessierte, las ich jedes Geschichtswerk, das ich mir irgend zugänglich machen konnte. Unvergeßlich schöne Stunden verdankte ich Macaulay, dessen Geschichte Englands ich damals und später noch oft mit immer gleichem Genuß gelesen habe. Ein großer Dichter, voll Gestalten bildender Kraft, hat seine Gaben hier in den Dienst der Geschichtschreibung gestellt. Und von

wem wurden je historische Vorgänge geschildert wie von Macaulay, z. B. die Belagerung von Londonderry. Man folgt ihm in einer atemlosen Spannung, wie sie kein französischer Romancier je hervorrufen konnte. Und wie reizvoll war es für den Verehrer Sir Walthers, Claverhouse-Dundee oder Mac Callum-More in Skotts Beleuchtung mit der Macaulayschen zu vergleichen. Auf dem Gebiete der Literatur aber wurde ich ganz von den Dichtern des Mittelalters gefangen genommen, deren Sprache ich mir durch Selbststudium zu eigen machte. Die Riesengestalten des Nibelungenliedes fesselten mich im höchsten Grade, Gudrun, Tristan und Isolde, Parzival, die Edda wurden immer wieder gelesen, die Nachdichtungen Simrocks: „Wieland der Schmidt" usw. wirkten sehr anregend. Ich kannte viele Gedichte Walters von der Vogelweide und anderer Minnesänger auswendig und fand in diesen Studien eine unerschöpfliche Quelle des Genusses.

Ich erwarb diese Schätze meist bei einem alten jüdischen Antiquar, namens Smolian, einem sehr witzigen Mann, der aussah wie der alte Jude, der auf einem bekannten Bilde von Knaus zu einem Knaben redet, und mit dem ich gern plauderte. Wie selig war ich, wenn ich einen neuen Band meiner mittelalterlichen Freunde nach Hause bringen konnte.

Die Anregung zu diesen Studien aber kam mir von einem jungen Mann, der wie ein Komet auf kurze Zeit meine Lebensbahn kreuzte. R. war etwa fünf Jahre älter als ich, wurde in Dorpat einer Ausschreitung wegen auf ein Jahr relegiert und verbrachte diese Zeit im Hause seiner in Mitau lebenden Eltern. Er befreundete sich mit meinem Vetter, und ich lernte ihn durch diesen kennen. Er war ein bildschöner junger Mann von herrlichem Körperbau. Rabenschwarze Locken umrahmten ein feingeschnittenes Antlitz, dessen Ausdruck in der reizvollsten Weise wechselte. R. verfügte über glänzende Geistesgaben, war sehr belesen und verstand es vorzüglich, seinen Gedanken einen klaren Ausdruck zu geben. Meine Bewunderung, aus der ich kein Geheimnis machte, mag ihn wohl angezogen haben, er nahm sich meiner freundlich an und hat mich ästhetisch ungemein

gefördert. Er selbst aber fand ein trauriges Ende. Als das Jahr um war, kehrte er nach Dorpat zurück, geriet dort in schlechte Gesellschaft und verkam. Viele Jahre später wurde einem meiner Verwandten, der in der Regierungsbehörde die Arrestantensachen zu bearbeiten hatte, ein Trupp Gefangener vorgeführt, die als Vagabunden aus den inneren Gouvernements in ihre Heimat, nach Kurland, abgeschoben waren. Einer von ihnen fragte den Beamten, ob er sich wohl seiner noch vom Gymnasium her erinnere. Er war R.

Daß ich so ganz in der Literatur des Mittelalters lebte, war eine vorzügliche Vorbereitung zum Verständnis des „Faust", der mich begeisterte und entzückte wie nie wieder eine andere Dichtung. Ist doch auch keine andere so aus deutschem Geiste geboren wie sie. Ich habe es immer auf das lebhafteste bedauert und bedauere es noch heute ebenso lebhaft, daß Goethe durch die Antike dem deutschen Leben immerhin bis zu einem gewissen Grade entfremdet wurde. „Iphigenie" und „Tasso" sind zweifellos herrliche Dichtungen, aber „Faust" und „Hermann und Dorothea" sprechen doch ungleich unmittelbarer zum deutschen Leser als sie. Ich rede hier allerdings nur vom ersten Teil des Faust, den ich von der ersten bis zur letzten Zeile auswendig kannte, und der meine junge Seele mit all dem Entzücken erfüllte, das eben nur die Lyrik dem jungen, dichterisch veranlagten Menschen einzuflößen vermag. Mit dem zweiten Teil habe ich nie etwas anfangen können, und die vielen geistreichen Kommentare, die zu ihm geschrieben sind, haben meine Ansicht nicht erschüttern können, daß er doch nur senile Spielereien eines freilich im höchsten Maße geistreichen Greises enthält.

Ich besaß ein Exemplar der Ausgabe von 1808, und es war eins der wenigen Bücher, die mir noch aus der Bibliothek meines Vaters überkommen waren. Wenn der so bescheiden ausgestattete Band, in dem ein Bogen von einer mir damals lieben Hand ergänzt ist, mir zu Gesicht kommt, steigt jene Werdezeit lebendig wieder vor mir auf, mit all ihrem angstvollen Bangen vor dem Leben und ihrem wilden Drängen zum Leben; mit leisem Liebesgeflüster an abendlich dunkler, abgelegener Stätte unter verschwiegenen Bäumen und ein-

samem Heimgang durch die vom Mond beschienenen, menschenleeren Straßen, in denen jeder Schritt einen Widerhall hervorrief; mit all der Freude, all dem Leid, das so den ganzen Menschen erfüllend nur die erste Jugend kennt.

Schöne Stunden verdankte ich auch in Mitau wieder der Aa. Über ihr und den sie umgebenden Wiesen liegt an warmen Tagen ein ganz eigenartiger Silberton, dem ich ähnlich nur wieder an der Weser begegnet bin, und an dem ich mich nicht satt sehen konnte. Ich war, wohl infolge meiner unfreiwilligen Spaziergänge mit meinem Onkel, gegen die Hitze ganz unempfindlich geworden und fuhr deshalb an freien Tagen, deren wir ja infolge der zahlreichen russischen Feiertage viele hatten, mit Vorliebe in den heißen Tagesstunden zu Boot. Ruderte ich dann langsam stromauf, so bot sich mir ein Bild, das mich immer wieder entzückte. Vor mir lagen das schöne Schloß und die Kirchtürme der Stadt, über denen unter dem blauen Himmel Schwärme von weißen Tauben ihre Kreise zogen. Ich ruderte dann bis zum Einfluß der Würzau, fuhr mit kräftigem Anstoß in das Schilf, bis es mich ringsum umgab, und war dann ebenso mit der Natur allein wie einst in der Kiesgrube in Sallgallen. Nur daß ich jetzt die Seligkeit ungleich bewußter empfand, die der jungen Menschenseele daraus erwächst, daß sie sich mit ihr ganz eins, ganz als einen Teil von ihr fühlt. Auch das verdankte ich dem „Faust", wie denn die Sonne Frankfurts immer wieder ihre goldenen Strahlen auf meine nüchterne Vaterstadt fallen ließ, gleichviel ob „durch des Frühlings holden belebenden Blick vom Eise befreit waren Strom und Bäche" oder ob in des Herbstes Klarheit die Worte in mir wiederklangen: „das Geflügel schlürfet sich Wonne, flieget der Sonne, flieget den hellen Inseln entgegen, die sich auf Wellen gaukelnd bewegen".

Das Theater bot uns mehr Gelegenheit, hervorragende Schauspieler kennen zu lernen, als man, wo von einer so kleinen, von den Mittelpunkten der deutschen Kultur so entfernten Stadt die Rede ist, annehmen sollte. Ich erzählte schon, daß die Johannistage die großen Abrechnungstage für das ganze Land waren. Sie führten

aus diesem Anlaß den größten Teil der deutschen Bevölkerung des Landes nach Mitau und erfüllten die Stadt mit einem ihr sonst fremden regen Leben. Die Anwesenheit so vieler wohlhabender Leute, die sich nach Abwicklung ihrer Geschäfte auch zerstreuen wollten, bewirkte, daß das Personal des Stadttheaters in Riga für die Johanniswoche nach Mitau kam und die Direktion gern auch hervorragende Gäste gerade für diese Zeit gewann. Beides geschah aber auch wohl für ein paar Wochen in anderer Jahreszeit, und an die Stelle der Truppe aus Riga traten mitunter Gesellschaften, die ein großer „Stern" um sich versammelte, und die auf der Reise nach Petersburg auch in Riga und Mitau Vorstellungen gaben. Eine solche hatte Adelaide Ristori gebildet, und ich sah sie mehrfach, unter anderem als Maria Stuart. Obgleich die Vorstellung in italienischer Sprache gegeben wurde, machte das Spiel der großen Tragödin einen gewaltigen Eindruck. Dasselbe gilt von einem amerikanischen Neger, Ira Aldridge — übrigens einem nur gelben, nicht schwarzen —, der den Othello mit um so größerer Wirkung gab, als unsere Desdemona ein sehr zartes, lichtblondes Fräulein war. Obgleich Othello Englisch sprach, machte die Vorstellung doch einen unvergeßlichen Eindruck, zum Teil allerdings, weil man die Besorgnis nicht los wurde, der hünenhafte Mann mit den im Zorn gräßlich rollenden Augen könnte seine liebliche Partnerin wirklich erwürgen. Als Gast sah ich auch Haase im „Königsleutnant", in den „Klingsbergen" und „Partie Picket". Er spielte ja vorzüglich, aber er gab seine Rollen bis in die kleinste Einzelheit immer ganz gleich, man tat also nicht gut, ihn mehr als einmal in ihnen zu sehen. Ich sah ihn viele Jahre später in denselben Stücken in Leipzig, und es war, als ob seit seinem Auftreten in Mitau kein Tag vergangen wäre.

Zum ständigen Personal des Rigaer Theaters gehörte die damals blutjunge Geistinger, die alle Welt entzückte und auch wirklich eine reizende Erscheinung war. Um ihre Gunst zu erwerben, ruinierten damals zwei reiche junge Kaufleute in Riga sich und die Ihrigen. Ich sehe sie noch von beiden umgeben im Garten der Villa Medem, in dem sich in der Johanniswoche nach dem Theater alles ver=

sammelte, was in irgendeinem Sinn zur Gesellschaft gehörte, und wo dann die jungen Kavaliere die Theaterdamen recht ungeniert mit Sekt bewirteten, während das übrige Publikum sie während des Konzertes mit lebhaftem Interesse beobachtete. Ich habe auch die Geistinger nach vielen Jahren in Leipzig in demselben „Heimchen am Herde“ gesehen, in dem sie in Mitau alle jungen Herzen höher schlagen ließ, aber sie übte auch auf solche schwerlich mehr dieselbe Wirkung.

Einen Winter hindurch hatten wir auch ein stehendes Theater, die Truppe, deren Direktor, glaube ich, Schlegel hieß, war aber kläglich und verlief sich schließlich.

Ich ging oft und gern ins Theater, mied aber die Oper, die wir gelegentlich auch hatten, weil ich Musik damals gar nicht vertragen konnte. Sie machte mich ganz krank.

Zu eigener Produktion wurde ich übrigens, soviel ich mich erinnern kann, durch den Theaterbesuch nicht angeregt. In bezug auf sie blieb es bei Gedichten, die in reicher Zahl entstanden. Konnte ich sie doch nach anderthalb oder zwei Jahren wieder regelmäßig meiner Freundin Marie vorlesen. Frau von Denffer verkaufte nämlich Grafenthal und zog nach Mitau, während meine Mutter sich in Doblen ein bescheidenes Haus erwarb. Sie wurde zur Wahl dieses Wohnortes dadurch veranlaßt, daß meine jüngere Schwester unseren Vetter Alexander Bernewitz, der der Nachfolger seines Vaters in Neuenburg geworden war, heiratete. Doch von Doblen und Neuenburg nachher.

Ich werde der Familie von Denffer immer mit herzlicher Dankbarkeit gedenken, denn sie behandelte mich, als ob ich zu ihr gehörte, und erwies mir alles Liebe. Es war aber nicht günstig für mich, daß insbesondere Fräulein Marie mich gar so sehr verwöhnte, und es erwuchs in mir infolge dieser Verwöhnung nur zuviel Anmaßung und herrschsüchtige Selbstsucht.

Mir war eine leidenschaftliche Eifersucht angeboren, und ich habe von klein auf schwer unter ihr gelitten. Jede mir gebotene

Zuneigung erschien mir wertlos, wenn sie nicht eine ganz ausschließliche war, und dieser Charakterzug mußte durch die rückhaltlose Liebe meiner Mutter und durch die ebenso rückhaltlose Bewunderung, die meine Freundin meinem Talent zollte, sehr vermehrt werden. Ich stand besonders innig zu meiner älteren Schwester, die mir die liebevollste und verständnisvollste Vertraute war, in der aber damals schon die Zuneigung zu ihrem späteren Mann lebte, ein Umstand, der mich außer Rand und Band brachte und mich leider veranlaßte, der doch heißgeliebten Schwester viel Herzeleid zuzufügen. Aber ich konnte nicht anders, denn es erschien mir das Verlangen ganz berechtigt, daß man mich entweder gar nicht oder einzig und allein liebte.

Von den Denfferschen Schwestern war mir die älteste, Thekla, noch besonders interessant. Sie war die geborene Diakonissin, eine jener Frauen, die für sich selbst gar nicht vorhanden sind, die nur für andere Menschen leben und nur glücklich sind, wenn sie mit voller Selbstaufopferung Kranke pflegen, Gebrochene aufrichten, Armen mit Rat und Tat zu Hilfe kommen. Sie war ein unbeschreiblich gütiger Mensch.

Der Bruder Theodor verkaufte auch sein Gut in Kurland und erwarb ein anderes in Littauen. Da ich auf diesem mehrfach für längere Zeit sein Gast war, hatte ich Gelegenheit, eine mir bisher fremde, interessante Welt kennen zu lernen. Die Gutsbesitzer waren hier fast alle Polen, und ihre gastfreien Häuser boten das seltsamste Gemisch von Kultur und Unkultur. Man fuhr mit Vieren, aber die Stränge, an denen die Pferde zogen, bestanden aus Stricken; die Diener hatten eine Livree an und zugleich Bastschuhe an den Füßen; die Damen trugen in Gesellschaft seidene Kleider und gingen Werktags in schmutzigen Blusen, die man in Kurland an keiner Magd geduldet haben würde. Einen ganz merkwürdigen Einschlag in der Geselligkeit bildeten die zahlreichen angehenden katholischen Geistlichen, die gewissermaßen als geschlechtlich neutral angesehen wurden und sich den jungen Damen gegenüber große Freiheiten erlaubten.

Diese Gesellschaft war durch die sich vorbereitende Revolution von 1863 in die lebhafteste patriotische Erregung versetzt, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, sich nach wie vor immer wieder zu geselligen Freuden zusammenzufinden. Bei einer solchen Gelegenheit lernte ich zwei Schwestern kennen, von denen die eine mein Herz lichterloh brennen machte. Ich konnte am folgenden Tage den Nachmittag kaum erwarten, um unter dem Vorwand mich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, die Schöne wiederzusehen und ritt dann auch froh bewegt meinem Ziele zu. Der schmutzig gekleidete Diener, der mir mein Pferd abnahm, sagte mir, daß ich die Panjonkas im Garten finden würde, und sie traten mir dort auch sehr freundlich entgegen, aber in Anzügen, die allen meinen Illusionen ein schnelles Ende bereiteten.

Fast allen diesen liebenswürdigen und heiteren Menschen brachte der Aufstand unsägliches Unglück, indem sie entweder im Kampf gegen das Militär fielen oder nach Sibirien verbannt wurden. Das gilt auch von vielen meiner polnischen Schulkameraden. Die vornehmen polnischen Herren in Littauen schickten ihre Söhne mit Vorliebe auf das Gymnasium in Mitau, um ihnen eine deutsche Bildung zuteil werden zu lassen. Wir hatten diese polnischen Kameraden gern, denn der vornehme junge Pole pflegt ein sehr liebenswürdiger Mensch zu sein. Die Polen hielten eng zusammen und verkehrten nur untereinander vertrauter, waren aber in der Klasse gute Kameraden. Einer von ihnen, K., ein bildhübscher junger Mensch mit vor innerem Feuer blitzenden braunen Augen, saß oft neben mir, und wir freundeten uns einigermaßen an. Er war, wie alle seine Volksgenossen, ein leidenschaftlicher Patriot. „Mein Urgroßvater", pflegte er zu sagen, „und mein Großvater sind im Kampf gegen die Russen gefallen, und mein Vater ist von ihnen schwer verwundet worden. Ich werde auch für Polen mein Leben hingeben."

Als der Aufstand ausbrach, eilte er, der schon Student war, sich ihm anzuschließen. Er wurde in der Schlacht bei Birsen schwer verwundet, schleppte sich aber trotzdem durch die Wälder bis nach Mitau.

Ich war damals schon in Berlin, und die meisten meiner Schulfreunde waren schon in Dorpat, aber Edwin stand noch vor dem Abiturientenexamen und wohnte mit einem Kameraden in einem Zimmer, das sie bei kleinen Leuten gemietet hatten. K. wußte das und suchte bei ihnen Hilfe. Mitten in der Nacht trat er, mit Blut und Staub bedeckt, bei ihnen ein. „Kameraden", sagte er, „ich weiß, daß ich euch Großes zumute, wenn ich euch bitte, mich zu beherbergen. Ich nehme es euch nicht übel, wenn ihr mich anzeigt, aber ich werde gehängt, wenn ich den Russen in die Hände falle, und ich möchte diesen Tod, wenn möglich, nicht sterben." Das war nun etwas für Edwin und seinen ebenso mutigen Stubengenossen. Edwin hat gewiß mit innigster Freude an der Gefahr seine Haut zu Markte getragen. Sie verbargen nun K. in der Weise, daß immer einer von ihnen sich krank meldete und angeblich das Bett hütete, in dem aber K. lag. Wollte jemand das Zimmer betreten, so wurde K. auf eine Matratze unter dem Bett gelegt. So konnte auch das tägliche Erscheinen des ins Vertrauen gezogenen Arztes nicht auffallen. K. genaß schließlich, und es gelang auch, ihn glücklich über die Grenze zu bringen.

Sehr interessant waren in Litauen auch die zahlreichen, fast nur von Juden bewohnten Städtchen. Die Lage ihrer Bewohner war die beklagenswerteste, denn sie waren in bezug auf den Erwerb fast ganz auf den Hausierhandel angewiesen, aber viel zu zahlreich, um sich durch ihn ausreichend ernähren zu können. Ein schweres Bündel auf dem Rücken, einen derben Stock in der Hand überschwemmten sie Kurland geradezu. Oft kamen drei und mehr von ihnen an demselben Tage auf den Hof und fanden dann natürlich keine Käufer. Da sie sich in ihrer Armut großenteils von mit Knoblauch gewürztem Brot nährten, verbreiteten sie einen wahrhaft teuflischen Geruch. In den Städtchen lief an Wochentagen alles in Lumpen umher, am Sabbat aber wurde von den Frauen ein Glanz entwickelt, der in seiner Farbenpracht oft außerordentlich komisch wirkte. Den polnischen Herren waren die Juden ganz unentbehrlich, ein jeder hatte einen jüdischen „Faktor", der für ihn alles besorgte,

vom Pferde und Klavier bis zum Champagner und der Nähnadel, vor allem aber Geld. Viele von ihnen gerieten darüber ganz und gar in die Hände jüdischer Wucherer.

Diese Juden führten ein von der übrigen Bevölkerung ganz abgeschlossenes Eigenleben und standen ihr innerlich durchaus feindlich gegenüber. Ihr Sittengesetz galt nur im Verkehr mit Glaubensgenossen, während den Nichtjuden gegenüber jeder Betrug und jede Härte für erlaubt galten, was freilich durch die nichtachtende Behandlung, die sie von allen Seiten erfuhren, und den staatlichen Druck, dem sie in jeder Beziehung ausgesetzt waren, einigermaßen entschuldigt wurde. Sie wandten sich denn auch bei Streitigkeiten untereinander nicht an die bürgerlichen Gerichte, sondern ausschließlich an die eigene Gemeindebehörde, den Kahal.

Im Hause Theodor Denffers lernte ich auch zum ersten Mal einen lebenden Dichter kennen. Dieser, ein naher Verwandter der Familie, war ein kleiner zart gebauter Mann, mit rotblondem Haupthaar und Vollbart, und blauen, etwas vortretenden Augen. Er hatte Geschichte studiert, und dann eine große Bildungsreise unternommen, die bis Spanien, Portugal und Algier führte. Ein Wort aus einem von Lissabon aus geschriebenen Brief: „Die Portugiesen sind dumm, aber faul", war in der Familie zum geflügelten geworden. Heimgekehrt, trieb er ohne jedes System historische Studien, sofern man ganz planloses Lesen geschichtlicher Bücher so nennen darf. Nebenbei verfaßte er aber auch dilettantische Gedichte und veröffentlichte sie von Zeit zu Zeit unter den merkwürdigsten Titeln im Kommissionsverlage. Da sie nun niemand kaufte, und er das Lagergeld beim Buchhändler sparen wollte, waren die noch rohen, ungefalzten Bogen nach Litauen gekommen und wurden dort unter den Betten der Gastzimmer aufbewahrt. Aber nicht nur das, sie wurden auch zu allem verwendet, wozu man Papier verbraucht. Da ich mit dem Poeten das Zimmer teilte, kam es vor, daß, während wir die tiefsinnigsten Gespräche führten, eine Magd eintrat, mit fester Hand unter ein Bett griff und eine Anzahl Bogen mit sich nahm. Der von der Zeit verkannte Dichter aber verzog keine Miene und wurde

auch durch die derben Neckereien des Hausherrn, der für Poesie gar kein Verständnis hatte, an seinem Berufe nicht irre gemacht.

Das Leben hat uns später wieder zusammengeführt, und er war immer sehr gütig gegen mich; er war aber einer der wunderlichsten Menschen, die ich kennen gelernt habe.

Meine Ferien verbrachte ich jetzt meist in Doblen, einem Städtchen, das umgeben von fruchtbaren Gefilden am rechten Ufer der Behrse liegt. Es ist unter dem Schutz einer alten Festung aus der Ordenszeit entstanden, deren malerische Ruinen einen auf dem linken Ufer des Flusses liegenden Hügel krönen. Die Honoratioren des Städtchens waren der deutsche und der lettische Pastor, zwei Ärzte, der Apotheker und der Posthalter, die übrige Bevölkerung bestand aus Handwerkern und Inhabern von Wirtschaften, die dadurch in Nahrung gesetzt wurden, daß die große Heerstraße von Mitau nach Libau durch den Ort ging.

Unser Haus war für unsere bescheidenen Bedürfnisse ausreichend, und wir fühlten uns sehr wohl in ihm.

An einem warmen Junitage weckt mich die schon recht hochstehende Sonne zu dem Frohgefühl, daß ich Ferien habe und bei meiner Mutter in Doblen bin. Ich kleide mich behaglich an und trete hinaus auf den kleinen Hof, wo mich meine Tauben — schöne Schleier- und Pfauentauben und zierliche Mövchen — schon sehnsüchtig erwarten. Während ich ihnen das Futter hinstreue, lehnt Frau Kalning am Zaun, der unseren Hof von dem ihrigen trennt — wir Doblener lehnen alle viel und gern an Nachbarzäunen behufs eines Schwätzchens — begrüßt mich und sieht mir zu. Frau Kalning ist eine sehr respektable Hausbesitzerin in reifem Alter und verfügt überdies über gelegentliche Kenntnisse des Kommenden. Als vor einigen Tagen in unserer Nachbarschaft ein Haus brannte und wir uns alle geziemend zu diesem sensationellen Schauspiel eingefunden hatten, versicherte sie meiner Mutter ein über das andere Mal: „Es mußte ja brennen, Frau Pastorin. Es stank ja schon seit zwei Tagen nach Brand, so daß ich zu Frau Neumann sagte: Frau Neumann, es wird ganz gewiß brennen. Man riecht es ja schon. Nicht wahr,

Frau Neumann?" Und Frau Neumann bestätigte das mit aller Energie.

Heute morgen ist aber von der Gegenwart die Rede: es steht nunmehr ganz fest, daß der Sattler sich von seiner Frau wird scheiden lassen, um seine Schwägerin zu heiraten; es ist mehr als wahrscheinlich, daß des Krämers „junger Mann" ein Liebesverhältnis mit der jüngsten Tochter seines Prinzipals unterhält und sich abends mit ihr in den Anlagen unter dem Schloßberg trifft; in Behrsemünde hat der Inspektor drei von den unzähligen tollen Hunden, die zurzeit die Gegend durchstreifen, erschossen. Daß er von einem dieser Hunde gebissen worden ist, soll aber nicht wahr sein.

Nach einem eingehenden Gedankenaustausch über das Verhalten toller Hunde zum Wasser kehre ich, da die Tauben mittlerweile ihr Futter verzehrt haben, ins Haus zurück und trinke mit den Meinigen Kaffee. Dann nehme ich den ersten Band der Scriptores rerum Livonicarum unter den Arm und schlendere, begleitet von Thiddy, — ich besaß im Laufe meines Lebens mehrere Hündinnen dieses Namens — der Ruine zu. Thiddy ist ein kleiner englischer Rattenfänger — niedriger gestellt und länger als ihre deutschen Namensvettern und so sandfarben, daß sie spurlos verschwindet, wenn sie vor mir die Landstraße entlang läuft. Nur wenn sie sich nach mir umsieht, erblicke ich ihre schwarze Nase und ihre ebenso schwarzen Augen. Wir gehen über die Brücke, steigen den Schloßberg hinan und suchen uns in der Ruine ein schattiges Plätzchen auf, das Thiddy aber bald wieder verläßt, um irgendwo mit höchster Anstrengung Leibes und der Seele einen Mausegang, dessen Bewohnerin längst entfloh, bloßzulegen. Von Zeit zu Zeit kommt sie mit herabhängender Zunge und über und über mit Erde und dem Müll von fünf Jahrhunderten bedeckt, zu mir und ruht sich für kurze Augenblicke aus. Sobald sie sich aber einigermaßen erholt fühlt, stürzt sie wieder fort und treibt ihr unfruchtbares Beginnen weiter.

Ich habe mich unterdessen ausgestreckt und in die Chronik Heinrichs des Letten vertieft oder in Dietlebs von Alnpeke Livländische Reimchronik. Die Mauern der alten Ritterburg, die mich umgeben,

versinken, und an ihrer Stelle erhebt sich eine Holzburg der Semgallen, die Johann von Ochtenhusen 1279 zuerst berannte.

Zu Goldingen was der helt,
Er wart zu vogete da erwelt,
Da er der Kuren sollte pflegen.
Er was von manheit ein Degen.
Er tet den heiden dicke schaden,
Sie waren mit im überladen.
Die Wege waren im wol kunt;
Er rante in vil mancher stunt
Zu Semgallen in das lant.
Und stifte raub und brant
Vor Doblen und vor Terwetein.

Sie wehrten sich tapfer, die armen Semgallen, aber die Deutschen

stigen in das Hagelwarc,
Sie weckten manchen, der da slief,
Das er danach nicht lute enrief,
Und fingen und slugen tot
Wol dreihundert in der not,
Beide vrouwen und mann.

Diesmal blieb die Burg noch erhalten und sie wurde auch noch mehrmals vergeblich berannt, aber schließlich konnten die Semgallen sie nicht mehr behaupten:

Sie vielen da uf einen rat,
Den sie vollbrachten mit der tat.
Doblen sie ließen sten;
Man sach sie varen und gen
Von dannen jemerlichen.
Doblen wart verbrant.

Es erstand dann als Ordensburg wieder, bis auch diese in Trümmer sank.

Während die Reime der alten Chronik von einer Zeit erzählen, in der diese Stätte erfüllt war von Kriegsgeschrei und Schwerterklirren, umsummen mich jetzt nur Insekten und erklingt aus dem alten Holderbusch, der seine Zweige über ein eingestürztes Gewölbe

breitet, das Lied einer Gartengrasmücke. Hin und wieder erscheint über einer der Mauern ein weißes Wölkchen so groß wie eine Hand, schwimmt im Äther über mich hin und verschwindet hinter den anderen. Es ist, als ob ich ganz allein wäre in der Welt.

Aber der Schatten, den das alte Gemäuer um mich wirft, wird kürzer und mahnt mich daran, daß dem doch nicht so ist und ich zu Hause erwartet werde. Ich nehme noch flugs ein Bad in der Behrse und eile dann heimwärts.

Wie meist in dieser Jahreszeit, finde ich Besuch vor. Verwandte, die unterwegs nach Mitau sind, kehrten für die Zeit, in der ihre Pferde gefüttert werden, bei uns ein. Nach ein paar behaglich verplauderten Stunden fahren sie weiter.

Wir nehmen den Kaffee auf unserer Veranda ein, und der eine oder der andere Mitbürger, der an unserem Hause vorübergeht, setzt sich etwas zu uns. Einer der Herren macht uns in solchem Falle viel Sorge, denn er ist zu höflich, um den Damen beim Scheiden den Rücken zuzukehren, und er ist sehr korpulent, und die Veranda hat drei Stufen. Es kommt jedesmal auf ein Turnkunststück heraus, auf einen Sprung mit jäher Wendung im letzten Augenblick. Aber dieser glückt auch heute, und wir sehen dem Sichentfernenden beruhigt nach.

Nach dem Abendessen begeben wir uns in die hübschen Anlagen zwischen Fluß und Schloßberg und genießen Abendkühle und ländliche Stille.

So vergehen diese idyllischen Tage, die sich so gleichen und doch so schön sind.

Einer Nacht aus jener Zeit erinnere ich mich besonders gern. Meine Schwester war bei den Geschwistern in Neuenburg; meine Mutter und ich waren allein zurückgeblieben. Der Tag war sehr heiß gewesen und hatte die Zimmer so erhitzt, daß ich nicht schlafen konnte; ich scheute mich aber, ein Licht anzuzünden, um meine Mutter, deren Zimmer nur durch eine dünne Wand von dem meinigen getrennt war, nicht zu wecken. Schließlich machte ich aber doch so leise wie möglich Feuer und griff nach einem Buch. Nach einiger

Zeit wurde die Tür ein wenig geöffnet und durch den Spalt ein Zettelchen hereingeworfen, das ein allerliebstes Spottgedicht auf mich enthielt. Ich suchte so gut wie möglich zu erwidern und beförderte mein Gedicht in derselben Weise. Das ergab dann wieder Antwort und Gegenantwort, bis das Gezwitscher eines Rotschwänzchens vor meinem Fenster uns die Nähe des Morgens verkündete.

Als ich viele Jahre später die Nacht am Sterbebett meiner Mutter verbracht hatte, sang im Morgengrauen wieder eines dieser Vöglein hart am Fenster und erinnerte mich an diese heitere Nacht in Doblen und an die vielen, vielen frohen Stunden, die ich meiner Mutter verdankte.

Gern und viel verkehrten wir von Doblen aus auf einem benachbarten Gut, dessen liebenswürdiger Besitzer ein Verwandter der Familie Denffer war.

Natürlich waren wir auch oft in Neuenburg bei meinem Schwager Bernewitz. Bei ihm lebte noch seine Mutter, meine Tante Auguste, eine sehr interessante Frau. Obgleich sie nie über Riga hinausgekommen war, hatte sie doch ihr Leben lang an dem geistigen Leben Deutschlands den regsten Anteil genommen, kannte die Bücher, die für dasselbe maßgebend gewesen waren und konnte sich auch von dem Niegeschauten die anschaulichste Vorstellung machen.

Neuenburg war noch so gastfrei wie früher, aber der Ton des Hauses war ein anderer, mir viel sympathischerer geworden. Mein Schwager vertrat schon eine neue Generation von Geistlichen und wirkte aus einem lebendigen Christentum heraus. Er war ein vielseitig gebildeter Mann von mildem, zu Kompromissen geneigten Charakter, was ihm in der anbrechenden bewegten Zeit sehr zustatten kam.

Das idyllische Privatleben, das man unter der Regierung des Kaisers Nikolaus I. geführt hatte, hörte eben damals, wie in ganz Rußland, so auch in den baltischen Provinzen auf, und man empfand den bestehenden Zustand als veraltet und reformbedürftig. Die gebildeten Klassen lehnten sich gegen die Privilegien des Adels auf, die Bauern wollten die Agrarverhältnisse geändert haben. Der erste

Sturmvogel war eine „Geschichte der Ostseeprovinzen" von dem in Deutschland lebenden Baron Otto von Rutenberg. Das Buch, in dem die deutschen Eroberer des Landes als eine Bande landhungriger Abenteurer geschildert wurden, war ohne jedes Verständnis für mittelalterliches Denken und Fühlen vom Standpunkt eines vulgären Liberalismus aus verfaßt, aber flott geschrieben. Es erregte ungeheures Aufsehen und rief die leidenschaftlichsten Erörterungen wach. Immerhin handelte es sich hier noch um die Vergangenheit, wenn auch schon als Fundament der Gegenwart. Unmittelbar mit dieser beschäftigte sich aber ein bald darauf (1860) erscheinendes Buch: „Die Zustände des freien Bauernstandes in Kurland", in dem der Adel und die Geistlichkeit auf das leidenschaftlichste angegriffen wurden. Die liberale Bewegung erschien hier schon nationalistisch verbrämt, wie das ja in einem Lande, in dem alle Bauern einer anderen Nationalität angehörten als die gebildeten Klassen, leider nicht anders sein konnte.

Es begann nun ein erbitterter Kampf der Meinungen, der größtenteils in Broschüren geführt wurde und auch uns junge Leute lebhaft bewegte. Da ich in meinem Herzen keinerlei Unterschied zwischen deutschen und lettischen Kurländern machte und für die Bauern die lebhafteste Sympathie empfand, stand ich natürlich mit Leib und Seele im liberalen Lager und vertrat meine Ansichten mit dem mir damals eigenen Ungestüm.

Ich wurde aber, während ich so meine Interessen den verschiedenartigsten Gegenständen zuwandte, das Gefühl nicht los, daß ich doch im Grunde irre ging und zu meinem Schaden eine spätere Periode des Lebens vorwegnahm. Dieses Gefühl wurde um so quälender, da ich auch zu erkennen glaubte, daß meine Gedichte schließlich doch nur Dilettantenarbeit wären. Dazu kam endlich, daß ich mich auch sonst in mich immer mehr drückende Verhältnisse, von denen hier nicht weiter die Rede sein soll, verstrickt fühlte. Aus all diesen inneren Kämpfen kam dann endlich auch für mich ein Tag von Damaskus, an dem ich klar erkannte, daß nur der sich das Leben verdient, der den Aufgaben des Tages gerecht wird. Nach einer

11*

langen Unterredung mit meiner ältesten Schwester faßte ich den festen Entschluß, mit allem Bisherigen aufzuräumen und mich bewußt in die Reihe meiner Altersgenossen zu stellen. Zur Bekräftigung dieses Entschlusses ließ ich alle meine Manuskripte in Flammen aufgehen.

Da meine Schwester im August 1862 heiratete, war meine Mutter ungebunden. Sie entschloß sich daher, mich auf die Universität zu begleiten und ein halbes Jahr bei mir zu bleiben. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie sehr mich die Aussicht auf dieses Zusammensein, das sich später ganz so wundervoll gestaltete, wie wir erwartet hatten, beglückte.

Vor meiner Abreise fuhren wir noch einmal nach Sallgallen, und ich nahm Abschied von dem mir so teuren Ort. Es gab einen schönen Spätsommerabend. Stolz, frei und aufrecht wölbte sich im Schein der Abendsonne inmitten des Gartens die Riesenkuppel des „Großen Baumes", und so hatten sie schon meine Urgroßväter gesehen, als sie sie zum ersten Male erblickten. Ich ging den sogenannten großen Gang, der zum „Großen Baum" führte, hinauf und bog dann links ein zur Lindenlaube. Alte Linden, deren Zweige oft beschnitten waren, bildeten hier in doppelter Mannshöhe ein Gewirr von Ästen, das unter grünem Laubdach zahlreiche bequeme Sitze bot. Wie oft hatte ich da oben gesessen, während im Park der Pfingstvogel rief, im nahen Birnbaum ein schwarzstirniger Würger seinen rauhen, krausen Gesang zum besten gab und aus dem Gesträuch die Lieder einer Grasmücke hervorrollten wie das Geplätscher eines Bächleins. Dann schritt ich an der langen Nußhecke entlang zur Gartenpforte, vor der wir als Kinder an Sonntagvormittagen erwartungsvoll zur Kirche fahrenden Hochzeitszügen entgegensahen. Warf doch die alte Frau, die im letzten Wagen oder Schlitten saß, nach Landessitte an jeder Wohnstätte, die sie passierte, den harrenden Kindern eigengebackene Kuchen zu. Auf der großen Wiese weidete heimkehrend die rote Viehherde, und die alte Bluke eilte ihr mit den Mägden im Gefolge entgegen, um die Kühe zu melken. Hier gab es keinen Baum, keinen Busch, keinen Fleck, an den sich nicht

eine Erinnerung knüpfte, wie sie sich schon an sie alle im Gedächtnis meiner Mutter und meiner Großmutter geknüpft hatten. Und alle diese Erinnerungen nahm ich mit mir als einen lieben Besitz für das ganze Leben.

Als ich aufhörte, sein Hausgenosse zu sein, glaubte mein Onkel Moritz die Schranken fallen lassen zu dürfen, die er bisher zwischen sich und mir errichtet hatte, und begegnete mir mit gewinnender Freundlichkeit. Von da ab hat sich dann unser Verhältnis immer herzlicher und inniger gestaltet; ich konnte endlich den edlen Kern, der unter einer so wunderlichen Außenseite verborgen lag, erkennen und würdigen und den einsamen Mann von ganzem Herzen lieb gewinnen.

Anfang September reisten meine Mutter und ich nach Berlin, wo ich Theologie studieren wollte.

Ziehe ich die Bilanz meiner ersten Jugendjahre, so sehe ich, daß ich zwar meinen Fleiß sehr verzettelt hatte, aber immerhin schließlich über ein verhältnismäßig nicht geringes, wenn auch nicht recht fundamentiertes Wissen verfügte. Von größerem Wert aber war, daß ich klar erkannt hatte, daß der Tag sein Recht verlangt, und daß es darauf ankommt, daß wir allezeit auch wollen, was wir sollen. Nächst Gottes gnädiger Fügung verdanke ich es dieser Erkenntnis, daß ich in der zweiten Hälfte meines Lebens ein sehr glücklicher Mann wurde.

Ich hatte ferner mit allen sozialen Kreisen im Lande Fühlung gehabt; ich hatte auf dem Lande gelebt, in einem kleinen Städtchen, in dem größeren Mitau. Ich wußte, wie es im Hause des Edelmannes und des Literaten, des Handwerkers und des Bauern herging. Auch hatten sich mir die Bilder einer großen Anzahl eigenartiger Menschen unvergeßlich eingeprägt. Und mein Herz war erfüllt von einer starken Liebe zu diesen Menschen und dem Lande, das sie bewohnten. Diese Liebe war nicht von der Art, die die Heimat und die Heimatgenossen in lauter goldenes Sonnenlicht getaucht sieht, sondern jene andere, die uns den Maßstab des Ideals in die Hand drückt und uns mit Zorn und Spott erfüllt, wenn Personen und

Verhältnisse, mit ihm gemessen, klein und unschön erscheinen. Aus ihr heraus entstanden später meine Erzählungen. Sie riefen bei denen, von denen sie handelten, und für die sie in erster Reihe bestimmt waren, vielfach mehr Unwillen als Freude hervor, aber das hat mich nicht irre gemacht. Ich gab, was ich geben konnte, und ich gab es so, wie ich es allein geben konnte.

Zunächst glaubte ich freilich, daß ich mich nie wieder als Dichter versuchen würde, und lächelte wehmütig, wenn ich an die Hoffnungen dachte, die mich einst erfüllt hatten.

# In Berlin

Am 23. September 1862 trafen meine Mutter und ich in Berlin ein. Schon die Reise hatte uns mit einer Freude erfüllt, die nur der aus der deutschen Diaspora Stammende ganz verstehen kann. Von Eydtkuhnen ab sprachen alle Menschen Deutsch, wirklich und wahrhaftig alle, jeder Schaffner nicht nur, sondern auch die Arbeiter und wer immer sich unter der Menschenmenge auf dem Bahnsteig befand. Und es waren ihrer viele; denn es gab noch keine Bahnsperre, und die halbe Bevölkerung der an der Ostbahn liegenden kleinen Städte pflegte sich, wenn der Abendschnellzug in Sicht war, auf dem Bahnhof einzufinden, um die Passagiere zu mustern und ein wenig zu lästern. Wir hatten ja gewußt, daß in Deutschland auch das Volk deutsch war, aber die Bestätigung dieser Tatsache durch die Erfahrung wirkte doch imponierend. So waren wir denn nun wirklich unter dem Volk, dem wir durch unsere Abstammung angehörten, und dessen geistigem Leben wir das unsrige in jeder Beziehung verdankten, aus dessen Büchern wir gelernt, dessen Lieder wir gesungen hatten, unter dem Volk Luthers und Kants, Goethes und Schillers.

Das Wetter war wunderschön; die von wildem Wein umrankten steinernen Stationsgebäude und die zu ihnen gehörenden kleinen Gärten wirkten überaus freundlich; überall gewahrten wir eine ungewohnte Ordnung und Sauberkeit.

Meine Mutter war 55 Jahre alt, hatte aber bisher außerhalb Kurlands nur Riga kennen gelernt und nahm nun die neuen Eindrücke ebenso freudig auf wie ich.

In Berlin, wo wir nach sechsunddreißigstündiger Fahrt eintrafen,

fanden wir bald ein paar freundliche Zimmer in einem Hause in der Jerusalemer Straße zwischen Schützenstraße und Dönhofsplatz, an dessen Stelle sich jetzt das Redaktionshaus des „Berliner Tageblattes" erhebt. Der Dönhofsplatz diente damals noch, ebenso wie der Schillerplatz, zu Marktzwecken und hatte keine Anlagen. An ihm lag in der Leipziger Straße das Abgeordnetenhaus und diesem gegenüber ein wasserspeiender Löwe, der später durch das Denkmal des Freiherrn von Stein ersetzt wurde.

Unseren Wirt sahen wir nur selten, denn er war Nachtwächter und schlief am Tage; seine sehr behäbige Frau, die Wäscherin war, erwies sich als sauber und gefällig. Sie war eine würdige Vertreterin der Berlinerinnen ihrer Klasse jener Zeit, rastlos fleißig, hinter jedem Verdienst her, sehr sparsam, aber auch von einem Selbstbewußtsein, das in seiner Naivetät überaus komisch wirkte. „Ik bin doch nu einmal eine fleißige Frau", oder „eine gescheite Frau", oder eine „gute Frau", hieß es immer wieder.

Es gab zu jener Zeit überhaupt noch ein ausgesprochenes Berlinertum, zumal soweit die unteren Klassen in Frage kamen. Der Berliner jener Tage war, wie unsere Wirtin, sehr fleißig und sparsam, hatte aber außer dem bereits erwähnten ungemessenen Selbstvertrauen auch noch andere unsympathische Charakterzüge, war hinterhaltig, neidisch, schadenfroh und oft auch sehr roh. Auch sein viel gerühmter Witz war nicht harmlos, sondern meist beißend und verletzend. In den höheren Ständen äußerte sich dieser Witz als „Kalauer", und wer sich auf diese „Kalauer" verlegt hatte, war gesellschaftlich meist auf die Dauer ganz unerträglich; denn er führte jede Unterhaltung schließlich nur noch, um Nägel zu finden, an die er seine Wortspiele hängen konnte.

Der Pöbel von Berlin war außerordentlich roh und wurde bei Aufläufen mit Recht sehr gefürchtet. Ich kam einmal dazu, wie er ein paar polnische Mönche, die nach der Revolution nach Berlin geflohen und durch ihre Tracht aufgefallen waren, ohne jeden Grund mißhandelte, und ich konnte sie nur dadurch retten, daß ich ihre Peiniger durch ein paar Witze, die mir glücklicherweise einfielen,

zum Lachen brachte. Eine zufällig vorüberfahrende Droschke rettete dann die Fremdlinge. Bei Gelegenheit der Bestattung Alexander von Humboldts sollte es zu den unwürdigsten Szenen gekommen sein. Von einem anderen Pöbelauflauf soll weiter unten die Rede sein.

Unter den gebildeten Berlinern bildete die noch sehr zusammenhaltende französische Kolonie die Aristokratie. Ihr anzugehören oder auch nur mit ihr durch Mutter oder Großmutter verwandt zu sein, wurde als Ehre empfunden. Man hielt in den Kreisen der Kolonie sehr auf gute Manieren und ein zurückhaltendes Wesen, kleidete sich auch sorgfältiger, als damals in Deutschland im allgemeinen üblich war. Es gab auch sonst noch Kreise von altberliner Familien; der Zuzug war aber doch schon so stark, daß, wenn in Gesellschaften dieser Punkt zur Sprache kam, die meisten Anwesenden sich als nicht in Berlin geboren erwiesen.

Die schon sehr zahlreichen Juden gingen noch in die übrige Bevölkerung restlos auf, und man begegnete ihnen in allen Kreisen.

Berlin hatte 650 000 Einwohner und wurde noch von einer Mauer umschlossen, deren Umfang die heutigen „Tore“ (Schlesisches Tor usw.) angeben. Im Westen lief sie im Zuge der Königgrätzer Straße, und an ihrer Außenseite verkehrten die Güterzüge, die hart am Brandenburger Tor vorüberfuhren. Von diesem aus ging der Verkehr nach Charlottenburg, das damals noch nicht 30 000 Einwohner hatte, auf der Charlottenburger Chaussee durch den Tiergarten. Die „Zelte“ im Norden von ihm bestanden schon lange und wurden viel besucht; ebenso gab es schon die Tiergartenstraße, in der im allgemeinen die Villen der reichen Leute lagen, die aber auch noch mehrere große Biergärten, „Josty“ und vor allem den „Hofjäger“, enthielt. Südlich von der Tiergartenstraße, am rechten Ufer des Landwehrkanals, lagen zwei vielbesuchte Gärten, „Moritzhof“, an der Stelle der heutigen Villa von der Heydt, und „Albrechtshof“, gegenüber dem Lützowplatz. Es war üblich, an schönen Sommernachmittagen in „Moritzhof“ den Kaffee zu nehmen und in „Albrechtshof“ abends Schliepermilch (dicke Milch) zu essen. „Albrechtshof“ umgab ein Glorienschein, weil hier die „Gelehrten“ des höchst

populären „Kladderadatsch“ am Donnerstag tagen sollten. In „Moritzhof“ wie in „Albrechtshof“ konnte man auch auf einem Teich „gondeln“, ein bei den Berlinern sehr beliebtes Vergnügen.

Der Zoologische Garten bestand schon seit lange, befand sich aber im Zustande des Verfalls. Es gab noch keine Konzerte in ihm; er wurde daher nur von Tierfreunden besucht, die sich an dem recht mangelhaft gehaltenen Tierbestande immerhin erfreuten. Ich habe ihn oft aufgesucht.

Die Straßenzüge zwischen Tiergartenstraße und Landwehrkanal waren bis zur eben in Angriff genommenen Hohenzollernstraße mehr oder weniger ausgebaut. Die Bellevuestraße beherbergte viele Professorenfamilien.

Die Potsdamer Straße nahm von der Brücke ab einen immer ländlicher werdenden Charakter an, und die sie anfangs einrahmenden Vergnügungsgärten machten bald kleinen Häuschen Platz, wie man sie als Relikte heute noch vereinzelt in den alten Teilen von Schöneberg und Wilmersdorf sieht. Diese Ortschaften waren noch richtige Bauerndörfer; doch gab es in Schöneberg den Gasthof „Zum schwarzen Adler“, der vom Berliner Volk viel besucht wurde.

Die heutige Lützowstraße war ein sandiger Weg, der sich zwischen großen Nutzgärten hinzog; doch standen, glaube ich, im Zuge der Landgrafenstraße schon ein paar Häuser.

In der inneren Stadt hatte die Leipziger Straße die Straße Unter den Linden noch nicht als Lädenstraße in den Hintergrund gedrängt. Diese war noch durchaus der Mittelpunkt des Berliner Verkehrs, der freilich noch ein recht bescheidener war. Es gab noch keine Pferdebahnen, wohl aber schon Omnibusse und Droschken. Die Droschken fuhren unbeschreiblich langsam, und es erregte große Heiterkeit, als die Berliner Polizei auf eine Anfrage der Wiener, welche Maßregeln sie gegen zu schnelles Fahren der Mietwagen getroffen habe, wahrheitsgemäß erwiderte, solcher Anordnungen bedürfe es in Berlin nicht.

Vor dem Brandenburger Tor hielten, zumal am Sonntag, Kremser, die, wenn sich genügend Fahrgäste eingefunden hatten,

schwerfällig gen Charlottenburg oder zum Zoologischen Garten rumpelten.

Für die feine Welt gab es in Charlottenburg beim „Knie" ein viel besuchtes Restaurant, in dem man gern Sonntags zu Mittag aß, und das man zu diesem Zweck in Mietwagen aufsuchte.

Die Straßenzüge im Norden der Linden, Mittel- und Dorotheenstraße bis zur Karlstraße, bildeten das Studentenviertel. Hier wohnten fast alle Mediziner; denn in dieser Gegend lagen die Kliniken. Die Häuser an diesen Straßen hatten gar nichts Großstädtisches, waren klein und unansehnlich und von oben bis unten von Studenten bewohnt.

Vor dem Oranienburger Tor lag das Fabrikviertel; die Gegend nördlich vom Haackschen Markt hieß das „Voigtland" und stand noch aus früherer Zeit in dem meinerzeit schon unbegründeten Ruf, ein Verbrecherviertel zu sein. Schlupfwinkel für das Gesindel war ein von der Neuen Friedrichstraße abgehendes Gäßchen, das „An der Königsmauer" hieß.

Im Osten gab es schon den Friedrichshain mit dem stimmungsvollen Begräbnisplatz der Märzgefallenen; der Park war aber sehr schlecht gehalten.

An der Oberspree wurde Stralau zur Zeit des Stralauer Fischzuges, der noch ein richtiges Volksfest war, viel besucht, an Sonntagen auch Treptow, von dem aus rüstige Fußgänger bis zum Eierhäuschen, einem überaus bescheidenen Wirtshaus, vordrangen.

Die Parallelstraßen zur Leipziger Straße im Süden trugen noch einen durchaus kleinstädtischen Charakter. In den nur zwei Stockwerke zeigenden Häusern waren nur wenige Läden; sie wurden meist von Privatpersonen und Handwerkern bewohnt.

Vor dem Halleschen Tor lag hart am Tempelhofer Felde die Bockbrauerei, in der zu Ostern ein sehr schweres Bier geschenkt wurde, was zur Folge hatte, daß sich da erstaunlich rohe Szenen abzuspielen pflegten. In der Bockzeit wimmelte die untere Friedrichstraße von Schwerbetrunkenen jeden Alters und Geschlechts, ein sonst in Berlin ungewöhnlicher Anblick.

Freundlichere Bilder bot die Hasenheide, in der in zahlreichen Wirtschaften Familien „Kaffee kochen" konnten und kochten. Hierhin pilgerte an warmen Sommernachmittagen die Hausfrau mit Kind und Kegel und etwa eingeladenen jungen Freunden. Kaffee, Kuchen und Zucker brachte sie mit; heißes Wasser und Sahne lieferte die Wirtschaft. Die Musik bezahlten am Abend, wenn getanzt wurde, die jungen Herren. Hier ging es auch Sonntags durchaus anständig her.

In den Kreisen, von denen hier die Rede ist, war übrigens eine naive Unsittlichkeit sehr verbreitet. Die Eltern hatten gar nichts dagegen, wenn ihre Töchter von ihren „Herren" abgeholt wurden, auch wenn diese Herren Studenten oder Leutnants waren, ein schließlicher Ehebund also von vornherein ausgeschlossen war.

Dieses Berlin durchstreiften meine Mutter und ich in den schönen Septembertagen des Jahres 1863 zunächst nach Herzenslust. Meiner Mutter entging nichts Interessantes, — ganz gewiß nichts Heiteres, und sie hatte ihre helle Freude an all dem Neuen, daß ihr die große Stadt bot. Wir besuchten auch pflichtgemäß das Alte und das Neue Museum, wußten aber mit den in ihnen enthaltenen Schätzen nicht viel anzufangen, denn die bildenden Künste waren uns nie näher getreten, und gerade ihre Klassiker bieten doch nur dem wirklichen Genuß, der nach einer gewissen Vorbereitung an sie herantritt. Die Kaulbachschen großen Bilder im Museum aber, die Hunnenschlacht, die Zerstörung Jerusalems usw. wurden so allgemein als höchste Offenbarungen der Kunst gerühmt, daß wir sie doch mit der vollen Bewunderung der Laien höchlichst genossen. Unserem Verständnis zugänglicher aber war die Wagnersche Gallerie, die heute einen Bestandteil der Nationalgallerie bildet, damals aber noch in einem Flügel der Akademie untergebracht war. Dem Humor Hasenclevers und der freundlichen Lebensauffassung Vautiers war auch unsere Einsicht gewachsen, und sie langte auch noch für den Reiz Lessingscher Landschaften.

Nachdem ich immatrikuliert worden war, mußten unsere gemeinsamen Wanderungen eingeschränkt werden; wir gingen aber doch abends recht oft ins Theater und machten Sonntags Ausflüge in die

Umgebung. Ein Theaterabend steht mir noch besonders lebhaft in Erinnerung. Wir waren im Viktoriatheater, dem damals größten Theater Berlins, und hörten den Troubadour, in dem die Trebelli sang. Das Haus war ausverkauft, und wir saßen mitten im Parkett. Plötzlich wurde an verschiedenen Stellen „Feuer! Feuer!" gerufen. Alle Welt sprang auf, und es drohte eine Katastrophe, die furchtbar werden mußte. Aber da bewährte sich die preußische Disziplin. „Herren vor die Bänke! Niemanden herauslassen!" rief irgendwo eine Stentorstimme, und sofort wurde diesem Gebot Folge geleistet. Gleich darauf trat jemand vor die Bühne und versicherte, es sei keinerlei Gefahr. Es habe sich allerdings durch eine geplatzte Röhre eine Wand der königlichen Loge entzündet, aber die Feuerwehr sei dabei, das Feuer zu löschen. Es wurde auch weiter gesungen, und da die Prinzessin Friedrich Karl in ihrer Loge blieb, mußte jede Besorgnis schwinden. Immerhin blickten nicht nur wir Zuschauer, sondern auch die Sänger auf der Bühne gespannt auf die Rauchwölkchen, die von der Brandstätte aufstiegen, was schließlich sehr komisch wirkte.

Größere Ausflüge führten damals meist nicht an die Oberspree oder in den Grunewald, sondern nach Tegel oder Haselhorst. Suchte man doch den Grunewald auf, so wandte man sich nicht dem Jagdschloß zu, sondern fuhr nach Pichelsdorf und Pichelswerder, wo es ländliche Wirtschaften gab.

Wir waren an mehrere Familien empfohlen, wurden von ihnen sehr freundlich aufgenommen und verbrachten in ihrem Kreise schöne Stunden.

Sehr schmerzlich mußte es uns aber berühren, wenn wir immer wieder Ausdrücke der Verwunderung vernehmen mußten, daß wir doch so gutes Deutsch sprächen. Man hatte in der Tat so sehr jede Fühlung mit der ältesten deutschen Kolonie verloren, daß man von ihr so gut wie gar nichts wußte. Es war, als ob Kurland nicht unmittelbar an Preußen grenzte, sondern weit hinter Sibirien in Zentralasien läge. Und das blieb noch viele Jahre so oder doch ähnlich.

So hübsch es aber auch bei den Freunden war, am schönsten war es doch bei uns zu Hause. Ich hatte gleich in den ersten Tagen einen jungen Theologen Krug kennen gelernt, der, ehe er nach Berlin kam, in Jena Germane gewesen war. Durch ihn lernte ich noch mehrere Mitglieder dieser Burschenschaft kennen, von denen ich einen, Sch., zugleich mit Krug meiner Mutter zuführte. Sch. der jetzt seit vielen Jahren in sehr angesehener Stellung in Petersburg lebt, war von großer allgemeiner Bildung, sehr unterhaltend und voll von Interessen jeder Art. Krug — er starb als Superintendent in Gerstungen —, ein allezeit munterer und vergnügter Thüringer, ein guter Vertreter seines so überaus liebenswürdigen Volksstammes. Beide kamen oft und gern abends zu uns, und wir debattierten dann bis spät in die Nacht hinein.

Bald nachdem ich die beiden kennen gelernt hatte, trat mir auch ein Landsmann und Schulkamerad näher, der mir einer der liebsten Freunde werden sollte, die mir das Leben bot, Johannes Aeckerle. Er war der Sohn eines aus Schwaben nach Kurland eingewanderten Herren, eines sehr wackeren Mannes, der in der Heimat einer pietistischen Sekte angehört und mit ihr noch eine gewisse Fühlung behalten hatte.

Er selbst war auf dem Gymnasium einer der besten Schüler und lebte nur für die Schule, ohne mit den Kameraden irgend gesellschaftliche Fühlung zu suchen oder zu finden. Obgleich wir uns gar nicht näher kannten, war er mir immer unsympathisch und ich ihm, wie er mir später anvertraute, in hohem Grade verhaßt gewesen. Nun entdeckte ich mit Staunen, daß er keineswegs nur büffeln konnte, sondern über eine Fülle von guter Laune verfügte und sogar höchst ausgelassen lustig sein konnte; er aber überzeugte sich, daß ich nicht ganz so anmaßend war, wie er bisher angenommen hatte. Meine Mutter und ich gewannen ihn bald lieb, und er schenkte auch uns seine Zuneigung.

Er war damals ein sehr hübscher Mensch mit edlen Gesichtszügen, sehr schönen braunen Augen und einem für sein Alter ungewöhnlich stattlichen braunen Bart. Er war nicht groß, und sein

Oberkörper im Verhältnis zur unteren Körperhälfte zu lang, die ganze Gestalt aber war sonst wohlgebaut. Aeckerle hatte einen scharfen Verstand und ein sehr gütiges Herz; er war aber eine etwas passive Natur. Auch lag bei allem Frohsinn, der ihn in Berlin belebte, ein hypochondrischer Zug in seinem Charakter, der ihm später das Leben sehr erschwerte, in den Berliner Jahren sich aber nur für mich gelegentlich bemerkbar machte. Er war sehr musikalisch, hatte ein vorzügliches Gedächtnis für Melodien und eine schöne Baßstimme.

Waren meine Mutter und ich allein, so arbeitete ich, während sie neben mir las oder strickte, oder wir besprachen, was mich eben geistig beschäftigte. Dabei handelte es sich nicht nur um meine Wissenschaft, sondern auch um die Politik; denn wir waren aus unserem kurländischen Stilleben in eine politisch sehr bewegte Zeit geraten, und es wurde uns nicht leicht, uns in ihr auch nur einigermaßen zurechtzufinden.

An dem Tage, an dem wir in Berlin eintrafen, war Otto von Bismarck Minister geworden, und alle Welt rüstete sich, dem argen Junker Widerstand bis zum äußersten zu leisten. Wie sehr sich der bekannte Verfassungskonflikt schon zugespitzt hatte, bewies uns ein kleines Erlebnis. Eines Tages promenierten wir Unter den Linden in der Richtung zum Brandenburger Tor hin. Es fiel uns auf, daß die Leute, die vor uns gingen, plötzlich alle rechts abbogen, und sich dem Mittelsteg zuwandten. Auch bemerkten wir, daß ein hochgewachsener, sehr stattlicher General, der uns entgegenkam, die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und jedermann sich nach ihm umsah. Als ich dann einen Herrn fragte, wer dieser General sei, erhielt ich die Auskunft, es sei der König. Man war ihm aber ausgewichen, weil man ihn nicht grüßen wollte.

König Wilhelm wurde damals schon zum zweiten Male in seinem so wunderbar wechselreichen Leben vom Volk völlig verkannt. Der feine, vornehme Fürst galt für den Typus eines Unteroffiziers, der nur Sinn für den Gamaschendienst hat, und man versah sich von ihm, dem doch so ungewöhnlich Gewissenhaften, jederzeit eines

Bruches der Verfassung. Auch die Königin Augusta war höchst unbeliebt. Man erzählte sich und glaubte allgemein, daß sie nur französische Kammerfrauen habe, weil deutsche sich nicht von ihr mißhandeln ließen. Der Kronprinz galt für liberal und wohlwollend, aber sehr unbedeutend; die Kronprinzessin war in den Kreisen des gebildeten Bürgertums beliebt, das Volk aber verhielt sich ihr gegenüber ablehnend, ohne daß ein Grund dafür zutage trat. Das hohe Paar ging damals viel allein spazieren, und ich bin ihm oft begegnet. Prinz Friedrich Karl galt für ein Feldherrngenie, aber für persönlich roh; die übrigen Prinzen, Prinz Karl und Prinz Albrecht, waren sehr unbeliebt.

So urteilte man nicht nur im Volke, sondern auch in den gebildeten Kreisen, in denen wir verkehrten. In weiten Schichten des Volkes war das reiche Erbe an Liebe, das Friedrich Wilhelm III. seinen Kindern hinterlassen hatte, unter der unglücklichen Regierung seines ältesten Sohnes bis auf einen geringen Rest verbraucht. Man war in ihnen überhaupt politisch sehr radikal gestimmt. Die Erbitterung über die Reaktionsperiode in den ersten fünfziger Jahren trat noch bei jeder Gelegenheit jäh zutage, und man sprach gern vom Jahre 1848 und den Demütigungen, die es dem Herrscherhause gebracht hatte.

Es gab natürlich auch in Berlin Kreise, die besser unterrichtet waren und sich loyal erhalten hatten; wir lernten sie aber nicht kennen und verfolgten naturgemäß vom liberalen Standpunkt aus mit brennendem Interesse die Landtagsverhandlungen.

Als ich am 30. September immatrikuliert wurde, war Geheimer Oberkirchenrat Niedner Dekan der theologischen Fakultät, und ich mußte mich behufs Erledigung einer Formaltät zu ihm in seine in der Dorotheenstraße belegenen Wohnung begeben. Nachdem ich geklingelt hatte, öffnete mir eine höchst merkwürdige Gestalt die Tür. Vor mir stand ein kleiner, schmächtiger Mann in einem verschossenen paletotartigen, grünen Rock mit Seitentaschen, ohne Weste, so daß man ein nicht ganz zugeknöpftes Nachthemd sah. Die Füße steckten in Pantoffeln. Der Mann hatte ein schmales, stark gerötetes Gesicht,

über dem kurzgeschnittenes, graues Haar borstig nach oben strebte. Die Augen waren klein, die Nase war stark gebogen.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Alte mit einer seltsam zischenden Stimme.

Ich wunderte mich, daß der Herr Professor einen so kuriosen Hausgenossen seine Tür öffnen ließ und antwortete, ich wäre Student und wünschte den Herrn Oberkirchenrat zu sprechen.

„Ich bin der Professor Niedner“, sagte der alte Mann und lud mich ein, ihm in sein Zimmer zu folgen. Als er dort aus meinen Papieren ersah, daß ich Kurländer war, wurde er sehr freundlich und sagte mir, er habe eine Vorliebe für meine Landsleute. Ich habe auch später von dem vortrefflichen Mann viel Liebes und Gutes erfahren und bin ihm dafür sehr dankbar. Aber ein wunderlicher Kauz war er. Da er auch Examinator war, so war sein Kolleg immer brechend voll. Da er aber höchst undeutlich und überdies in einem wunderlichen Stil sprach, in dem es fast nur Hauptwörter und Infinitive gab, so konnte man ihn nur verstehen, wenn man ganz in seiner Nähe saß. Er suchte uns zwar dadurch zu Hilfe zu kommen, daß er uns einen sehr ausführlichen gedruckten Leitfaden mit Quellennachweis in die Hand gab, aber dieser Leitfaden mußte, so gute Dienste er auch leistete, denn doch durch den mündlichen Vortrag ergänzt werden.

Da Niedner über die umfassendsten Kenntnisse verfügte und Kirchen- und Dogmengeschichte mir infolge meiner auf das Historische gerichteten Anlage bald die weitaus interessantesten theologischen Fächer wurden, so lag mir alles daran, meinen Lehrer auch wirklich hören zu können. Man erhielt bei der Anmeldung, die persönlich beim Professor erfolgte, von diesem einen bestimmten Platz, und wer bei Niedner einen guten haben wollte, mußte sich früh einstellen. Nun hatte mir ein älterer Schüler von ihm verraten, daß Niedner immer die ersten zwanzig und auch sonst noch einzelne gute Plätze nicht der Reihe nach vergab, sondern für seine Lieblinge aufbewahrte. Als ich mich bei ihm meldete, sagte ich daher lächelnd, ich wäre sehr schwerhörig und müsse um einen guten Platz bitten. Der Alte

blinzelte mich lustig an, gab mir einen leidlichen Platz und nannte mich seitdem immer nur den tauben Kurländer.

Ich war im Herbst 1864 während der Ferien in meiner Heimat gewesen und kehrte erst verhältnismäßig spät nach Berlin zurück. Als ich mich bei Niedner anmeldete, gab er mir Platz 80. Darauf entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

„Den Platz kann ich wirklich nicht annehmen, Herr Geheimrat. Ich höre da keinen Ton."

„Ich habe keinen andern mehr frei. Warum sind Sie denn erst so spät gekommen?"

„Ich wurde leider durch Familienereignisse zurückgehalten. Sie werden mich doch nicht dazu verurteilen, Ihrem Vortrag nicht folgen zu können!"

Niedner blätterte in seinem Büchlein und sagte dann: „Ich finde hier eben, daß ich noch Platz 40 frei habe."

„Ich kann da nichts hören," erwiderte ich. „Sie wissen doch, daß ich harthörig bin."

„Na ja, Sie sind der taube Kurländer. Aber ich habe keinen anderen Platz mehr frei. Was soll ich denn da tun?"

„Sie sollen mir einen anderen Platz geben."

Niedner (nach längerem Blättern im Büchlein mit rauher Stimme): „Ich gebe Ihnen 20."

Ich: „Tut mit leid, der Platz ist mir immer noch zu weit."

Niedner (zornig aufspringend): „Ich habe keinen andern zu vergeben. Wenn Sie diesen nicht haben wollen, dann bleiben Sie fort. Adieu."

Damit ging der Alte ins Nebenzimmer und zog die Tür hinter sich zu. Da ich sah, daß er Scherz trieb, blieb ich ruhig sitzen. Nach einiger Zeit kam er denn auch wirklich wieder zu mir: „Sind Sie noch hier?"

„Jawohl."

Niedner (ganz leise): „Können Sie denn gar nichts hören?"

Ich (ebenso): „Ich bin stocktaub."

Niedner: „Na, dann nehmen Sie Platz 7. Die ersten sechs will ich mir aber doch für die wirklich Tauben aufbewahren."

Der alte Herr war bei solchen Gelegenheiten von entzückender Schalkhaftigkeit. Einmal begegneten mein Freund H. und ich ihm im Tiergarten. Niedner steckte in einem unglaublichen Anzuge und sah aus wie der armseligste Händler mit alten Kleidern. Da wir beide zu seinen Lieblingen gehörten, forderte er uns auf, uns ihm anzuschließen. Nach einiger Zeit blieb er stehen und fragte uns, ob er wohl den Rock, den er auf dem Leibe hatte, noch länger tragen könne. Wir verneinten einstimmig. Der alte Herr besah sich die fast durchgescheuerten Ellbogen aufmerksam, sagte dann aber: „Ach was, es geht noch. Ein neuer Rock kostet 15 Taler, und das viele Geld können meine armen Studenten besser brauchen."

Und denen ist es auch zustatten gekommen. Der alte Herr gab, was er hatte, armen Schülern.

Ich hörte bei ihm mit großem Nutzen Kirchen- und Dogmengeschichte, denn er verfügte über ein bewunderungswürdiges Wissen, und ich erfreute mich jederzeit seines Rates und seiner Hilfe.

Daß er dem täglichen Leben so weltfern gegenüberstand, fiel damals nicht auf. Professoren von dieser Art kamen auf allen deutschen Hochschulen noch häufig vor. Von Niedners Vorgänger, dem berühmten Neander, waren noch zahlreiche Anekdoten im Umlauf. So ging er eines Tages in Begleitung eines Professors nach Hause, und dieser bemerkte, daß Neander immer mit einem Fuß in der Gosse ging. Als sie sich vor Neanders Tür trennten, fragte dieser: „Hinke ich nicht heute, lieber Kollege?"

Neander war nie dazu zu bewegen, neue Kleider anzuziehen, und seine Schwester Hannchen, die für ihn sorgte, konnte sich nur dadurch helfen, daß sie bei Nacht die alten durch neue ersetzte. Der Gelehrte bemerkte dann den Tausch nicht. Einmal hatte sie wieder ein paar alte Beinkleider durch neue ersetzt und war dann abgerufen worden. Als sie zurückkehrte, war der Bruder schon fort, die neuen Beinkleider aber lagen auf dem Stuhl, während die alten in ihrem Versteck gefunden wurden. Kein Zweifel, der Gelehrte war in Unter-

12*

kleidern auf die Universität gegangen! Das entsetzte Hannchen ergriff die neuen Hosen, eilte in die Universität und wartete zitternd auf den Schluß der Vorlesung. Es erwies sich aber, daß der alte Herr diesmal den Braten gerochen und irgendwo ein Paar alte Beinkleider erwischt hatte.

Der berühmteste unter den Professoren der theologischen Fakultät war Hengstenberg. Er sah aus wie ein englischer Landlord. Grauweiße Bartkoteletten faßten ein Gesicht von gesunder frischer Röte ein. Die blauen Augen, die durch eine in Gold gefaßte Brille blickten, hatten keineswegs den strengen Ausdruck, den man bei dem rücksichtslosen Vertreter einer „Orthodoxie" erwarten mußte, sondern wirkten gutmütig. Die bartlose Oberlippe, die dicker war als die Unterlippe, sprang etwas vor, die Gestalt war mittelgroß, untersetzt. Ich hörte ihn durch mehrere Semester mit lebhaftem Interesse über Bücher des Alten Testamentes lesen. Sein Vortrag hatte eine sehr belustigende Eigentümlichkeit: wenn er nämlich den Namen eines liberalen Theologen nannte, um dessen Ansicht zu widerlegen, so erhob er sich von seinem Platze, und zwar, je nach der Größe seiner Abneigung, mehr oder weniger. Bei Schenkel oder David Strauß richtete er sich zu seiner vollen Höhe auf. In seiner Exegese scheute er vor keiner Ungeheuerlichkeit zurück, nahm es aber auch nicht übel, wenn bei solchem Anlaß ein kaum verhaltenes Gelächter durch die Reihen seiner Zuhörer ging. Er war gegen die Studenten überhaupt immer sehr gütig und stellte ihnen auch seine große Privatbibliothek zur Verfügung. Ich habe von dieser Erlaubnis auch ein paarmal Gebrauch gemacht. Er ging, während ich auf das betreffende Buch wartete, meist mit einem Studenten im Zimmer auf und ab und hielt ihn, während er mit leiser Stimme zu ihm redete, an einem Rockknopf fest. Ich bin ihm nicht nähergetreten, hatte aber immer den Eindruck, daß er persönlich ein gutmütiger Mann war, den nur der „Eifer um das Gesetz" hart und fehdelustig machte.

Sein Widerpart und zugleich der einzige liberale Theologe war Vatke, bei dem ich die Einleitung in das Alte Testament hörte. Er soll ein vortrefflicher Mensch gewesen sein, konnte aber als Lehrer

nicht fesseln und hatte auch kaum ein Dutzend Zuhörer. Er hatte eine steife, ablehnende Haltung, als ob er immer im Verteidigungszustand war, und einen überaus trockenen, langweiligen Vortrag. Er gehörte aber zu den wenig zahlreichen Professoren, die sich von der widerwärtigen Unsitte, zu ihren Schülern mit Nichtachtung von anders denkenden oder auch nur urteilenden Kollegen zu sprechen, vollständig freihielten.

Einleitung in das Neue Testament und Dogmatik las Twesten, ein liebenswürdiger Herr, dessen beste Zeit aber wohl schon dreißig Jahre zurückliegen mochte. Die meisten Lehrstühle waren damals überhaupt mit sehr alten Herren besetzt, und wenn diese nach Schluß der Vorlesungen die Korridore betraten, wurde man an den römischen Senat in den Tagen des Brennus erinnert. Viele dieser Greise waren die Träger weltberühmter Namen, aber die Jahre, in denen sie ihre Namen weltberühmt gemacht hatten, lagen weit hinter ihnen. Twesten war ein milder, abgeklärter Mann, dem alle theologische Streitsucht fernlag, und der sich dogmatisch auf einer mittleren Linie bewegte.

Das Neue Testament behandelte auch Steinmeyer, bei dem ich mehrere Semester hindurch ein Evangelium resp. den Galaterbrief hörte. Hier wurde ein schlecht geschriebener Kommentar sehr schlecht vorgetragen, und man hatte erst etwas von ihm, wenn man ihn zu Hause sorgfältig durchstudierte.

Unter den Philosophen war Trendelenburg der weitaus angesehenste. Die größten Auditorien konnten die Zahl seiner Schüler kaum fassen, obgleich ich vermute, daß die meisten von ihnen seinen Vortrag ebenso langweilig fanden wie ich. Der wohlaussehende Mann hatte eine lange, gerade Nase, deren Spitze sich die Brille langsam, aber sicher immer mehr näherte, und seine Redeweise war sehr eintönig. So berichtete er von Heraklit dem Dunkeln bis zu dem noch viel dunkleren Hegel. Wenn ich mir vergegenwärtige, daß ich mehrere Semester lang in keiner seiner Vorlesungen (Logik, Geschichte der Philosophie) fehlte, so bewundere ich mich nachträglich aufrichtig.

Viel mehr interessierte mich Professor Gruppe, bei dem ich Einleitung in die Philosophie und Geschichte der griechischen Philosophie hörte.

Die mich am meisten anziehenden Kollegien waren die von Ranke und Droysen. Ranke war ja schon ein Greis und machte körperlich einen sehr gebrechlichen Eindruck, ihm zuzuhören war aber doch ein großer Genuß. Seine Werke rühmen heute alle Gebildeten; sehr viele besitzen sie; nur sehr wenige lesen sie. Und auf die meisten dieser wenigen wirken sie keineswegs sehr anziehend, weil die absolute Objektivität der Darstellung einen erkältenden Einfluß auf den Leser ausübt. Dieser nun fiel im persönlichen Vortrag, der eine starke Anteilnahme am Geschehenen ausdrückte, weg. Rankes äußere Erscheinung ist allbekannt, aber der Zauber der herrlichen Augen sei noch ausdrücklich betont.

Auch Droysen hörte man mit vielem Vergnügen und ließ sich durch die seltsamen Grimassen nicht stören, zu denen sich sein Gesicht während des Vortrags verzog.

Ein geborener Redner, fast der einzige an der Universität, war der Ästhetiker Werder.

Mit vielem Vergnügen erinnere ich mich der Wandelvorträge, die Professor Brugsch vor den Denkmälern des ägyptischen Museums über sie hielt. Kieperts interessante Kollegien über die alte Geographie wurden leider durch ein Räuspern des Vortragenden, das fast nach jedem Wort erfolgte, entstellt.

Wir mußten damals nach Schluß des Semesters zu den einzelnen Professoren gehen und uns von ihnen auf dem Anmeldebogen bezeugen lassen, daß wir ihre Vorlesungen auch besucht hatten. Meist war das ja nur eine Form, aber einige Professoren kannten wirklich die Gesichter ihrer Zuhörer, auch wenn ihrer immer Hunderte waren. So auch mein lieber alter Niedner. Meist testierte er: „mit vorzüglicher Anteilnahme". Einem Studenten aber, der das ganze Semester über nicht im Kolleg gewesen war, gab er das Zeugnis: „mit erstaunlicher Ausdauer" und hing dem Schluß-r noch einen nach unten

gehenden Schnörkel an. Als der Student ihn darauf befremdet ansah, meinte der Alte: „Sehen Sie nur, da steht es ja: ‚geschwänzt‘.“

Es gab damals einen uralten sehr berühmten Philologen, der sich nicht entschließen konnte, seine Vorlesungen einzustellen, obgleich sie schon ganz greisenhaft waren, bei dem aber Philologie studierende Füchse auf seinen Namen hin immer noch belegten. Ein Freund eines Landsmannes von mir hatte das auch getan, war nie hingegangen und schickte am Schluß des Semesters, da er schon früher nach Hause gereist war, seinen Anmeldebogen an den Freund mit der Bitte, ihn testieren zu lassen. Dieser hielt es für praktisch, sich bei unserem Professor für den Inhaber des Bogens auszugeben, worauf sich folgende Wechselrede entspann:

Der Greis: „Sind Sie selbst der Herr Soundso?“

Mein Landsmann: „Jawohl, Herr Professor.“

Der Greis: „Haben Sie mein Kolleg fleißig besucht?“

Mein Landsmann: „Jawohl, Herr Professor. Ganz regelmäßig.“

Der Greis (mit zornbebender Stimme): „Sie sind ja ein ganz infamer Lügner. Das Kolleg ist ja aus Mangel an Schülern gar nicht zustande gekommen. Wie heißen Sie denn?“

Mein Landsmann zog es vor, diese Frage unbeantwortet zu lassen und sich schleunigst zu entfernen.

Ich schrieb alle Vorlesungen, die ich hörte, gewissenhaft nach und studierte sie dann fleißig zu Hause. Als Privatarbeit betrieb ich in der ganzen Berliner Zeit noch das Studium der Salischen Kaiserzeit, insbesondere der Regierung Kaiser Heinrichs IV. und seines großen Gegners Gregor VII. Die Stunden, die ich ihm widmen konnte, waren mir doch die weitaus interessantesten, denn eine rechte Teilnahme konnte ich, beim ehrlichsten Bemühen, der Theologie nicht abgewinnen. Nur Kirchen- und Dogmengeschichte fesselten mich wirklich, alle anderen Fächer zogen mich wenig an. Trotzdem kam mir noch gar nicht der Gedanke, ich könnte auch mein Studium wechseln und mich auf einen anderen Beruf vorbereiten. So sehr war ich in der Vorstellung aufgewachsen, ich müsse einmal werden, was so viele meiner Vorfahren von beiden Eltern her waren, ein Geistlicher.

Es erschien uns allen auch selbstverständlich, daß ich, wenn ich ausstudiert hatte, zunächst bei meinem Onkel Moritz Adjunkt und später einmal sein Nachfolger würde.

Aber wie weit habe ich mich von unserer Wohnung in der Jerusalemer Straße entfernt!

Der nahende Winter ließ unser Heim nur noch traulicher erscheinen, und da ich ja täglich eine Fülle von Anregungen von der Universität nach Hause brachte, fehlte es uns nicht an Unterhaltungsstoff.

Vor Weihnachten entstand auf dem Schloßplatz der Weihnachtsmarkt. Unmittelbar vor dem königlichen Schloß wurden eine Anzahl hölzerner Buden aufgeschlagen, in denen allerlei geringes Spielzeug verkauft wurde; in den von ihnen gebildeten Gassen aber verübten Kinder mit Schnarren und Waldteufeln — einer an einer Schnur befestigten, auf der unteren Seite offenen kleinen Trommel, die mittels einer Schnur im Kreise geschwungen wurde —, sie boten diese Gerätschaften zugleich feil, einen Heidenlärm. Am Abend fanden sich hier Berliner aller Stände zusammen und erfreuten sich an dem harmlosen Treiben. Für das feinere Publikum wurden bei Kroll Weihnachtsausstellungen veranstaltet, die viel besucht wurden.

In den alten Berliner Familien, zumal denen der unteren Volksklassen, hatte man damals statt des Weihnachtsbaumes noch vielfach die Weihnachtspyramide, ein wie eine Pyramide aussehendes Holzgestell, an dem die Lichter befestigt waren.

Wir verbrachten den deutschen Weihnachtsabend in einer befreundeten Familie und hatten zu unserem die bei uns verkehrenden Studenten eingeladen.

Ende Januar 1863 fand unser Zusammenleben ein jähes, unerwartetes Ende. In Warschau kam der Aufstand der Polen, der schon seit mehreren Jahren drohte, zum Ausbruch und verbreitete sich schnell auch über Litauen, in dem der Mann meiner ältesten Schwester, Julius von Denffer, unweit der kurländischen Grenze ein Gut besaß. Da nun meine Schwester in gesegneten Umständen war, glaubte meine Mutter zu ihr eilen zu müssen, und ich mußte sie, so

schwer es mir auch wurde, allein durch das im Aufstand befindliche Land reisen lassen.

Ich verlebte schwere Tage, bis ich erfuhr, daß sie glücklich bei meinen Geschwistern eingetroffen war. Sie hatte mit der Schokolade und dem Wein, die ich ihr für alle Fälle aufgedrängt hatte, unterwegs die halbverhungerte Familie eines russischen Majors, die vor den Polen floh, gespeist und durch munteren Zuspruch auch einigermaßen aufgerichtet und war dann so schnell wie möglich zu meiner Schwester geeilt, wo sie Tochter und Schwiegersohn natürlich von größtem Wert war. Von polnischen Gutsbesitzern geführte kleine und größere Banden zogen von Gut zu Gut, requirierten Waffen und Pferde und wollten für kürzere oder längere Zeit erhalten sein. Obgleich sie den deutschen Gutsbesitzern sonst nicht weiter feindlich begegneten, schädigten sie sie doch nicht nur wirtschaftlich in hohem Grade, sondern verwickelten sie noch in schwierige Auseinandersetzungen mit der Regierung, die sie zwar nicht schützen konnte, sie aber doch für die von den Banden erzwungene Verproviantierung mehr oder weniger verantwortlich machte. Infolgedessen mußte mein Schwager oft in die Kreisstadt, und die Frauen blieben unterdessen schutzlos auf dem Gut zurück.

So ritt auch, als meine Schwester noch im Wochenbett lag, eines Tages, während mein Schwager abwesend war, eine 60 Mann starke Bande auf den Hof. Das Gesinde verkroch sich in alle Winkel, meine Mutter aber trat in ihrer tapferen Weise furchtlos auf den Hof, teilte dem Führer in französischer Sprache die Sachlage mit und bat ihn, den Hof zu verlassen. Der ritterliche junge Pole, der übrigens, wie sich nachher herausstellte, ein Schulkamerad von mir war, grüßte höflich und ritt auch wirklich, damit die Wöchnerin nicht erschreckt würde, mit seinen Leuten vom Hof.

Ich zog nach der Abreise meiner Mutter mit Aeckerle zusammen, und wir blieben, bis wir Berlin verließen, Stubengenossen, obgleich wir eine sehr verschiedene Lebensweise führten. Er hatte auf dem Gymnasium ganz für die Schule gelebt und von den Freuden des Lebens kaum etwas gewußt. Nun verlangte seine Jugend nach ihrem

Recht. Ohne daß er irgend ausschweifend wurde, trieb es ihn doch immer wieder, heitere Geselligkeit aufzusuchen und in ihr die Nacht zum Tage zu machen. Darüber schlug er sich denn alle Sorge um die Zukunft aus dem Sinn und lebte nur für eine frohe Gegenwart. Ich dagegen war mit dem festen Entschluß zur Universität gegangen, nicht weiter nur an den Geistesschätzen zu naschen, sondern mit konzentrierter Kraft das von mir erwählte Studium zu absolvieren. Ich hatte es mir zum Grundsatz gemacht, unter allen Umständen um 5 Uhr morgens aufzustehen, und ich habe an ihm meine ganze Universitätszeit über festgehalten. Da kam es denn oft genug vor, daß ich schon ein paar Stunden bei der Arbeit gesessen hatte, wenn „der Kleine", so nannten wir Aeckerle, höchst vergnügt nach Hause kam. Er trug meist ein dunkelblaues Käppi und führte immer einen Stock von ganz ungeheuerlichem Umfang mit sich. So sah er höchst unternehmend aus. Von seinem nächtlichen Treiben wußte er dann in der launigsten Weise zu erzählen, wie er denn eine besondere Gabe hatte, drollige Käuze aufzufinden und zum Reden zu bringen.

Wir wohnten erst in der Spandauer Straße bei einem Schutzmann, mußten die Wohnung aber bald aufgeben, weil der Mann Frau und Kinder in unerträglicher Weise mißhandelte. Ganz dasselbe wiederholte sich später bei einem anderen Schutzmann, bei dem wir in der Artilleriestraße Quartier nahmen. Dazwischen wohnten wir in einer Hofwohnung Unter den Linden bei einem Schuhmacher, von dem noch die Rede sein wird.

Einige Landsleute von uns gehörten einem Korps, andere einer Burschenschaft an, und wir wurden aufgefordert, ihre Kneipe zu besuchen und uns ihnen eventuell anzuschließen. Ersteres taten wir, zu letzterem fühlten wir uns nicht veranlaßt. Die Gebundenheit, die das Leben der farbentragenden Studenten mit sich bringt, widerstand mir in hohem Grade, und ich fürchtete auch, als Mitglied einer gegeschlossenen Verbindung zu sehr von meinen Studien abgezogen zu werden. Immerhin erschien uns ein gewisser Anschluß wünschenswert und wir fanden ihn im Akademischen Turnverein. Dieser bot seinen Mitgliedern auch gesellige Freuden; doch war niemand gezwungen,

sich an ihnen zu beteiligen. Wir haben diesem Verein die ganze Berliner Zeit über angehört und uns in ihm sehr wohl befunden.

Der beliebteste Kamerad war der Theologe Hermann, das Urbild eines deutschen Jünglings im besten Sinne des Wortes. Reiches, lockiges Haar umwallte ein edles Antlitz, aus großen Augen sprach ein offener, grundehrlicher Charakter. Hermann war lauter und rein wie ein junges Mädchen, trotzdem aber alles andere als ein Duckmäuser. Ein vorzüglicher Turner, stand er seinen Mann auf dem Fechtboden und auf der Kneipe und beherrschte die parlamentarischen Formen vollständig. Sobald die Berliner Studentenschaft als solche auftrat, verstand es sich von selbst, daß Hermann sie führte.

Wir erwarteten alle, er würde später ein parlamentarischer Führer werden; er hat es aber vorgezogen, im Privatleben zu bleiben, und hat in einem befriedigenden Beruf und einem schönen Familienleben ein reiches Glück gefunden.

Zu großen Erwartungen berechtigte auch ein anderer unserer Freunde, Willi Böhm, der leider als Historiker seinen zu eifrig betriebenen Studien nur zu früh erlag. Er war ein geistreicher Mensch, voll Humor und mit jenem sarkastischen Witz begabt, der den Märkern oft eigen ist. Uns beiden stand ein Westpreuße, Otto Napromski, besonders nahe, der später als Reserveoffizier bei St. Privat fiel. Er war ein starker, guter Mensch, reich begabt und sehr kenntnisreich.

Zu unserem engeren Kreise gehörten auch Jakob Asch, der vor einigen Jahren als ein sehr geschätzter Arzt in New York starb, der nur zu früh als Professor in Breslau verstorbene Oskar Simon und der jetzige Professor an der Berliner Universität Geheimrat Guttstadt.

Sie alle waren gescheite junge Leute, fleißige Studenten und im Turnsaal, auf dem Fechtboden und auf der Kneipe liebe, muntere Kameraden. Auch aus dem großen Kreise ist, soviel wir wissen, keiner im späteren Leben verkommen, was doch gewiß für den im Verein herrschenden Geist spricht.

Ganz besonders gern erinnere ich mich auch der Turnfahrten, die wir am Sonntag unternahmen, und die sehr heiter zu verlaufen pflegten.

Auf der Kneipe waren meist Böhm und der Kleine die Führenden, und die von ihnen redigierte Bierzeitung war in der Regel äußerst witzig, wie denn der guten Laune Aeckerles nicht leicht jemand widerstand.

Er bekam es bei seinem Treiben nicht selten mit der Polizei zu tun, aber er hatte eine so drollige Art, mit ihren Vertretern umzugehen, daß er fast immer mit einer lachend erteilten Verwarnung davonkam. Wir hatten einmal unseren gemeinsamen Geburtstag — wir waren an demselben Tage geboren, aber der Kleine war zwei Jahre älter als ich — sehr gründlich gefeiert, kehrten spät in der Nacht zu vieren durch die obere Friedrichstraße nach Hause zurück und sangen, da sich nirgends ein Hüter der Ordnung sehen ließ, nach Herzenslust Studentenlieder. Plötzlich trat ein riesiger Schutzmann hinter einem Neubau hervor und rief uns zu: „Singen Sie hier nicht. Nur Straßenjungen singen in der Nacht auf der Straße." Allsogleich nahm der Kleine ihn mit fester Hand am Arm. „Kommen Sie mit auf die Polizei", sagte er energisch. „Ich wünsche Ihr Nationale authentisch festzustellen." Der Riese war so verblüfft, daß er in der Tat dem kleinen Missetäter willig folgte. Unsere Freunde, die eben beim zweiten Garderegiment ihr Freiwilligenjahr abdienten, schlugen sich in die Büsche, und nur ich begleitete das Paar auf die in der Dorotheenstraße liegende Polizeiwache. Der Kleine nahm sich dort ohne weiteres einen Stuhl und blickte vergnügt um sich. Ich legitimierte mich bei dem Wachthabenden und erreichte von ihm, daß er zu unserem Exzeß ein Auge zudrücken wollte. „Komm," sagte ich schließlich, „die Herren wollen so gütig sein, den Fall nicht zur Anzeige zu bringen." Darauf der Kleine: „Also du bist fertig. Schön, jetzt komme ich an die Reihe."

Er erhob sich, zog sein Taschenbuch und trat, den Bleistift in der Rechten, an den Riesen heran. „Wie heißt man?" herrschte er ihm zu.

„Sie haben mich hier gar nicht zu fragen."

„Wie heißt man?"

„Ich bin der Wachtmeister Klimak."

„Klimak", schrieb der Kleine in sein Notizbuch.

„Wo wohnt man?"

Die Szene war so unsagbar komisch, daß alle Anwesenden in ein lautes Gelächter ausbrachen, in das schließlich auch der Wachtmeister Klimak einstimmte. Und darüber ließ man uns lachend ziehen.

Einmal hatte der Kleine sich einen bösen Handel eingebrockt, der aber schließlich auch heiter auslief. Er war, wie ich schon sagte, sehr musikalisch, hatte einen schönen Baß und war Mitglied des Akademischen Gesangvereins. Mit diesem hatte er einen Ausflug gemacht und kehrte spät in der Nacht in Gesellschaft von ein paar Kommilitonen nach Berlin zurück. Natürlich sangen sie wieder, und das wurde ihnen wieder verwiesen. Diesmal von einem Nachtwächter. Es kam zu einem Wortwechsel zwischen dem Kleinen und ihm, und der Mann pfiff sich schließlich noch zwei Berufsgenossen herbei; denn der für verhaftet erklärte Kleine weigerte sich diesmal zu folgen. Während nun je einer der Nachtwächter ihn am Unterarm hielt, behielt er das Handgelenk frei und schlug die Leute mit seinem Stock — und es war ein ungeheuer dicker Stock — tüchtig an die Köpfe.

Das war nun „Widerstand gegen Staatsbeamte in Ausübung ihrer Funktionen" und wurde nicht mehr vom Universitätsrichter, sondern von einem leibhaftigen königlichen Gerichtshof geahndet.

Wir suchten bei einem befreundeten Referendar Hilfe, und dieser, der jetzt einer der ersten Rechtsanwälte Berlins ist, riet uns, den Prozeß zunächst möglichst zu verschleppen. Das geschah denn auch durch Anwendung aller erdenklichen Vorwände, und es war fast ein Jahr seit der Unglücksnacht vergangen, als der Kleine endlich auf der Anklagebank Platz nahm. Er hatte meinen schwarzen Gehrock angezogen, dessen Schöße ihm weit über die Knie hinabreichten, eine weiße Krawatte angelegt und trug in seinen in weißen Handschuhen steckenden Händen das Ungetüm von Stock. So erregte schon seine äußere Erscheinung nicht nur bei dem aus Kommilitonen bestehenden Publikum, sondern auch bei Richtern und Staatsanwalt eine muntere

Stimmung. Die Nachtwächter wußten sich an nichts mehr zu erinnern, und der die Verhandlung führende Richter konnte oder wollte nicht begreifen, daß man, auch wenn man rechts und links am Unterarm gehalten wird, sehr wohl mit einem Stock wider die Köpfe der Bedränger schlagen kann. So wurde denn der Kleine nach einer sehr witzigen Verteidigungsrede mit Glanz freigesprochen.

Man konnte ihm nicht böse werden. Als er etwa vier Semester verbracht hatte, ohne irgend zu studieren, wurde mir doch angst und bange, und ich begann, ihn mit Vorstellungen zu belästigen. Eines Tages erklärte er denn auch, ich habe ganz recht und er würde von morgen ab an die Arbeit gehen. Er holte sich denn auch aus der Universitätsbibliothek einen Haufen Bücher — er war klassischer Philologe — und erklärte, einem Autor, über den er bei Haupt ein Kolleg belegt hatte, zuleibe gehen zu wollen. Da mir sein guter Wille einer Unterstützung dringend zu bedürfen schien, nahm ich neben ihm Platz und arbeitete auch. Das geschah um 5 Uhr nachmittags an einem Wintertage.

Wir mochten etwa zehn Minuten in die Bücher gesehen haben, als der Kleine sich seine Brille immer wieder putzte und dabei allerlei Flüche ausstieß. Ich tat, als ob ich nichts bemerkte. Plötzlich rief er zornig: „Wirst du mich denn gar nicht fragen, warum ich so fluche?"

„Nun, ich vermute, daß es ob der ungewohnten Arbeit geschieht."

„Keineswegs, ich habe heftige Schmerzen in den Augen."

Ich weigerte mich, an diese Augenschmerzen zu glauben, und bekam dafür harte Worte, die ich lächelnd hinnahm. Wir arbeiteten noch eine Viertelstunde lang. Dann hielt er mir den rechten Arm hin. „Du, Pan, fühle mir doch einmal nach dem Puls. Ich glaube, daß ich starkes Fieber habe."

„Wenn man fiebert, muß man zu Bett gehen."

„Gewiß. Und das werde ich auch tun."

„Man muß dann aber auch Kamillentee trinken."

„Allerdings. Und ich werde mir den Kamillentee gleich bestellen."

Damit verließ er das Zimmer und begab sich zu unserer Wirtin.

Zurückgekehrt, kleidete er sich aus und legte sich mit todernstem Gesicht ins Bett. Nach einiger Zeit wurden ihm denn auch ein großer Topf mit Kamillentee und eine Tasse gebracht, und ich hörte, wie er eine Tasse nach der anderen schlürfte. „Er ist doch ein zu verrücktes Huhn", dachte ich, bis mir ein sich im Zimmer verbreitender, kräftiger Rumgeruch die Lösung des Rätsels brachte. Er hatte sich in den Kamillentee reichlich Rum tun lassen.

Als dieser erste Arbeitsversuch so kläglich scheiterte, wohnten wir in einer Hofwohnung bei einem Schuster, der hier Lehmann heißen mag. Der Mann hatte ein längliches, mageres Gesicht mit stark hervortretenden Backenknochen und eine grünliche Hautfarbe. Er, die Frau und drei kleine Kinder wohnten bei Tag und bei Nacht in einer kleinen Küche, während alle Zimmer an Studenten vermietet waren. Lehmann rührte sich nicht von seinem Sitz hinter der Schusterlampe und war unermüdlich fleißig. War ich aber in der Dämmerstunde zu Hause, so kam er wohl auf ein Viertelstündchen zu mir, um etwas mit mir zu plaudern. Er war sehr unzufrieden damit, daß ich Theologie studierte. „Von meinetwegen", sagte er, „brauchte es keine Kirche zu geben und keine Predigers. Wenn ick mir erbauen will, koof' ick mir 'ne Metz' Stachelbeeren und jeh' nach'n Tierjarten. Da setz' ick mir uf 'ne Bank und denk an den juten Jott und erbau' mir."

Das war Lehmanns Theorie. In der Praxis kaufte er sich nie Stachelbeeren, ging nie in den Tiergarten und dachte, wie ich vermute, nie an den lieben Gott. Wie denn überhaupt die Berliner unteren Volksklassen, soweit ich sie kennen lernte, damals ganz religionslos und der Kirche völlig entfremdet waren.

Frau Lehmann, die aus dem Oderbruch stammte, hielt unsere Zimmer sauber, war aber eine greulich schlampige Person. Auch sie konnte sich gar nicht darein finden, daß ich Theologe war. Sie versicherte, daß in ihrem Heimatsdorf der Ortsgeistliche eine Konfirmandin so gezüchtigt habe, daß sie darüber starb. Nun war sie der unerschütterlichen Überzeugung, daß es zu den Gewohnheiten geistlicher Herren gehöre, Kinder zu Tode zu prügeln. Und da sie mir die

dazu erforderliche Herzenshärtigkeit nicht zutraute, nahm sie an, daß ich als Theologe scheitern müsse.

Lehmann litt schwer unter der Unordnung und Unpünktlichkeit seiner Frau und beschloß schließlich, Philosoph wie er war, den Leiden, die ihm aus diesen Charaktereigenschaften erwuchsen, ein Ende zu machen oder selbst ein Ende zu finden.

Als ich eines Morgens aus einer Vorlesung nach Hause zurückkehrte, stürzte Frau Lehmann schluchzend in mein Zimmer. „Gilt," jammerte sie, „gilt eine Lebensversicherung auch, wenn einer sich verhungert?" Diese Frage wurde immer wiederholt, während die Frau zugleich ihr eigenes Schicksal und das ihrer Kinder in wilden Worten beklagte. Durch viele Fragen gelang es mir schließlich den Sachverhalt festzustellen. Frau Lehmann hatte das Mittagessen mehrfach nicht zur rechten Zeit hergestellt und dadurch ihres Mannes Unwillen erregt. Wiederholte Rügen hatten keinen Erfolg. Da erklärte der gekränkte Mann, falls das Essen noch einmal zu spät fertig würde, überhaupt nichts mehr genießen zu wollen. Leichtsinnig, wie die Frau war, schlug sie diese Drohung in den Wind und war am nächsten Tage um zwölf Uhr wieder nicht mit dem Essen fertig. Da kleidete sich Lehmann vollständig aus, legte sich in das Familienbett und verweigerte jede Nahrungsaufnahme. Das war am Tage vorher geschehen, und alles Flehen der um die Geltung der Lebensversicherung auf das höchste besorgten Frau hatten keine Änderung seines Entschlusses herbeiführen können.

Als ich auf Frau Lehmanns Bitte das Zimmer betrat, bot sich mir ein tragikomischer Anblick. Lehmann lag langausgestreckt im Bett. Die Gesichtsfarbe spielte noch mehr ins Grünliche als gewöhnlich, und seine Züge hatten den Ausdruck verbohrter Entschlossenheit. Die Frau kniete weinend am Lager und bat um Verzeihung; zwei kleine Mädchen hingen am Vater wie Blutegel und heulten jammervoll; ein Kindlein in der Wiege schrie aus voller Kraft. Mein Zureden blieb vergeblich. „Ich habe Frau Lehmann mehrfach gewarnt," hieß es — er nannte die Frau, wenn er von ihr sprach, immer so — „jetzt will ich überhaupt nicht mehr essen."

So trieb er es volle vier Tage lang, bis die Frau endlich mit einem jubelnden: „Er hat jejässen" in mein Zimmer stürzte.

In den Vorfrühling des Jahres 1863 fiel das fünfzigjährige Jubiläum des Völkerfrühlings von 1813, bei welchem Anlaß der Gegensatz, in dem sich die preußische Regierung zu einem Teile des Volkes befand, scharf zum Ausdruck kam. Die Regierung beging das Jubiläum am 18. März, die Opposition am 3. Februar, dem Jahrestage des Aufrufes zur Bildung freiwilliger Jägerkorps. Wir Studenten feierten mit dem Volk und zogen in einem imposanten Fackelzug die Wilhelmstraße hinunter bis zum Halleschen Tor und dann durch die Lindenstraße zum Dönhoffplatze, wo wir die Fackeln unter den Klängen des Gaudeamus zusammenwarfen. Während des Zuges drängten sich immer wieder Leute aus dem Volk in unsere Reihen und versuchten den Zug zu sprengen. Fragte ich die Leute, warum sie uns, die wir doch mit ihnen feierten, störten, so erwiderten sie, man dürfe in so reaktionärer Zeit überhaupt keine Feste feiern, oder behaupteten, sie wollten nur die Schutzleute ärgern.

Da es damals noch keine Sozialdemokraten gab, hielten es die Arbeiter Berlins mit verschwindenden Ausnahmen mit der Fortschrittspartei, die dem Ministerium Bismarck in stets schärfer werdender Form Opposition machte. Niemand ahnte, daß der verhaßte Junker der Mann war, der die politische Einigung Deutschlands, die damals jeder heiß ersehnte, herbeiführen sollte, und es konnte auch wohl niemand ahnen.

Die gereizte Stimmung der Arbeiter machte sich einmal in einer kleinen Emeute Luft, die anfangs von der Regierung nicht ohne Sorge angesehen wurde. Einem Weißbierwirt am Moritzplatz war von seinem Hauswirt auf Grund eines kleines Vergehens — er hatte wider den Vertrag einen eisernen Ofen setzen lassen, ohne vorher die Erlaubnis dazu einzuholen — gekündigt worden. Der Mann machte diese Tatsache durch einen öffentlichen Anschlag bekannt und bat seine Freunde, ihn doch noch recht fleißig zu besuchen. Das geschah denn auch mit dem Erfolg, daß die berauschten Gäste schließlich das ganze Haus demolierten. Wir kehrten in der Dämmerstunde

von einem Spaziergang nach Britz zurück und gerieten unter den Pöbelhaufen, der die Gaskandelaber umgebrochen und das Gas angezündet hatte. Es ging toll her.

Das geschah an einem Dienstagabend. Die Exzesse wiederholten sich dann noch die ganze Woche hindurch an jedem Abend, denn die Polizei konnte mit den Leuten nicht fertig werden, die Regierung wollte aber nicht gern Militär einschreiten lassen, um der Sache nicht eine größere Bedeutung zu geben. Schließlich mußte aber doch eine Schwadron Dragoner dem Treiben ein Ende machen.

Im August des Jahres 1863 nahmen Aeckerle und ich an dem Leipziger Turnfest teil. Es war wohl das weitaus schönste Volksfest, das jemals in Deutschland gefeiert worden ist. Der Zug zur nationalen Einheit hatte die deutschen Mittelklassen mit Allgewalt ergriffen. Während der Adel und die hohe Bureaukratie der Bewegung feindlich gegenüberstanden oder sich wenigstens zurückhaltend verhielten, war das Bürgertum, im weitesten Sinne des Wortes, von einer schönen Begeisterung ergriffen. Ohne die Turner, Sänger, Schützen, die in ihren Vereinen den nationalen Gedanken bewußt ausgiebig pflegten, hätte Bismarck sein Ziel nie erreichen können; ja, er hätte es sich wohl überhaupt nicht gesteckt, denn er war ja selbst bis in die sechziger Jahre hinein ganz und gar ein Preuße.

Wir waren unserer 1200 Berliner Turner, von denen 60 Mitglieder unseres Vereins waren. Jeder trug weiße Turnkleider, und ein schwarz-rot-golden eingefaßtes Schildchen auf der Brust zeigte den Namen „Berlin". Mehrere Extrazüge brachten uns auf den Bayrischen Bahnhof Leipzigs, von dem aus wir mit flatternden Fahnen durch die Nürnberger und Grimmaische Straße zum Markt zogen. Die ganze Stadt war herrlich geschmückt, und die gastliche Bevölkerug bereitete uns den freundlichsten Empfang.

Wir 60 Berliner Studenten fanden zugleich mit 20 Prager Kommilitonen Aufnahme bei dem Dr. Heine in Plagwitz. In einem großen Fabrikraum hatten 80 Betten bequem Platz gefunden, und wir waren nicht nur in Plagwitz Gäste des Dr. Heine, sondern auch bei den beiden großen Festessen, die in der Turnhalle stattfanden,

und an denen 7000 Turner teilnahmen. Ein kleines Dampfschiff stand während der fünf Tage zu unserer Verfügung.

Der Festplatz befand sich, glaube ich, da, wo heute die Arndtstraße liegt. Außer der riesigen Festhalle hatte man auf ihm noch ein vier Etagen hohes Gerüst errichtet, an dem sich einmal die Feuerwehr bei der Arbeit vorstellte. Von der zweiten Etage aus wurden die Freiübungen kommandiert und Ansprachen gehalten. Namentlich Dr. Götz-Lindenau verfügte über eine Stimme, für die es gar keine Raumgrenzen zu geben schien.

Es wurden natürlich sowohl bei den Festessen wie auf dem Festplatz unzählige Reden gehalten, bei denen es an allerlei Überschwänglichkeiten nicht fehlte; sie waren aber doch fast alle von warmer Begeisterung durchdrungen. Den Vogel aber schoß der junge Privatdozent Heinrich von Treitschke ab, dessen Namen damals in aller Leute Mund kam.

An dem Festzug beteiligten sich 21 000 Turner; die Zahl der Gäste, die der Tag nach Leipzig geführt hatte, wurde auf 70 000 geschätzt. Es waren doch schöne Stunden: in den Straßen, durch die der Zug kam, waren die Schaufenster ausgeräumt, und die festlich gekleideten Leipziger Patrizierfamilien winkten von ihnen aus den Turnern zu. Der Tag war heiß, und die Sonne brannte. Da eilte man von allen Seiten herbei, den Turnern Erquickungen zu bieten. Hier reichte man ihnen auf Servierbrettern Wein, dort Bier oder das an sich ja greuliche Lokalgetränk Gose. Andere ließen Weinflaschen aus den oberen Etagen an Schnüren herab. Es regnete Blumensträuße.

Die Gastfreundschaft der Leipziger, ihre Gefälligkeit waren unbeschreiblich. Auch ganz arme Leute hatten einen fremden Turner bei sich aufgenommen und boten ihm, was irgend in ihren Kräften stand.

Unter den Turnern fand eine allgemeine Verbrüderung statt. Da jeder den Namen der Stadt, aus der er kam, auf der Brust trug, war die engere Landsmannschaft leicht festgestellt. Nun suchte der Norddeutsche den Süddeutschen auf, und umgekehrt; man gesellte sich

13*

gern so zusammen, daß der Kreis ein möglichst bunt zusammengesetzter war. Einen sehr angenehmen Eindruck machten die Österreicher. Die ihnen eigene freie, liebenswürdige Art kam bei diesem Fest voll zur Geltung.

Nach dem Leipziger Fest unternahm ich eine Fußreise in den Harz, während Aeckerle mit anderen Freunden die Sächsische Schweiz aufsuchte.

Ich denke an die vierzehn Tage, in denen ich den Harz durchstreifte, mit vielem Vergnügen zurück. Das Reisen war damals in Deutschland viel amüsanter und belehrender als heute. Wenn jetzt vier wohlerzogene Deutsche, die sich nicht kennen, in ein „Wagenabteil" steigen, ist es, als ob sie vier Todfeinde wären. Sie mustern sich mit abwehrenden Blicken und reisen so 24 Stunden lang, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Das war in den sechziger Jahren noch anders; zwischen den Insassen eines „Coupés" entwickelte sich, noch ehe der Zug sich in Bewegung setzte, ein lebhaftes Gespräch, und das blieb so, bis man am Ziele war. In diesen Unterhaltungen wurden ja gewiß nicht philosophische Probleme behandelt, wer aber in der Landschaft, die der Zug eben durchfuhr, Bescheid wußte, machte den Mitreisenden gern Mitteilungen über sie, aus denen ihnen mehr oder weniger Belehrung und Anregung zuteil wurde. Auch an der Wirtstafel saß man nicht stumm und dumm nebeneinander, sondern suchte und fand Anschluß an die Nachbarn.

Das war um so interessanter, als die einzelnen Stände sich noch vielmehr voneinander unterschieden. Jetzt hat der Reserveoffizier der gesamten deutschen Männerwelt ein gleichmäßiges militärisches Gepräge gegeben. Geistlicher und Landmann, Professor und Künstler — alle haben sie kurzgeschnittene Haare, tragen einen Schnurrbart, kleiden sich nach der Mode und nehmen sich für ihr Benehmen das reservierte, ablehnende Verhalten der aktiven Offiziere zum Muster. Wer ihnen nicht vorgestellt ist, kann auf Beachtung keinen Anspruch machen, und nur ein sehr geschultes Auge kann erkennen, welchem Beruf der Fremde wohl angehört.

Das war vor 1866 anders. Reserveoffiziere gab es nur in

Preußen, und sie standen auch da meist nur in einem rein dienstlichen Verhältnis zur Armee, ließen sich gesellschaftlich von ihr nicht weiter beeinflussen. Niemand ließ seine militärische Charge auf seine Karte drucken oder hätte sich gar in Uniform trauen lassen. In den übrigen deutschen Ländern aber war nun gar der Offizier eben der Angehörige einer besonderen Berufsklasse, deren Verhalten für andere nicht maßgebend war. Noch war der Pfarrer durch glattrasiertes Gesicht, die weiße Binde und den schwarzen Rock kenntlich und war bemüht, durch eine gewisse äußere Würde, die Heiterkeit übrigens keineswegs ausschloß, sein Amt auch äußerlich angemessen zu repräsentieren; den Landmann erkannte man an der gern getragenen Joppe und einem derben, freimütigen Wesen. Mit lang herabhängendem Haar, in brauner Sammetjacke ließ sich der Künstler sehen und setzte absichtlich alle einengenden Formen außer acht. Brille, Vollbart, vernachlässigte Kleidung, schlechte Körperhaltung und ein etwas zerstreutes Wesen kennzeichneten den Professor. Und so ging es durch alle Stände, wodurch das Ganze etwas sehr Buntes, Reizvolles bekam gegenüber der heutigen Uniformität, die aber allerdings, was nicht verschwiegen werden soll, in Sachen der Manieren sehr heilsam gewirkt hat.

Der Harz wurde im Jahr 1863 auch nicht annähernd so von Reisenden überschwemmt wie heute und bot auch sonst noch vielfach ein ganz anderes Bild. Man konnte stundenlang durch seine Wälder streifen, ohne jemandem zu begegnen, und in den meisten Dörfern herrschte die bitterste Armut, so daß der Reisende von den Kindern angebettelt wurde wie heute in Italien. An Aussichtspunkten wurden die hohlen Händchen mit der Motivierung hingehalten: „Für die Aussicht".

Ich übernachtete zum erstenmal in Ballenstedt uud fand den großen Saal des Wirtshauses voll von Menschen, die im höchsten Grade aufgeregt waren. Auf meine Frage erfuhr ich vom Kellner, daß der Landesherr, der Herzog von Anhalt-Bernburg, gestorben sei. Darüber waren nun die Bernburger um so betrübter, als er der letzte seines Stammes war und ihr Land nun an Anhalt-Dessau fiel. Das

empfanden sie — wenigstens die hier Versammelten — als ein sehr schwer zu ertragendes Unglück, nicht etwa, weil sie von dem neuen Herrn Übles zu erwarten hatten, sondern weil ihr Ländchen nun nicht mehr ein besonderes Gemeinwesen bildete. Sie glaubten allerdings noch einen besonderen Anlaß zu Unzufriedenheit zu haben, denn während bisher der Leichenzug eines verstorbenen Landesherrn durch alle Dörfer des Landes geführt worden war, sollte von Dessau aus angeordnet worden sein, ihn diesmal auf dem kürzesten Wege der Begräbnisstätte zuzuführen. Darüber gab es nun großen Unwillen.

Ich hatte hier gute Gelegenheit zu beobachten, wie wahr das Urteil Bismarcks ist, daß jeder Deutsche am liebsten seinen eigenen Fürsten hätte.

Am folgenden Morgen verirrte ich mich zwischen Ballenstedt und Falkenstein und wanderte lange im Walde umher, bis ich endlich an das Selketal kam.

Es folgten schöne Wandertage, bald allein, bald in Gesellschaft von anderen Fußwanderern, und behaglich verplauderte Abende in einfachen Wirtshäusern. Da ich noch nie in einem Gebirge gewesen war, so war mir die Landschaft neu und reizvoll und imponierten mir Hexentanzplatz und Roßtrappe. Am meisten Freude aber fand ich an den schweigenden Gebirgswäldern, zu denen ich auch im späteren Leben gern znrückgekehrt bin.

Eines Tages aß ich allein im Wirtshaus zu Treseburg zu Mittag, als drei eintretende junge Damen, die nur von einem Berufsführer begleitet waren, meine Aufmerksamkeit fesselten. Die eine von ihnen war ein sehr schönes, schlicht gekleidetes Mädchen, während die beiden anderen derbe Züge und Toiletten zeigten, die für eine Bergwanderung denkbar ungeeignet waren. Ihre Kleider waren ausgeschnitten, die Ärmel kurz, und die roten Arme trugen eine ganze Anzahl goldener Armringe.

Es reizte mich, zu erfahren, wo diese jungen Damen herkamen; der Führer aber, den ich mit Hilfe eines Talers zum Sprechen brachte, wußte auch nicht mehr, als daß sie in Thale auf dem Bahnhof immer wieder auf das Eintreffen eines Vetters gewartet und schließ-

lich im Hotel hinterlassen hätten, sie wären vorausgegangen und würden den Herrn in Rübeland erwarten. Das reizte meine Wißbegierde nur noch mehr, und ich beschloß, mich, wenn es irgend möglich war, den Damen zunächst anzuschließen. Auf Grund einer keck vorgetragenen Bitte, die ich, ich weiß nicht mehr, wie, motivierte, wurde mir das denn auch bis Rübeland gestattet, und ich erfuhr, daß das schöne Mädchen, namens Hedwig, die Tochter eines Pfarrers aus einem Dorf in der Magdeburger Gegend sei. Ihre Gefährtinnen waren Töchter von Großbauern aus demselben Dorf und der erwartete Vetter ebenfalls ein solcher. Auf unserer Wanderung schlossen sich uns auch noch zwei sehr lustige Studenten aus Breslau an, mit denen ich schon vorher einen Tag über gewandert war, so daß nun für jedes Mägdlein ein Herr vorhanden war und wir darüber in eine sehr heitere Stimmung gerieten. Obgleich die Damen nicht ohne Besorgnis waren, wie der Vetter unseren Anschluß aufnehmen würde, ließen sie sich doch bereden, mit uns gemeinsam zu Abend zu essen. Wir waren alle sechs sehr vergnügt, und ich brachte eben einen lustigen Trinkspruch aus, als sich die Türe öffnete und der Vetter auf der Türschwelle erschien. Er war ein hünenhafter junger Mann mit rotblondem Bart und in städtischer Kleidung. Sein Erstaunen, als er die ihm anvertrauten Schäfchen in Gesellschaft von drei jungen Männern erblickte, war unbeschreiblich komisch. Er wäre uns am liebsten zu Leibe gegangen, war aber gesellschaftlich zu ungewandt, um unserer Liebenswürdigkeit widerstehen zu können, und nahm mit finsterer Stirn an den Gesellschaftsspielen teil, die wir anregten. Wir vergalten das schändlicherweise mit Undank, indem wir es immer so einrichteten, daß er die Kosten unserer Heiterkeit tragen mußte. Ich hatte schließlich ein Spiel angegeben, bei dem ein mit Mehl gefülltes Weinglas umgestülpt wird. Auf den Kegel legt man nun einen Ring, und jeder Mitspieler schneidet mit einem Messer etwas vom Rande weg. Der, dessen Schnitt den Mehlkegel zum Umfallen bringt, muß den Ring mit dem Munde aus dem Mehl herausholen. Als das dem Vetter zum drittenmal passierte, hielt er es nicht mehr aus und begab sich mit den Damen auf ihre Zimmer,

wir drei aber verbrachten noch ein heiteres Stündchen, in dessen Verlauf dem Vetter der Name: „der grimme Hagen“ zuerteilt wurde.

Es war verabredet worden, am folgenden Morgen um 8 Uhr die Baumannshöhle — die Hermannshöhle war noch nicht entdeckt — gemeinsam zu besuchen, wir trauten Hagen aber nicht über den Weg und taten recht daran; denn das aufwartende Mädchen verriet uns, er habe angeordnet, daß er und die Damen schon um sechs Uhr geweckt würden. Er sann also zweifellos auf Flucht. Wir ließen uns nun um fünf Uhr wecken, verpflichteten Mädchen und Hausknecht, auf etwaige Fragen zu versichern, wir schliefen noch, und waren denn auch richtig schon in der Höhle, als Hagen mit seinen Schützlingen sie betrat. So mußte er es denn geschehen lassen, daß wir zusammen nach Wernigerode wanderten, und litt, fürchte ich, arge Qualen der Eifersucht, denn es lag offen zutage, daß seine Verehrung für die schöne Hedwig eine einseitige war. In Wernigerode entfernte sich Hagen übrigens zunächst von uns, um angeblich einen Besuch zu machen; wir tafelten aber dann höchst vergnügt zusammen und wußten nicht anders, als daß wir auch gemeinsam den Brocken besteigen würden.

Aber es sollte anders kommen. Plötzlich hielt ein Landauer vor der Tür, und Hagen erklärte, die Damen wären zu ermüdet, um noch weiterzuwandern, er habe deshalb einen Wagen genommen. Alles Protestieren half nichts, und er und seine Schützlinge fuhren davon, offenbar zum Leidwesen der letzteren.

Während wir aßen, hatte ein junger Herr mit einem Knebelbart unser lustiges Treiben mit vielem Vergnügen betrachtet. Er trat jetzt an uns heran und stellte sich uns als Assessor vor. „Nicht wahr,“ sagte er, „der blonde Herr war zum Sterben eifersüchtig?“ Als wir bejahten, fuhr er fort: „Ich werde ihnen einen Weg zeigen, auf dem sie noch vor dem Wagen auf dem Brocken sein können. Diese Komödie ist zu köstlich, um schon zu Ende zu sein.“

Nun ging es im Sturmschritt durch Hasserode über die Steinere Renne bis zu einem Fußpfad, den uns der hier zurückbleibende Assessor wies, und dann steil bergan über sumpfige Berghalden. Die

Sonne brannte heiß, und wir mußten alle Willenskraft zusammennehmen, um die tolle Partie durchzuhalten, aber wir waren wirklich, wenn auch zu Tode erschöpft und mit wunden Füßen, schon eine Weile im Brockenhaus, als der Wagen ankam. Wir begrüßten natürlich seine Insassen mit den unbefangensten Mienen und verbargen unser von den jungen Damen durchaus geteiltes Ergötzen über des grimmen Hagen Verzweiflung so gut wie möglich.

Als er nun erklärte, er wolle noch am Abend wieder zu Tal fahren, kamen uns die Damen zu Hilfe und erklärten, sie müßten mindestens noch vorher zu Abend essen. Das geriet uns zum Heil, denn es gelang mir, kraft meiner landwirtschaftlichen Kenntnisse, Hagen in ein Gespräch über den Bau der Zuckerrüben zu verwickeln. Und darüber wurde er schließlich zugänglicher und immer zugänglicher, so daß der Kutscher schließlich fortgeschickt wurde und wir alle sieben bis weit über Mitternacht hinaus bei Rheinwein und Studentenliedern eine fröhliche Versöhnung feierten.

Am andern Morgen wanderten wir dann höchst einträchtig zum Ilsenstein, wo wir uns nach drei Himmelsrichtungen trennten, um uns nie wieder zu sehen.

Ich habe aber an die lustigen Tage noch oft denken müssen.

Goslar, wohin ich von Harzburg aus wollte, lag damals noch nicht an der Bahn; man fuhr von Harzburg aus, des sich neigenden Niveaus wegen, ohne Lokomotive nach Vienenburg und benutzte dann die Post. Ich legte diesen Weg in einer wundervollen Mondnacht zurück, zugleich mit zwei Handwerkern, von denen der eine nach langjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrte und von dem anderen von der Bahn abgeholt worden war. Aus dem halblaut geführten Gespräch erfuhr ich, daß der Heimgekehrte einst die Schwester des Freundes verführt hatte und dann in die Fremde gegangen war. Jahre um Jahre hatte die Verlassene auf seine Rückkehr gewartet und war dann an Herzweh gestorben. Ihr Bruder erzählte davon ganz objektiv; man sah, er hatte wirklich verziehen, aber sein Bericht wirkte deshalb nur um so ergreifender. Der schuldige Freund aber sprach kein Wort; er drückte nur, während

ihm die Tränen über die Wangen rollten, immer wieder die Hand des Erzählers.

Es war einer der ergreifendsten Augenblicke, die ich erlebt habe.

In Harzburg und Goslar schwelgte ich nach Herzenslust in der Erinnerung an meine geliebten salischen Kaiser und atmete mit Vergnügen die historische Luft, die damals die Stadt noch viel mehr umwehte als heute. Zugleich hatte ich aber auch Gelegenheit, einen Wunderdoktor und seine Gläubigen kennen zu lernen. Der Wunderdoktor war ein ehemaliger Schuster, namens Lampe, der hier mit allerlei abführenden Wassern zahlreiche den wohlhabenden Klassen angehörende Patienten kurierte. Sie hatten sich meist während des Winters durch zu viele Diners Magenleiden zugezogen und waren zu Hause nicht dazu zu bewegen, eine strenge Diät zu beobachten. Herrn Lampes Anordnungen fügten sie sich aber blindlings, und der Mann wußte sie zu nehmen. Wer sich auch nur den kleinsten Ungehorsam zuschulden kommen ließ, wurde grob angefahren und nicht weiterbehandelt. Und so fügten sich denn alle diese vornehmen Leute blindlings der Laune des ehemaligen Schusters und wagten es kaum, an der Tafel des Hotels einander ihr Leid zu klagen. Goslar aber wurde für eine Weile ein vielbesuchtes Bad.

In Berlin trat im Herbst die Politik noch mehr als bisher in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Schon den ganzen Sommer über hatte die schleswig-holsteinische Frage ganz Deutschland mehr und mehr beschäftigt. Im März hatte die Eiderdänische Partei in ihrem Bestreben, den dänischen Einheitsstaat herzustellen, das sogenannte Märzpatent durchgesetzt, nach dem Holstein, das zum Deutschen Bunde gehörte, zwar nach wie vor eine Sonderstellung einnehmen, Schleswig aber dieselbe Verfassung erhalten sollte wie Dänemark. Dagegen lehnten sich nun die Holsteiner und deutschen Schleswiger mit aller Energie auf, indem sie sich darauf beriefen, daß ihnen garantiert sei, „up ewig ungedeelt“ zu bleiben, und ganz Deutschland verlangte stürmisch, daß der Deutsche Bund den Schleswig-Holsteinern zu ihrem Recht verhelfen sollte. Trotzdem wurde das Märzpatent am 14. November vom dänischen Parlament angenommen. Am

folgenden Tage starb König Friedrich III., und sein Nachfolger wurde auf Grund des sogenannten Londoner Protokolls Prinz Christian. Dieser aber befand sich in der schwierigsten Lage, denn er wurde, wenn er das Märzpatent wieder aufhob, zweifellos durch eine Revolution gestürzt. Ließ er es aber bestehen, so geriet er in Gefahr, die beiden deutschen Provinzen zu verlieren, denn diese waren ohnehin geneigt, sein Anrecht auf die Herrschaft über sie zu bestreiten und sich für den Herzog Friedrich von Augustenburg zu entscheiden. Er entschloß sich schließlich, doch das Patent gelten zu lassen, und entfachte dadurch einen Sturm der Entrüstung im deutschen Volk. In allen Landtagen wurden die Rechte des bedrängten Bruderstammes energisch vertreten, in jeder Versammlung erklang die schöne Melodie des „Schleswig-Holstein, meerumschlungen"; man war empört, daß der Deutsche Bund, auf den man jetzt noch öfter als sonst schon „der Hund" reimte, nicht ohne weiteres Dänemark den Krieg erklärte.

Der Sache des Herzogs von Augustenburg nahm sich der Herzog Ernst von Koburg-Gotha mit besonderer Wärme an; er faßte den Plan, den Schleswig-Holsteinern mit einer Armee von Freiwilligen, die in Gotha zusammentreten sollte, zu Hilfe zu kommen. Diese Absicht fand bei der deutschen Jugend, zumal bei den deutschen Studenten, begeisterten Anklang. Man erzählte und glaubte damals allgemein, es hätten sich 80000 Jünglinge gemeldet. Was daran wahr war, weiß ich nicht, wohl aber, daß sich in Berlin mehr als tausend meldeten, und daß wir in verschiedenen Turnhallen eifrig exerzierten, wobei die Kommilitonen, die schon gedient hatten, die Lehrmeister waren. Die Züge waren nach der Größe zusammengestellt, und der Kleine und ich wurden aus diesem Grunde verschiedenen zugesellt. Ich sehe aber noch einen kleinen, halb verhungert aussehenden Philologen, der der Vordermann des Kleinen war, und der das Wechseln des Tritts auf keine Weise erlernen konnte. Sobald dieses Kommando erschallte, trat ihm der Kleine notgedrungen in die Kniekehle, so daß er zu Fall kam; das tat aber seiner Begeisterung keinen Abbruch.

Es war doch wohl ein Glück für uns und für die Schleswig-

Holsteiner, daß das geplante Volksheer nicht zusammentrat, denn wir hätten bei aller Begeisterung die Danewirke und nur gar die Düppeler Schanzen schwerlich erobert. Die preußische Regierung, der an der Bildung eines solchen Volksheeres gar nichts gelegen sein konnte, gab dem allgemeinen Drängen aber insoweit nach, daß sie zugleich mit Österreich den Deutschen Bund veranlaßte, eine Exekution in Holstein zu beschließen und Hannover und Sachsen mit ihr zu betrauen. Diese schickten denn auch je 6000 Mann nach Holstein, vor denen die Dänen unter Protest bis an die Danewirke zurückwichen.

Damit war unserem Volksheere der Weg nach Holstein verlegt, und wir mußten uns darauf beschränken, die weitere Entwicklung der Dinge mit dem brennendsten Interesse zu verfolgen, jeden Schleswig-Holsteiner, dessen wir habhaft werden konnten, über alle Maßen zu feiern und das Schleswig-Holsteinlied immer wieder zu singen.

Natürlich zeitigte die allgemeine Begeistung auch manche drollige Blüten. So erinnere ich mich, daß aus irgendeinem mit der Frage der Zeit zusammenhängenden Anlaß die Fakultäten als solche zusammentraten. Natürlich mußte in jeder ein Schleswig-Holsteiner präsidieren. In unserer Fakultät fiel diese Aufgabe einem hageren blonden jungen Mann zu, der ein tüchtiger Theologe sein mochte, der aber mit den Elementen parlamentarischer Verhandlungen nicht vertraut war. Da gab es denn eine sehr komische Szene, bis Hermann sich des unglücklichen Präsidenten erbarmte und an seine Stelle trat.

Das Lied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" hatte buchstäblich alle anderen Weisen verdrängt, gleichviel ob es sich um die Studentenkreise, den Salon oder den Kasten des Leiermanns handelte. Schließlich wurde den Militärkapellen untersagt, es zu spielen. Eines Sonntagabends verteilten wir uns unserer fünf unter den Tausenden, die den Tivolisaal füllten, und schrien, sobald ein neues Musikstück begann: „Schleswig-Holstein!" worauf alle Anwesenden sofort mitriefen, bis die Kapelle nachgab. Das ging so ein halbes Stündchen, bis die Polizei uns als Anstifter erkannte und wir uns vor der Tür wieder zusammenfanden.

In Holstein hatten sich die meisten Beamten geweigert, dem neuen König zu huldigen. Nach dem Abzug der Dänen (23. Dezember) wurde in allen Gemeinden der Augustenburger als Herzog ausgerufen, und eine Landesversammlung in Elmshorn lud ihn ein, vom Lande Besitz zu ergreifen. Er verließ denn auch Gotha und traf am 30. Dezember in Kiel ein.

Auf Bismarcks Betrieb nahmen nun Preußen und Österreich die Sache in die Hand und verlangten, am 16. Januar kategorisch, die Aufhebung der in Anlaß des Märzpatentes erlassenen dänischen Verfassung vom 18. November 1863. Auf die abschlägige Antwort hin rückten nun die Preußen und Österreicher in Holstein ein und gingen Ende Januar gegen die Danewirke vor.

Es war ungemein interessant, das Wiedererwachen des kriegerischen Geistes in Preußen zu beobachten. Bisher war 1849 noch nicht vergessen gewesen, und der Verfassungskonflikt war ja wegen der vom König durchgesetzten neuen Militärorganisation entstanden. Da war die Armee denn nichts weniger als beliebt. Man war sehr geneigt, in jedem Offizier einen dünkelhaften Junker zu sehen, und jeder wirkliche oder auch nur vermeintliche Übergriff, den sich ein Leutnant zuschulden kommen ließ, wurde in der unverantwortlichsten Weise aufgebauscht und zum Üblen gewendet. Nun aber, da Preußens Fahnen wieder gegen den Feind getragen wurden, besann man sich doch darauf, was auf dem Spiele stand, und wer mitmachen durfte, war glücklich, wer, wie wir Kurländer, zurückbleiben mußte, sehr betrübt.

Große Verwunderung erregte überall die Ernennung des Generals von Wrangel zum Höchstkommandierenden, denn der alte Herr war in den Straßen Berlins eine ebenso bekannte wie wunderliche Erscheinung. Er warf ihm unbekannten jungen Damen Kußhändchen zu, redete ihm fremde Leute kordial an und sah es nicht ungern, wenn ein Schwarm Schuljungen ihn umgab. Nach seiner Abberufung begegnete er eines Tages Aeckerle und mir in einer Tiergartenallee, hielt uns an und fragte uns, warum wir nicht im Heere wären. Als wir ihm antworteten, wir wären Kurländer, und man habe uns

nicht genommen, schlug er uns freundschaftlich auf die Schultern und ging weiter.

Viel Vertrauen setzte man in den Prinzen Friedrich Karl, man nahm aber trotzdem in weiten Kreisen an, daß die preußische Armee, die ja so lange nur Friedensdienste getan, anfangs würde Lehrgeld zahlen müssen. Als sie sich nun von vornherein so gut bewährte, war die Freude groß.

Gegen die österreichischen Regimenter, die in Berlin ihre Reise unterbrachen, um bei dem König in Parade vorüberzumarschieren, verhielt sich die Mehrzahl der Bevölkerung ablehnend. Nur die Geheimräte feierten sie, wobei denn manches Komische vorkam. Ein biederer Tscheche war z. B. bei einem Geheimrat als erbetener Gast eingekehrt, und der Hausherr hatte ihm eine Kiste guter Zigarren auf den Nachttisch gestellt. Als er am folgenden Morgen das Gastzimmer betrat, prallte er vor dem Gestank zurück, der es erfüllte. Dem Gast hatten die Zigarren nicht geschmeckt, er hatte aber entdeckt, daß das Seegras aus der Matratze einen prächtigen Pfeifentabak hergab. An sich sahen die Österreicher in ihren weißen Uniformen sehr hübsch aus, und sie schlugen sich ja auch mit großer Tapferkeit.

Auch die kleine dänische Armee schlug sich tapfer, aber die Gefangenen, die nach Berlin kamen, machten einen wenig kriegerischen Eindruck und schienen nicht weiter unglücklich darüber zu sein, daß sie in der Gefangenschaft allen Kriegsgefahren entrückt waren. Sie waren vielfach ältere Männer, die aussahen wie friedliche Fischer, und sie sangen uns für Zigarren und ähnliche Liebesgaben den „tapperen Landsoldaten" so oft vor, als wir wünschten.

Immerhin konnten die Düppeler Schanzen erst am 18. April erstürmt werden. Wer diesen Tag in Berlin erlebt hat, dem wird er unvergeßlich sein. Alle Welt war „Unter den Linden" und erwartete voll Spannung die Nachrichten, die an den Litfaßsäulen die fortschreitende Eroberung der Schanzen ankündeten. Eine Schanze — ich glaube, es war Schanze sieben — hielt sich bis zuletzt. In ihr kommandierte ein dänischer Hauptmann Anker, von dem schon vorher viel die Rede gewesen war. Er ergab sich schließlich einem Leutnant

Schneider, der dadurch nach der Rückkehr der Truppen für eine Zeit lang der Held des Tages wurde. Ich lernte ihn auch kennen. Er war ein ungemein frischer junger Mensch, starb aber, soviel ich weiß, bald nach dem Kriege.

Es ist hier nicht der Ort, den dänischen Krieg weiterzuverfolgen. Nachdem er zu Ende geführt war, hielt der König unter ungeheurem Jubel seinen feierlichen Einzug in Berlin, und auch unsere Kameraden kehrten bis auf einen, der vor dem Feinde gefallen war, zu ihren Studien zurück. Dem Gefallenen widmeten wir eine Erinnerungsfeier, die sich dadurch etwas peinlich gestaltete, daß der Kamerad, in dessen Armen er gestorben war, so eingehend bei seiner furchtbaren Verwundung und den entsetzlichen Qualen, die er aushalten mußte, verweilte, daß es den Eltern, die der Feier beiwohnten, überaus schwer wurde, ihre Fassung zu bewahren.

Der glückliche Ausgang des dänischen Krieges führte in Preußen noch nicht zum inneren Frieden; der Konflikt verschärfte sich vielmehr im Abgeordnetenhause noch mehr als bisher, denn die doktrinären Führer der Fortschrittspartei bestanden auch jetzt noch auf dem formellen Rechtsboden und blieben dabei, in Bismarck einen grundsatzlosen Gewaltmenschen zu sehen. Wir jungen Leute waren nicht klüger als Gneist, Virchow, Sybel und so viele andere bedeutende Männer, die alle seit Jahren auf den politischen Messias warteten, der Deutschlands Einigung herbeiführen sollte, und ihn doch, nun er erschienen war, auf das leidenschaftlichste bekämpften.

Ich saß im Jahre 1863 oder 1864 eines Abends auf der Kneipe des Akademischen Turnvereins neben einem jungen Fremden und geriet mit ihm in eine angeregte Unterhaltung. Nach einiger Zeit nahm mich ein Kommilitone beiseite und fragte mich, ob ich denn auch wisse, wer mein Nachbar wäre. Er sei Hauslehrer bei Bismarck. Ich empfand sogleich einen so lebhaften Widerwillen dagegen, neben einem Hausgenossen des verhaßten Mannes zu sitzen, daß ich den Platz wechselte. Dem unvorsichtigen Kameraden aber, der den Fremden bei uns eingeführt hatte, wurden später von allen Seiten lebhafte Vorwürfe gemacht.

Immerhin pries sich glücklich, wer einen Platz auf der Zuhörertribüne des Abgeordnetenhauses erlangt hatte, wenn Bismarck sprach; denn wie immer man über ihn urteilen mochte, sein furchtloses Auftreten imponierte doch jedem, obgleich er bekanntlich alles andere war als ein geborener Redner. Man sah, wenn ich mich so ausdrücken darf, wie sich, während er sprach, die Gedanken in ihm bildeten und nach dem treffendsten Ausdruck rangen. Sie fanden ihn manchmal schwer, und dann stockte seine Rede, während gleich darauf die packendsten Aussprüche als glückliche Improvisationen die Zuhörer in ihren Bann zwangen und die Lacher auf seine Seite brachten.

Ich erinnere mich, daß in einer Sitzung ein Redner sich bitter über die Abwesenheit Bismarcks beklagte. Dieser trat für einen Augenblick in den Saal und sagte: „Sprechen Sie nur weiter, ich kann auch hinter der Tür hören!", was natürlich stürmische Heiterkeit erregte. Am Abend war ich im Wallnertheater. Helmerding spielte und wurde wie gewöhnlich nach seinem Abtreten hervorgerufen. „Klatschen Sie nur weiter", sagte er, „ich kann auch hinter der Tür hören!" Man denke sich den Jubel.

Im nichtpreußischen Deutschland war Bismarck nach dem Kriege noch verhaßter als vor ihm. Man war empört, daß er den Herzog von Augustenburg nicht ohne weiteres als Herzog von Schleswig-Holstein anerkannte, und bestärkte dadurch den Herzog in der Neigung, auf die Bedingungen, die ihm von Preußen aus gestellt wurden, nicht einzugehen. Darüber kam es denn, nach vielem Hin und Her, zur Annexion der Provinzen.

Im Sommer des Jahres wurde ich aufgefordert, an einem Kommers der Jenaer Germanen teilzunehmen, und hatte dadurch Gelegenheit, das Leben der farbentragenden Studenten in einer kleinen Universitätsstadt in seiner liebenswürdigsten Form kennen zu lernen. Jena lag noch nicht an der Bahn; meine Freunde und ich wurden daher in Apolda abgeholt und fuhren in sogenannten Spritzen nach Jena. Das waren kleine Wagen, vor denen das Pferd nur an einer Deichsel ging, so als ob ein zweites fehlte. Das gab dem

Einzug schon etwas Eigenartiges. Höchst reizvoll wirkte dann der enge Zusammenhang, der zwischen der Studentenschaft und der Bevölkerung bestand und die ganze Stadt wie den Sitz einer großen Familie erscheinen ließ. Die Studenten machten aber auch einen sehr sympathischen Eindruck, waren weder übermäßig „patent" noch roh, wie auf mancher anderen kleinen Universität, sondern von liebenswürdigster, harmloser Heiterkeit. Es waren viele Oldenburger unter den Germanen, die mir besonders gefielen und zu den näheren Freunden Krugs gehörten. Mit einem von ihnen, der, wenn ich mich recht erinnere, Heß hieß, hatte ich mich besonders angefreundet. Er war ein ganz reizender junger Mensch, voll natürlicher Herzensgüte und anmutigen Frohsinns, die gesunde Lebenslust in Person. Und doch waren seine Tage schon gezählt, er verunglückte bald nach dem Fest durch einen Sturz aus dem Fenster.

Während des Kommerses entfalteten sich in vollem Umfang die alt überkommenen Formen des deutschen Studentenlebens. Die Füchse ritten auf Stühlen unter den Klängen von: „Was kommt dort von der Höh!" in den Saal; in diesem wurde vor ihren Augen ein greulicher „Schwedentrunk" bereitet, den sie dann, mit verbundenen Augen einzeln wieder hereingerufen, vermeintlich leerten — er wurde natürlich im letzten Augenblick mit harmlosem Bier vertauscht —; es gab schließlich eine Ausfahrt im Landauer nach Eisenberg, mit einem Pereat vor dem Karzer und einem Hoch vor der Wohnung des Rektors. In Eisenberg gab es einen feierlichen Empfang durch den Bürgermeister und durch die braven Schulkinder; die nicht bewährten mußten unserem Einzug fernbleiben.

Mit sehr gemischten Gefühlen lernte ich in diesen Tagen auch einen jener Männer kennen, die auf der Universität hängengeblieben waren und nun als „ewige" Studenten von dem jüngeren Nachwuchs lebten. Er wurde „die alte Latte" genannt, hat auch unter diesem Namen, wenn ich mich recht erinnere, Studentenlieder herausgegeben, ich weiß aber nicht, wie sein wirklicher Name war. Die älteren Studenten begegneten ihm ja immer freundlich, aber im Ton der jüngeren klang doch nicht selten eine Note der Nichtachtung nach.

Ich wurde ihm gegenüber das Gefühl eines peinigenden Mitleids nicht los.

Nach dem Kommers unternahm ich noch mit mehreren Germanen eine längere Fußwanderung nach Schwarzburg, Paulinzell, Ilmenau usw., die sehr heiter verlief; denn die Jenaer Studenten waren überall hochwillkommene Gäste und verdienten es auch durchaus, als solche angesehen zu werden.

Ich habe an diese ganze Zeit die freundlichste Erinnerung behalten.

In Berlin spielte der Student in der doch immerhin schon sehr großen Stadt als solcher keine Rolle, und die alt überlieferten studentischen Bräuche erschienen mir hier immer als etwas Künstliches, Gemachtes. Eine Mensur erinnert hier doch immer etwas an einen Auflauf mit Messerstecherei, und eine studentische Auffahrt an die Reklame eines Zirkus. Diese Bräuche sind in kleinen Städten, in denen alles mit den Studenten lebt, entstanden und kommen auch nur in ihnen recht zur Geltung.

Daß, was wir heute Sport nennen, war damals den Studenten und anderen Leuten auch noch ganz unbekannt. Jedes gesellige Beisammensein junger Männer lief so oder so auf gemeinsamen Biergenuß hinaus. Man trank noch viel Weißbier, und zwar aus so großen Gläsern, daß mehrere aus einem schlürften — eine wenig appetitliche Sitte.

Der Student konnte in Berlin noch verhältnismäßig billig leben. Es gab für sechs Groschen schon ein ganz leidliches Mittagessen.

Wir aßen mit mehreren Freunden in der Marienstraße, spielten dann einen Kaffeeskat, das war allgemeine Sitte, und unternahmen einen Spaziergang in uns bisher noch unbekannten Teile Berlins. Wir lernten es dadurch gründlich kennen.

Wir besuchten fleißig die Theater, die ja den Studenten zu sehr ermäßigten Preisen zugänglich waren. Unter ihnen nahm das Kgl. Opernhaus die erste Stelle ein. Es war wohl seine Glanzzeit. Die Lucca und der oft als Gast mitwirkende Niemann waren die allgemeinen Lieblinge, und die Leute warteten stundenlang vor der

Morgenkasse, um eine Eintrittskarte zu erlangen. Ihre Reihe reichte gewöhnlich bis zum Palais König Wilhelms. Ein Operettentheater war das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater. Viel besucht wurde auch das Viktoriatheater, das größte der Stadt, in dem neben Possen im Stil von „Berlin bei Nacht" auch Opern gegeben wurden. Allbeliebt war das Wallnertheater, das in seiner überaus bescheidenen Ausstattung noch wie ein Vorstadttheater wirkte.

Vier Komiker allerersten Ranges: Helmerding, Reusche, Neumann und Anna Schramm, gaben hier allabendlich Berliner Possen. Um einen Begriff von ihnen zu geben, seien hier ein paar kurz analysiert. Da waren: „Die schwarzen Menschenbrüder". Ein reich gewordener Baumwollenfabrikant fühlt sich, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hat, in seinem Gewissen durch die Erwägung bedrängt, daß er seinen Wohlstand doch eigentlich den armen schwarzen Menschenbrüdern, den Negersklaven, verdankt. Er beschließt daher, sich einen schwarzen Menschenbruder kommen zu lassen und ihn vorzüglich zu behandeln. Sein Eintreffen wird eben erwartet, als der Liebhaber der Tochter in Gefahr steht, von dem Vater überrascht zu werden. Er flüchtet in den Kamin und kommt, als er die Luft frei glaubt, mit Ruß bedeckt, schwarz wie ein Mohr zum Vorschein. Da tritt der Fabrikant wieder ein und glaubt den erwarteten schwarzen Menschenbruder vor sich zu haben. Das übrige kann man sich denken.

In einer anderen Posse, deren Namen ich vergessen habe, befanden sich ein Berliner Barbier und seine Tochter in einem großen Bade. Der Meister hat sich als „Rentier" in die Badeliste eingetragen, und Vater und Tochter haben die Bekanntschaft eines entzückenden jungen Barons gemacht. Die Tochter hat ihr Herz an ihn verloren, aber da der Vater einsieht, daß aus dem Handel doch nichts werden kann, beschließt er, abzureisen. Man hat sich bereits von dem jungen Herrn verabschiedet und ist im Begriff, zur Bahn zu fahren. Da beschließt der zornige Meister, sich noch einen Barbier kommen zu lassen und an ihm seinen Ärger auszutoben.

Als dieser eintritt, erweist er sich als der junge Baron, der eigentlich auch Barbier ist und nur für das Bad den vornehmen

14*

Mann gespielt hat. Die jungen Leute sinken sich in die Arme, und der Vater gibt seinen Segen dazu.

Dieser harmlose Unsinn wurde mit so hinreißender Lustigkeit gespielt, daß die Zuschauer sich köstlich unterhielten. Ich höre noch Anna Schramm als Tochter des Barbiers: „O Feodor, wie bist Du so furchtbar nett“ flöten.

Sehr ausgelassen ging es in einem Vorstadttheater zu, das allgemein „bei Mutter Graebert“ genannt wurde, und in dem allabendlich Künstler und Publikum gemeinsam Ritter- und Räuberstücke aufführten.

Das Berliner Volk war in den ersten sechziger Jahren sehr theaterfreundlich. An den Sonntagnachmittagen fanden in vielen Tanzsälen Liebhaberaufführungen statt. Das Eintrittsgeld betrug vier gute Groschen, und man erhielt dafür noch eine „Weiße“. Wer im ersten Stück mitgespielt hatte, nahm, während das zweite in Szene ging, unter den Zuschauern Platz und unterhielt sich so gut wie sie.

Die Herbstferien verbrachte ich im Jahre 1864 in meiner Heimat, größtenteils auf dem Gute meines Schwagers Denffer. Die Verhältnisse waren hier die allerunfreundlichsten. Der polnische Aufstand war niedergeschlagen, aber es bestanden in Litauen noch zahlreiche Banden sehr verschiedener Art. Die einen hatten sich aus polnischen Patrioten gebildet, denen die Flucht über die streng bewachten Grenzen nach Österreich und Preußen unmöglich war, und sie brauchte man nicht sehr zu fürchten, denn sie beschränkten sich darauf, sich den Unterhalt schlimmstenfalls mit Gewalt zu nehmen und ihre abgetriebenen Pferde gegen frische zu vertauschen. Die anderen Banden bestanden aber aus regelrechten Räubern, bösartigem Gesindel, das im Revolutionsjahr Freude am freien Umherstrolchen gefunden hatte.

Die Regierung, die jetzt mit rücksichtslosester Energie vorging, hatte die friedliche Bevölkerung vollständig entwaffnet, obgleich die Truppen nicht ausreichten, um sie wirklich zu schützen. So waren wir denn keinen Augenblick davor sicher, uns völlig wehrlos einer Räuberbande gegenüber zu sehen.

Eines Abends waren meine Mutter und meine Schwester schon zu Bett gegangen, während mein Schwager und ich noch beieinander saßen und sorgenvoll allerlei verdächtige Kunde besprachen, die aus dem nächsten Städtchen zu uns gedrungen war. Da hörten wir plötzlich einen Haufen Reiter auf den Hof sprengen; der gefürchtete Augenblick schien gekommen zu sein. Es blieb uns nichts übrig, als die Haustür aufzuschließen und den Leuten entgegenzutreten. Es erwies sich aber glücklicherweise, daß es sich nur um die Ackerpferde handelte, die aus irgendeinem uns nicht bekannt gewordenen Grunde vorzeitig von der Weide nach Hause getrieben worden waren.

An einem anderen Tage fuhren wir zum Arzt, der auf einem etwa zehn Kilometer von uns entfernten Gut wohnte, und erfuhren dort, daß wenige Stunden vor unserem Eintreffen eine berittene Bande die Wohnung des Herrn, der abwesend war, rein ausgeplündert hatte. Wir kehrten natürlich sofort um und eilten in der Besorgnis, die Bande könnte das Gut meines Schwagers überfallen haben — es lag in der von ihr eingeschlagenen Richtung — so schnell wie möglich nach Hause. Unser Weg führte uns, da wir die Landstraße für alle Fälle mieden, durch dichten Wald, in dem wir infolge der mittlerweile hereingebrochenen Dunkelheit kaum vorwärts kamen. Es war eine unheimliche Fahrt, und wir waren sehr froh, als wir zu Hause eintrafen und alles in Ordnung fanden.

Während meiner Anwesenheit erfolgte auch später kein Überfall; bald nach meiner Abreise aber mußte mein Schwager sich doch entschließen, die Damen und sein Söhnchen nach Mitau zu schicken. Wenige Tage später erschien bei ihm eine Räuberbande und plünderte den Hof, ohne indessen meinen Schwager zu finden, der gewarnt worden war und in einer im Walde liegenden Schmiede bei seinem treu zu ihm haltenden lettischen Schmied eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte.

Immerhin erwies sich ein längeres Verweilen auf dem Gut als unmöglich, so daß mein Schwager sich entschließen mußte, die Landwirtschaft aufzugeben und in den Staatsdienst zu treten. Für diesen Entschluß waren natürlich weniger die letzten Ausläufe der Revolution

maßgebend als die durch den Generalgouverneur Murawjew geschaffene „Ordnung", die der bekannten „solitudo" des Tacitus durchaus entsprach.

Im Oktober des Jahres 1864 erschien zum ersten Male eine neue Zeitschrift, die, ohne daß ich es damals ahnen konnte, für mein Leben von größter Bedeutung werden sollte. Habe ich ihr doch dreißig lange Jahre hindurch mein bestes Können gewidmet. Bis dahin war die von Ernst Keil begründete „Gartenlaube" die alle anderen weit überragende für die Familie bestimmte Zeitschrift gewesen und hatte einen beispiellosen Erfolg gehabt, eine Verbreitung erlangt, wie sie bisher in Deutschland unerhört gewesen war. Die zahlreichen politischen Flüchtlinge von 1848 her, die sich in Amerika, England und Frankreich niedergelassen hatten und ja vielfach sehr bedeutende Männer waren, sandten Keil die interessantesten Beiträge. Es war ferner die Zeit, in der man daran ging, die Naturwissenschaften volkstümlich zu machen. Die Könige bauten fleißig, und die Kärner hatten vollauf zu tun. Sie brachten auch die gewagteste wissenschaftliche Annahme als Tatsache unter das Volk und verkündeten triumphierend einen öden Materialismus, der ihnen als der Weisheit letzter Schluß erschien. Durch eine vermenschlichende Anschauung des Tierlebens wurde dieses zwar irreführend, aber doch auch wieder sehr interessant geschildert.

Wer politisch liberal oder kirchlich radikal war, war als Mitarbeiter willkommen. Dazu kam, daß Keils eigener literarischer Geschmack dem der breiten Massen durchaus entsprach. Wie er denn überhaupt in gutem Glauben handelte und durch sein Blatt der Nation durchaus nur zu nützen glaubte.

Nun war das preußische Schulschiff „Amazone" mit vielen Kadetten an Bord in der Nordsee verunglückt. Zum eisernen Inventar des liberalen Aberglaubens jener Tage gehörte die Vorstellung, daß „die Junker" der Entwicklung der deutschen Flotte widerstrebten, daß man sich daher von ihnen in diesem Punkt des ärgsten versehen könne. Aus diesem Empfinden heraus war ein Beitrag entstanden, der in der „Gartenlaube" erschien, und in dem

sehr durchsichtig enthüllt wurde, daß die „Amazone“ einem Komplott der Junker zum Opfer gefallen sei. Sie hatten einen amerikanischen Kapitän gedungen, das Schulschiff zu übersegeln.

Das schlug dem Faß den Boden aus. Die preußische Regierung verbot die „Gartenlaube“ und ließ sie erst nach 1866 wieder zu. In Rheinland-Westfalen aber taten sich eine Anzahl evangelischer Christen zusammen und riefen als Gegengewicht gegen die „Gartenlaube“ das „Daheim“ ins Leben.

Die Zeitschrift war als ein durchaus unabhängiges Blatt gedacht und ist auch von Anbeginn an ein solches gewesen; ein unglücklicher Zwischenfall aber drückte ihm gleich anfangs einen offiziösen Stempel auf, den es durch lange Jahre nicht los wurde. Der Kriegsminister Roon, der ja selbst ein frommer Christ war und sich für das neue Blatt interessierte, empfahl das „Daheim“ in einem vertraulichen Erlaß den Offizierkorps. Das wurde durch eine Indiskretion bekannt, und die Freunde Keils verfehlten nicht, daraus Kapital zu schlagen. Es erhob sich in den Zeitungen der übliche „Sturm der Entrüstung“; mehrere eingeschüchterte Mitarbeiter zogen die schon gelieferten Beiträge zurück und teilten diese Tatsache öffentlich mit, — weite Kreise standen dem neuen Unternehmen feindlich gegenüber. Trotzdem erhielt es im ersten Jahrgang schon 30 000 Abonnenten — ein Beweis dafür, wie sehr es einem Bedürfnis entsprach.

An dem kleinen See im Tiergarten, in dem die Rousseau-Inseln liegen, steht dort, wo der von den Denkmalen Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise kommende Wasserlauf in den See mündet, eine Bank. Auf der habe ich im Herbst jenes Jahres oft allein gesessen und mein Leben überdacht. Ich hatte wieder liebe Gesellen gefunden und ich konnte mir sagen, daß ich das von mir ergriffene Studium fleißig und mit Erfolg betrieb. Trotzdem war ich nicht glücklich und hatte zwar keineswegs die klare Erkenntnis, aber doch das dumpfe Gefühl, daß ich noch immer nicht den Weg gefunden hatte, auf den mich meine Anlagen wiesen, und auf dem ich hoffen konnte, einen mich befriedigenden Wirkungskreis zu finden. Aber

wo lag dieser Weg? Der Trieb zu dichterischer Produktion hatte vollständig aufgehört; ich nahm daher an, daß er doch nur die Äußerung einer regen jugendlichen Phantasie gewesen war. Theologie und Philosophie aber führten mich, wie immer sie auf andere wirken mochten, nicht zu Gott, sondern von Gott ab. Ein persönliches Verhältnis zu ihm zu gewinnen, war indessen doch eine Lebensfrage, nicht nur für den Theologen, sondern auch und noch mehr für den Menschen.

Ich hatte niemand, mit dem ich diese Fragen hätte besprechen können, und ich suchte auch nach niemand, denn ich war seit Sallgallen gewohnt, mein Innerstes mit sieben Siegeln verschlossen zu halten und mit ihm unter allen Umständen allein fertig zu werden. Da mir noch immer die Möglichkeit, die Theologie aufzugeben, ganz fernlag, dachte ich darüber nach, ob ich denn nicht vielleicht auf einer anderen Universität Lehrer finden könnte, die ihre Fächer nicht vortrugen wie andere Wissenschaften auch, sondern ein persönliches Verhältnis zu ihren Schülern herstellten und ihnen, ihrer Eigenart entsprechend, den Weg zu Gott wiesen.

Nun erfreute sich damals die theologische Fakultät Erlangens des höchsten Ansehens; ich beschloß daher, im nächsten Frühling auf jene Universität überzusiedeln.

Ich übersah dabei das Wichtigste: daß mir zu jener Zeit kein Mensch anmerken konnte, welcher Wunsch meine Seele beherrschte, und ich gewiß auch nichts tun würde, um ihn meinerseits seiner Erfüllung näher zu bringen.

Ich teilte Aeckerle nach Weihnachten meinen Entschluß mit, und er wollte nun auch nicht länger in Berlin bleiben, sondern nach Dorpat gehen, um sich dort zu seinem Examen vorzubereiten. Das tat er denn auch und wurde später Oberlehrer für das Griechische an dem Gymnasium in Arensburg auf der Insel Ösel, wo er mit schönem Erfolg 25 Jahre lang wirkte. Wir haben uns dann nicht oft gesehen, denn er verließ die Insel nur selten; besuchte er mich aber erst in Riga, dann in Leipzig, so war es natürlich, als ob wir uns am Tage vorher getrennt hätten.

Als das Gymnasium in Arensburg russifiziert wurde, siedelte Aeckerle nach Berlin über, und ich hatte die frohe Hoffnung, nun mit dem Jugendfreunde noch manches Jahr gemeinsam verleben zu können. Es ließ sich auch alles für ihn sehr günstig an, er bekam Lehrstunden an einer Privatschule und konnte hoffen, durch ihren Ertrag in Verbindung mit seiner Pension sich auch wirtschaftlich gut zu stellen. So kam unser gemeinsamer Geburtstag heran. Am Vorabend desselben war Aeckerle mit seiner Familie in der Kaffeestunde bei uns und blieb noch, als seine Damen uns verließen. Wir saßen traulich beieinander und plauderten über unsere Jugendjahre, als er mir plötzlich ganz verkehrte Antworten gab und gleich darauf umsank. Er war vom Schlage gerührt, die ganze eine Seite gelähmt, und er hatte die Sprache verloren.

So hat er noch mehrere Jahre gelebt, geistig nachher wieder ganz frisch, aber nur sehr wenig befähigt, seinen Gedanken Ausdruck zu geben.

Dann wurde er von seinen Leiden erlöst, und wir betteten ihn, während das schwarz-rot-goldene Banner des akademischen Turnvereins über seinem Sarge wehte, in die Berliner Erde, auf der er die froheste Zeit seines Lebens verbracht hatte, und die ihm so wert war.

Ich hatte ihn von ganzem Herzen lieb.

# In Erlangen

Wer 1865 von Berlin nach Erlangen wollte, der mußte noch einen großen Umweg machen. Man fuhr zunächst nach Eisenach, schwenkte dann links ein und erreichte, an dem Südabhange des Thüringer Waldes entlang reisend, Hof und von da aus über Bamberg sein Ziel. Ich unterbrach in Eisenach meine Reise und besuchte die Wartburg; aber ich konnte weder damals noch später bei wiederholten Besuchen viel Freude an ihr finden. Alle „Sehenswürdigkeiten" lassen doch keine Stimmung aufkommen, die wir nur zugleich mit vielen anderen und geleitet von einem sie „erklärenden" Führer in Augenschein nehmen dürfen.

In Bamberg trat mir zum ersten Male katholisches Wesen entgegen. Als ich einen alten Mann, der mich im Michaelskloster umherführte, fragte, ob es in Bamberg auch Protestanten gäbe, erwiderte er mit einem Seufzer: „Ach ja, seit 1848 haben wir auch Juden und Protestanten in der Stadt. — Aber", fügte er hinzu, „wenn die Leute behaupten, daß die Protestanten in ihren Kirchen mit dem Hut auf dem Kopf sitzen und rauchen, so ist das nicht wahr. Wirklich nicht."

Auf dem Bahnhof in Erlangen redete mich ein „Stiefelfuchs" darauf an, ob ich schon eine Wohnung hätte, und half mir, als ich verneinte, eine suchen. Diese Stiefelfüchse spielten in Erlangen den Studenten gegenüber ungefähr dieselbe Rolle wie die „Faktoren" in Polen im Verhältnis zu den Edelleuten. Äußerst gewandte Menschen, waren sie zu jedem Dienst bereit und beschränkten sich keineswegs darauf, den jungen Leuten die Kleider zu reinigen und die Stiefel zu putzen. Mein Stiefelfuchs hatte eine höchst drollige Art, in Knittel-

versen zu sprechen, und war überhaupt ein sehr begabter, witziger Mensch. Ich habe ihn in meinem Roman „Allein und Frei", der überhaupt viel Erlebtes enthält, verwendet.

Die Wohnung, die ich mietete, überraschte mich zunächst durch ihre Billigkeit, wie denn das Leben in Bayern überhaupt noch erstaunlich billig war. Es herrschte hier, wie in ganz Süddeutschland, noch die Gulden- und Kreuzerwährung; ein Gulden und 45 Kreuzer galten einen Taler. Die umlaufenden Kreuzer stammten oft noch aus der Zeit der Kipper und Wipper und waren dann so dünn wie Blättchen. Es geschah einem leicht, daß einer unter den Fingern zerbrach.

Die von den Studenten bewohnten Häuser lagen fast alle in dem neueren Teil Erlangens und glichen sich wie ein Ei dem andern. Das kam daher, daß sie ihrerzeit alle nach einem gleichen Plan zur Aufnahme französischer Refugiés, denen der Markgraf von Bayreuth hier ein Asyl bereitet hatte, erbaut waren. Man erzählte sich, daß ein frisch zugezogener Student, als er abends von der Kneipe heimkehrend die Haustür schon geschlossen fand, durch das von ihm offen gelassene Fenster in sein Zimmer stieg. Als er Licht machte, gewahrte er in seinem Bett einen Fremden, der aufsprang und sich auf ihn stürzte, worauf dann beide um Hilfe riefen, bis sich herausstellte, daß eine Verwechslung der Häuser stattgefunden hatte. Das konnte sich ganz wohl so begeben haben.

Als ich am Morgen nach meiner Ankunft, meiner Gewohnheit gemäß, um 5 Uhr aufstand und vom Fenster aus auf das Gäßchen zu meinen Füßen blickte, in dem buchstäblich das Gras büschelweis zwischen den Pflastersteinen hervorquoll, bekam ich zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben Heimweh, natürlich nach Berlin. Es war ein höchst seltsamer Zustand, indem mir die Tränen unaufhaltsam über die Wangen liefen, obgleich mir das Lächerliche, ja Absurde dieser Tränenflut ganz bewußt war und es auch sonst wahrhaftig nicht in meiner Art lag, mir bei Gemütsbewegungen auf diese Weise eine Erleichterung zu schaffen. Darüber kam denn die Wirtin mit dem Kaffee ins Zimmer und suchte mich gutherzig

über den, wie sie annahm, eben erfolgten Abschied vom Elternhaus zu trösten.

Mein Stiefelfuchs empfahl mir den Mittagstisch in einem Gasthof, der, wie ich glaube, der „Walfisch" hieß, und ich folgte seinem Rat. Ich sollte aber gleich hier kennen lernen, unter wie anderen Verhältnissen der Student in einer kleinen Stadt lebt als in Berlin. Ich erhielt meinen Wechsel vierteljährlich und pflegte deshalb, um wenigstens in bezug auf Wohnung und Mittagessen für alle Fälle gesichert zu sein, die Miete und die Hauptmahlzeit für ein Vierteljahr vorauszubezahlen. Als ich nun dem Wirt des „Walfisches" das Essen vorausbezahlen wollte, verstand er zunächst lange nicht, was ich eigentlich wollte, und weigerte sich dann entschieden, das Geld entgegenzunehmen, war dazu auch nicht zu bewegen. Er schien mich für rein verrückt zu halten, was ich, nachdem ich eine Zeitlang in der Stadt verweilte, ganz gut verstand. Hatte doch jeder Student bei jedermann ohne weiteres Kredit, woraus sich eine große Versuchung in wirtschaftlicher Beziehung ergab.

Der weitaus größte Teil der Erlanger Studenten gehörte farbentragenden Verbindungen an; es gab drei Korps, mehrere Burschenschaften, zwei christliche Verbindungen, und alle hatten sehr viele Mitglieder. Der unter ihnen herrschende Ton war ein guter, wenn auch nicht ein so fröhlich ungezwungener wie in Jena, wie ja auch die ernsten Ostfranken wenig von der heiteren Liebenswürdigkeit der Thüringer haben.

Für mich, den schon älteren Studenten, kamen die Verbindungen natürlich gar nicht in Frage, und ich war darauf gefaßt, ein sehr einsames Jahr zu verbringen.

Es kam aber anders.

Erlangen liegt am Fuß eines Höhenrückens, an dem ein kleines Flüßchen, die Schwabach, vorüberfließt. Am westlichen Ende dieses Höhenrückens hatte sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Herr von Wels einen in Terrassen aufsteigenden Garten angelegt und in ihm ein Landhaus erbaut. Er muß ein rechter Sonderling gewesen sein, denn er hatte in seinem Park allerlei Grotten angelegt,

in denen Automaten den Besucher überraschten. In einer von ihnen stand noch zu meiner Zeit ein hölzerner Mönch, der, wenn man auf eine bestimmte Stelle am Eingang zur Grotte trat, mit dem Kopf nickte. In der Dämmerung konnte man ihn ganz wohl für einen lebenden Einsiedler halten, und wir machten uns oft das Vergnügen, norddeutsche Gäste ihm als solchem zuzuführen.

Nach dem Tode des Herrn von Wels hatte ein junger Gastwirt, der hier Bergmann heißen mag, das Grundstück erworben und das am Fuß des Berges liegende Wohnhaus in eine Wirtschaft verwandelt, die im Sommer von den Erlangern viel besucht wurde. In einem Teil des Gartens legte er eine Hopfenpflanzung an, und auf den einzelnen Terrassen errichtete er kleine aus zwei Zimmern bestehende Häuschen, die er an Studenten vermietete. Es hatte sich dann bald so gefügt, daß diese Häuschen ausschließlich von norddeutschen Theologen bewohnt wurden, die sich unwillkürlich zu einem Kreise zusammenschlossen, der insofern den Charakter einer ganz losen Verbindung annahm, als in ihn auch in der Stadt wohnende Studenten aufgenommen wurden. Die Angehörigen dieses Kreises waren meist Hannoveraner, Schleswig-Holsteiner, Braunschweiger oder Mecklenburger. Sie aßen zusammen zu Mittag, hatten in der Woche ein paar gemeinsame Kneipabende und hielten auch sonst zusammen. Da dieser Verband seit einer Reihe von Jahren bestand, hatten sich auch allerlei heitere Traditionen gebildet, die ihrerseits das die einzelnen verbindende Band fester knüpften. Im Versammlungszimmer hingen neben den Bildern der früheren Mitglieder allerlei Erinnerungen an kleine Abenteuer, die sie erlebt hatten, Dedikationen an die Gesellschaft und dergleichen mehr, wodurch der Raum einen sehr anheimelnden Charakter bekam.

Der Wirt, Herr Bergmann, war zu meiner Zeit schon ein älterer Mann. Er war klein, aber kräftig gebaut, und seine Augen blickten unter starken grauen Brauen über einer Adlernase klug und nüchtern in die Welt. Er war unermüdlich fleißig, schaffte, wenn die Jahreszeit es irgend zuließ, schon vor fünf Uhr morgens im Hopfen- oder Gemüsegarten und war dann den ganzen Tag über in der Wirt-

schaft auf den Beinen. Er war aber auch, was man früher einen „Filou" nannte, und steckte voll Humor. Er führte einen ganz leidlichen Ungarwein, den man, je nach Verlangen, für zwei, vier, sechs, acht oder auch zehn Gulden trinken konnte. Von sechs Gulden aufwärts bekam man ihn in einer mit Spinnweben überzogenen, verstaubten Flasche serviert. Es war bei den wohlhabenden Fürther Juden üblich, die Verhandlungen über die Verlobungen ihrer Kinder bei Bergmann zu führen. Wurde durch sie, die meist mit orientalischer Lebhaftigkeit geführt wurden, das erwünschte Ziel erreicht, so wurde dieser „alte Ungar" viel begehrt und zum höchlichsten Ergötzen Bergmanns sehr gepriesen.

Mit seinen Studenten stand der Alte auf dem freundlichsten Fuß und kam ihrem Kreditbedürfnis in fast unbeschränktem Maße entgegen. Man nannte sich gegenseitig „du", redete sich dabei aber mit „Herr" an.

Frau Bergmann war ebenso fleißig wie ihr Mann und hielt die Wirtschaft gut im Zuge; sie war aber von wenig freundlicher Gemütsart und sparsamer, als ihrem Gatten lieb war. Auch war sie für das Vornehme und wünschte heiß, daß ihre Töchter einmal irgendwo in Norddeutschland Pastorinnen würden. Diesen Wunsch hatten auch die beiden Töchter von früh auf geteilt, aber das Ziel, das mehrfach schon in ergreifbarer Nähe erschienen war, hatte sich doch immer nicht erreichen lassen. Die Verlobungen waren einige Zeit, nachdem der Bräutigam Erlangen verlassen hatte, immer wieder aufgelöst worden, und zwar mit der Begründung, daß die Gesundheitsverhältnisse des betreffenden jungen Mannes ihm die Eingehung einer Ehe leider unmöglich machten. Da nun Bergmann die Beobachtung gemacht zu haben glaubte, daß diese Krisis in den Gesundheitsverhältnissen der künftigen Schwiegersöhne mit dem Zeitpunkt zusammenzufallen pflegte, in der sie die letzte Rate ihrer Schulden bezahlten, war er von diesen Verlobungen sehr wenig erbaut. Die Töchter aber, die hier Aline und Elfriede heißen mögen, sonst sehr tüchtige, gescheite und wohlaussehende Mädchen, konnten von ihrem Wunsch nicht lassen, gaben die Hoffnung, ihn doch noch erfüllt zu

sehen, nicht auf und bereiteten sich auf ihre künftige soziale Stellung dadurch vor, daß sie ein möglichst feines Benehmen annahmen. Fräulein Elfriede ging darin sogar so weit, daß sie das st so aussprach wie eine Hannoveranerin.

Das alles war nun dem bäurisch derben Vater ein Greuel, und er stand deshalb mit seinen Damen, die er seine „Apostel" nannte, auf sehr gespanntem Fuß.

Ich bin seit jener Zeit nicht wieder in Erlangen gewesen; ich weiß daher nicht, wie es da jetzt aussieht. Wollte man aber zu meiner Zeit aus der Stadt auf den Wels, so ließ man zunächst die lange Mauer, die die Irrenanstalt umschloß, zur Linken, passierte dann auf einer kleinen, hölzernen Brücke die Schwabach und erreichte vor dem Wirtshaus noch ein Wäldchen, das man zu durchschreiten hatte. Es war das eine ziemlich verrufene Gegend, in der sich in der Dunkelheit allerlei Gesindel umhertrieb, und sie wurde dadurch noch unheimlicher, daß von den Insassen der Irrenanstalt einer bellte wie ein Hund und ein anderer miaute wie eine Katze, und zwar so laut, daß man ihr Geschrei, wenn der Wind zum Wels ging, noch auf ihm hörte, nicht selten die ganze Nacht hindurch.

Ich kehrte nach einem Spaziergang zufällig auf dem Wels ein und lernte ein paar der auf ihm wohnenden Studenten kennen. Sie erzählten mir von ihrem Verbande und forderten mich auf, doch einmal einen Abend mit ihnen zu verbringen. Da sie mir gefielen, folgte ich ihrer Aufforderung und schloß mich dann bald der Gesellschaft an.

Es erwies sich, daß noch ein Häuschen frei war; ich mietete es und zog eines Tages mit meinem weißen Pudel Piefke — so hieß er zu Ehren des Komponisten vom Düppeler Schanzenmarsch — auf den Wels.

Ich habe es nicht bereut.

Das Häuschen, das ich bewohnte, lag ganz oben, und man hatte von seinen Fenstern aus einen entzückenden Blick auf die Stadt und die freundliche Landschaft hinter ihr. An das Häuschen grenzten

links der Hopfengarten, rechts der Rest des Parks mit schönen alten Bäumen. Durchschritt ich ihn, so gelangte ich auf einen Fußweg, der auf der Höhe des Bergrückens zwischen Gärten zu seinem östlichen Abhang führte, unter dem die Eisenbahnzüge in einem Tunnel verschwanden. Von hier aus konnte man den, übrigens nur sehr wenig benutzten Main-Donaukanal weithin verfolgen und sich an dem Anblick des Landschaftsbildes erfreuen.

Wundervoll waren hier oben die Morgenstunden. Wie ich aus dem Bett springe und die Tür zum Wohnzimmer zurückstoße, strömt mir durch die geöffneten Fenster die frische Morgenluft entgegen, und ich sehe die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne sich im Tau widerspiegeln, der an den Gräsern auf dem Rasenplatz vor mir in schweren Tropfen hängt. Ich setze nun die Spirituslampe unter meiner Kaffeemaschine in Brand, kleide mich schnell an und komme auch zur rechten Zeit, um sie umzustülpen. Dann frühstücken Piefke und ich und treten hinaus ins Freie, wo wir den alten Bergmann schon bei der Arbeit finden. Ich plaudere ein wenig mit ihm und mache dann mit dem fröhlich bellenden Hunde, während alles, was von unsern gefiederten Freunden eine Stimme hat, sie nach Kräften hören läßt, einen kurzen Spaziergang.

In Erlangen wurde auch in den protestantischen Kirchen um sechs und sieben Uhr morgens und abends „zum Gebet" geläutet. Das hörte sich von hier oben sehr schön und feierlich an. Dann kehren wir in unser Häuschen zurück; ich setze mich an die Arbeit, und Piefke sucht seinen Schlafsack wieder auf.

So in der warmen Jahreszeit. Im Winter aber sind diese Morgenstunden kaum weniger schön. Ich entzünde da das schon am Abend aufgeschichtete Holz im Ofen, ehe ich die Kaffeemaschine herrichte. Piefke freilich, der weiß, daß es jetzt doch keinen Spaziergang geben wird, bleibt liegen und blinzelt mich nur, während ich mich ankleide, verschlafen an. Er kommt erst zu mir, wenn der Spiritus beim Umstürzen der Kaffeemaschine auflodert, reicht mir die Pfote, reckt sich und gähnt ein über das andere Mal. Dann aber gibt er seiner Seele einen Stoß, springt auf den Platz neben

mir, und wir frühstücken gemeinsam. Sobald das geschehen ist, zieht er sich zu einem Morgenschlaf zurück.

Nun ist es um mich köstlich still, und es läßt sich nichts vernehmen als das Prasseln des Feuers im Ofen und hin und wieder ein Seufzer Piefkes, wenn er ihn Bedrückendes träumt.

Zum Mittagessen fanden sich alle Bewohner des Wels zusammen, wer von ihnen nicht in der Stadt war, meist auch abends.

In der warmen Jahreszeit wurde der Garten am Nachmittag und Abend viel von den Honoratioren und insbesondere den Professorenfamilien besucht. Es ging dabei sehr frugal her. Die Hausfrau pflegte allerlei Belag mitzubringen und bestellte nur Brot dazu — Butter aßen die Süddeutschen nicht, und auf den Dörfern war sie überhaupt nicht zu haben. Der einzelne Herr bestellte sich zum Bier „a Brot und a Kas" und erhielt dann ein Brötchen, das sich auf beiden Seiten zuspitzte, und ein paar Schnitte Käse. Dazu wurde dann reichlich das sehr wohlschmeckende und erstaunlich billige Bier getrunken.

Dieses Bier wurde in den Felsenkellern in ungeheuren Massen aufbewahrt und ging von ihnen aus in alle großen Städte Deutschlands, denn das Erlanger Bier war der Pionier für die „echten", d. h. in Bayern gebrauten Biere, die damals ihren Siegeszug durch Norddeutschland eben begannen. Man glaubte, daß sich ein so köstlicher Trank nur mit Hilfe des Erlanger Wassers herstellen lasse. Dieses Erlanger Exportbier war fast schwarz und sehr schwer, während das gewöhnliche heller und leichter war.

Meine Kameraden waren liebenswürdige junge Leute, mit denen sich behaglich verkehren ließ, und die, soviel ich weiß, später alle tüchtige Pastoren geworden sind. Wirklich befreundet aber wurde ich nur mit einem Hospitanten unseres Kreises, einem jungen Studienlehrer Müller, der aus der Pfalz stammte, aber eine Vorliebe für die Norddeutschen hatte und sich deshalb uns anschloß. Er war ein außerordentlich liebenswürdiger, sehr kluger und vielseitig gebildeter junger Mann, und ich gewann ihn sehr lieb. Schlank und rank von Statur hatte er schöne blaue Augen, aus denen ebensoviel Herzens-

güte wie Humor sprach. Er war viel reifer als wir, für sein Alter ganz ungewöhnlich abgeklärt und harmonisch gestimmt, für mich, in dem so vieles noch unklar gärte, die erfreulichste Ergänzung. In ihm trat mir zum erstenmal in meinem Leben ein junger Mann entgegen, der mir geistig imponierte und mir, nicht durch bewußte Einwirkung, aber durch sein eigenes, maßvolles Wesen Ziele wies, die mir später zu Idealen wurden. Maß halten, mich fügen, bescheiden in Reihe und Glied marschieren, war mir bisher immer als etwas Spießbürgerliches, meiner Unwürdiges erschienen. Ich verlangte immer nach dem Außerordentlichen, und als das Außerordentliche erschien mir das Ungeregelte, die selbstherrliche und selbstische Kraft. Das wurde nun langsam aber stetig anders.

Ein lieber Gesell war mir ein Hannoveraner, der hier Herbis heißen soll. Sehr lebhaft von Temperament war er immer voll guter Laune, stets beschäftigt, ein sehr gütiger und liebenswerter Mensch.

Homiletik und Katechetik las Professor Harnack. Im Gegensatz zu seinem berühmten Sohn Adolf war er ein Vertreter der sich streng an Luther haltenden Orthodoxie, hatte aber nichts von dem dogmatischen Eifer Hengstenbergs. Er war ein schöner Mann mit lang herabwallendem Haar und sehr feinen, aristokratischen Händen. Sein bartloses Gesicht zeigte ausgesprochen den niederdeutschen Typus. Er sprach in sehr gewählten Ausdrücken und bewahrte auch im Seminar eine Zurückhaltung, die einen näheren persönlichen Anschluß nicht wohl möglich erscheinen ließ.

Für die Katechetik konnte ich mich überhaupt nicht erwärmen. Ich war damals und bin heute noch der Meinung, daß man diese Form der Belehrung durchaus den pädagogischen Genies überlassen sollte. Diese mögen ja durch sie große Erfolge erzielen können, wird sie aber von gewöhnlichen Sterblichen gehandhabt, so läuft sie darauf heraus, daß die Schüler erst künstlich verwirrt gemacht und um ein Verständnis gebracht werden, das an sich durchaus der Mitteilung des Lehrers gerecht werden könnte. Weiß sich ein pädagogisch beanlagter Lehrer einigermaßen der geistigen Entwicklungsstufe seiner Schüler anzupassen, so kann er darauf rechnen, daß sie seinem Vor-

trag ohne weiteres folgen können. Versucht er es aber, ihnen seinen Lehrstoff erst durch ein künstlich ausgedachtes System von Fragen und Antworten beizubringen, so macht er es den Kindern und sich selbst nur unnütz schwer. Die auf das Katechisieren gedrillten Lehrer pflegen nach meiner Beobachtung das Fassungsvermögen der Schüler immer zu unterschätzen, weil eben diese Methode meist durchaus verwirrend wirkt. Harnack war gewiß ein vorzüglicher Katechet, aber ich wäre jede Wette eingegangen, den Lehrstoff den Kindern durch freien Vortrag in einem Drittel der Zeit beizubringen, die er dazu brauchte, und ich hätte die Wette gewiß gewonnen.

Im homiletischen Seminar konnte man viel lernen, und es war gewiß sehr richtig, daß die Studenten auch an Sonntagnachmittagen in der Kirche predigten. Die Gemeinde war ja dann nicht eben groß, aber es ist doch ein großer Unterschied, ob man in einem Saal vom Katheder oder in der Kirche von der Kanzel spricht.

Sehr interessant war die alttestamentliche Exegese bei Professor Franz Delitzsch. Auf einem nicht großen, etwas beleibten Körper saß ein sehr interessanter mit lockigem Haar bedeckter Kopf. Das bartlose Antlitz mit einer großen Schlägernarbe auf der linken Wange war ein echtes deutsches Gelehrtengesicht, mit freundlichen, durch eine Brille blickenden blauen Augen. Der ganze Mann hatte etwas ausgesprochen Kindliches, im allerbesten Sinn des Wortes. Er war auch entschieden poetisch veranlagt und suchte die Schönheit der Psalmen und der Bücher der Propheten, deren Poesie ihn förmlich berauschte, in einem entsprechend gehobenen Deutsch wiederzugeben, was freilich mitunter zu seltsamen Wortbildungen führte.

Ich lernte Delitzsch auch persönlich näher kennen, da er an schönen Nachmittagen wohl einmal auf den Wels kam und sich dann gern zu uns in unser Zimmer setzte. Das gab dann sehr angeregte Unterhaltungen, in denen der alte Herr oft einen reizenden Humor entwickelte. Da wies er einmal auf die Narbe in seiner Wange und sagte: „Der Schmiß da hat mich unglücklich gemacht. Da ich mit ihm nicht Pfarrer werden konnte, mußte ich wohl oder übel Professor werden."

Der Umstand, daß ich Niedner so verehrte, brachte mich ihm näher, denn Niedner war auch schon sein Lehrer gewesen, und er schätzte ihn wie ich. Er brachte mir hin und wieder ein interessantes Buch mit, und ich mußte ihm dann sagen, wie es mir gefallen hatte. Das wunderlichste war jedenfalls die Abschrift eines Rechtfertigungsschreibens, das der damals sehr bekannte Pfarrer Blumhardt an sein Konsistorium gerichtet hatte, weil er durch seine Geisteraustreibungen in Konflikt mit seiner Gemeinde geraten war. Blumhardt lebte damals (d. h. 1865) schon und lebte noch lange nachher in einem kleinen württembergischen Bade Boll und wurde dort von frommen Protestanten aus ganz Europa viel aufgesucht, um sich von ihm religiös fördern zu lassen. Ich habe mehrere seiner Verehrer kennen gelernt, und sie schilderten Blumhardt übereinstimmend als einen durchaus besonnenen und im höchsten Grade wahrheitsliebenden Mann. In diesem Licht erschien er auch Delitzsch. In diesem Bericht aber erzählte er nicht nur von erfolgreichen Austreibungen verschiedener Dämonen, sondern teilte auch unter Berufung auf von ihm namhaft gemachte Zeugen Tatsachen mit, die sinnlich wahrnehmbar gewesen sein mußten. So versicherte er, einer Frau unter anhaltendem Gebet nicht etwa nur eine Nähnadel oder dergleichen, sondern viele Ellen Draht aus dem Kopf gezogen und sie dadurch von großem Leiden befreit zu haben. Dieser Fall hat sich mir eingeprägt, es wurden aber auch noch andere, nicht minder ungewöhnliche erzählt.

Als mich nun Delitzsch fragte, was ich von dem Berichte hielte, meinte ich, die betreffende Person sei zweifellos hysterisch gewesen, und es sei ja bekannt, daß Kranke dieser Art mitunter Dinge ungestraft verschlucken, die anderen den Tod bringen würden. Es sei ferner bekannt, daß Nadeln oder ähnliche feine Gegenstände von dem Körper wieder ausgeschieden würden. Diese Drahtoperation gehe aber über derartige Vorkommnisse so weit hinaus, daß ich bei allem Respekt vor Blumhardt doch annehmen müsse, daß er irgendwie das Opfer einer Täuschung geworden sei. Wie eine solche möglich gewesen sei, ließe sich aber allerdings auf Grund des Berichtes nicht einmal vermuten.

Der alte Herr hörte mir mit seinem liebenswürdigsten Lächeln zu, meinte aber, daß jeder, der Blumhardt kenne, diese Annahme ablehnen müsse. Wie er indessen selbst über den Bericht urteilte, gelang mir leider nicht zu erfahren.

Delitzsch war erfüllt von jener wirklichen Frömmigkeit, die den Menschen milde, wahr und gut macht und oft mit herzerfreuender Heiterkeit verbunden ist.

Delitzsch war nicht der einzige Professor, der auf dem Wels zu uns kam. Gern gesehen war auch der Philosoph, Professor Xaver Schmidt, ein Österreicher, der eine Weile Mönch gewesen war und auch eine ehemalige Nonne zur Frau hatte. Der liebenswürdige, sehr ideal gerichtete Mann galt seinen Fachgenossen nicht für ganz voll und war wohl auch etwas Dilettant, aber gerade Männer dieser Art pflegen es ja oft besser zu verstehen, die Jugend anzuziehen und ihr ihre Wissenschaft zugänglich zu machen als Gelehrte, die den regelrechten Bildungsgang gegangen sind. Schmidt besaß oder hatte gepachtet einen kleinen Berggarten, in dem sich ein Häuschen befand. Vor diesem versammelte er seine Schüler um sich und lehrte in der Weise der Alten im Garten wandelnd. „Hier," begann er dann wohl begeistert, „hier in diesem kleinen Reich wie in dem großen der Gedanken sind wir alle Könige." Es war etwas von Leberecht Hühnchen in diesem Gedankenkönig, aber er wirkte so liebenswürdig wie dieser.

Traf Schmidt bei uns mit seinem Kollegen von der Philosophie Fischer zusammen, was öfters der Fall war, so gab es interessante Debatten.

Die nähere Umgebung Erlangens ist nicht eigentlich hübsch, man erreicht aber von ihm aus leicht Bamberg mit seinem historisch so weihevollen Dom und Nürnberg, das damals noch seine volle Ringmauer hatte und ein wundervolles Städtebild bot. Ich fuhr oft und, wenn der Mond schien, immer am Sonnabend nach Nürnberg und übernachtete dort. Für einen Freund des Mittelalters — und ihm galt ja damals mein volles Interesse — läßt sich nichts Genußreicheres denken, als diese Stadt bei Mondschein zu durchwandern.

Man fühlt sich da ganz in die ferne Zeit zurückversetzt, in der, während ringsum alle Bande der Sitte sich lockerten, die deutschen Städte die Träger der deutschen Kultur waren, und so auf die poetische Blüte des deutschen Rittertums eine zweite der bildenden Künste auf Grund gewerblicher und kaufmännischer Tüchtigkeit folgte. In schöner Pietät übernahm hier eine Generation das Erbe von der andern und ehrte es in ihrem Sinn weiter, auch wenn sie selbst anders empfand. Als ein Symbol dieser edlen Sinnesart ist mir immer die ewige Lampe in der protestantischen St. Sebalduskirche erschienen. Die Blüte der deutschen Städte war so groß und währte so lange, weil ihre Bürger so konservativ waren.

Sehr interessant war es wahrzunehmen, wie schnell doch und wie ganz die Nürnberger und Anspach=Bayreuther nicht nur, sondern selbst die Pfälzer zu Bayern geworden waren. Sie fühlten sich nicht nur ganz als solche, sondern hatten auch schon viel von der alt=bayerischen Art angenommen. Wie denn überhaupt die von Napoleon stammenden, doch ganz willkürlich und ohne jede Rücksicht auf die alten Stämme vorgenommenen Staatenbildungen sich als so lebens=kräftig erwiesen haben, daß man nicht genug darüber staunen kann. Franke, Pfälzer und Schwabe müssen sich erstaunlich schnell als Bayern fühlen gelernt haben, und zwar im Gegensatz zu ihren Stammes=genossen etwa in Baden, denn auch bei den alten Leuten begegnete man keinem auf die Stammeseigenschaft gegründeten Partikularismus. Es ist das wohl daraus zu erklären, daß die alten Ordnungen zur Zeit Napoleons schon vollständig überlebt waren und man allerseits die zentralisierten, bureaukratisch regierten neuen Staatenbildungen als Wohltat empfand. In der Pfalz gab es übrigens bei den alten Leuten noch wenn auch im Aussterben begriffene Sympathien für Frankreich.|

Es lebte sich in Bayern sehr viel behaglicher als in Preußen, denn der Staat fuhr hier mit lockeren Zügeln. Der einzelne Beamte wurde wohl einmal saugrob, hatte aber auch nichts dagegen, wenn man ihm ebenso begegnete, und hatte nichts von der verletzenden hochmütigen Schärfe, die seinen preußischen Kollegen so oft eigen war.

„Leben und leben lassen", hieß vielfach die Parole, wenn auch nicht ganz in dem Grade wie in Österreich, so immerhin schon etwas ähnlich. Es kamen doch seltsame Dinge vor. So gingen einmal, während wir in Kulmbach hielten, die Schaffner des Schnellzuges von Coupé zu Coupé und fragten die Insassen, ob sie nichts dagegen hätten, wenn der Zug zehn Minuten länger hielte. Es wäre ein Faß frisch angestochen. Alle stimmten zu, und wir gingen dem Faß unter großer Heiterkeit mit vereinten Kräften zu Leibe.

Auch beim Militär ging es noch recht gemütlich zu. Eine Anekdote wurde viel belacht. Ein bayrischer Hauptmann war von München in die Pfalz versetzt worden und teilte seinem Regimentskommandeur mit, er müsse seinen Abschied nehmen, weil er das Klima nicht vertragen könne. „Aber Herr Hauptmann," meinte dieser, „das Klima ist doch hier unzweifelhaft milder als in München." Darauf der Hauptmann: „Na ja, das Klima wäre mir am Ende schon recht, aber das Bier schmeckt mir halt nicht."

Seit dem 10. März 1864 war der mit 19 Jahren auf den Thron gelangte Ludwig II. König von Bayern. Der bildschöne, für hochbegabt geltende Jüngling bezauberte alle Welt, erregte aber doch auch schon durch seine Neigung für einsame Fernritte einiges Befremden. Sehr populär war nachträglich sein Großvater Ludwig geworden, von dem sich launige Anekdoten zu erzählen die Bayern nicht müde wurden.

Zu herzergreifenden Szenen führte das damals in Bayern bestehende Gesetz, nach dem zu jeder Heirat die Einwilligung der Gemeinde erforderlich war. Diese wurde armen jungen Paaren, auch wenn sie durchaus fleißig und rechtschaffen waren, vielfach verweigert, wodurch sie gezwungen wurden, in einem gesetzlich verbotenen Konkubinat zu leben. Brachte der Gendarm das zur Anzeige, so mußten die Gerichte die armen Leuten verurteilen und auseinanderreißen. Es war das eine Quelle von Herzleid nicht nur für die Armen selbst, sondern auch für die Staatsanwälte und Richter, die ihnen gegenüber, wenn auch noch so widerwillig, ihres Amtes warten mußten. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, in das dadurch entstehende

Elend hinein zu sehen und gewahr zu werden, welche Erbitterung es im Volke wachrief. Ein Heiratskonsenz der Gemeinde soll übrigens heute noch in Bayern zu jeder Heirat erforderlich sein. Hoffentlich in gemilderter Form. Mit Hilfe des alten Bergmann konnte ich überhaupt etwas Fühlung mit den unteren Volksklassen gewinnen und auch in die von denen in meiner Heimat so abweichenden landwirtschaftlichen Betriebe hineinsehen. Während der Hopfenernte gab es eine Art „Talk", d. h. die ganze Verwandtschaft wurde eingeladen, um beim Pflücken des Hopfens zu helfen, und reichlich bewirtet. Unter dem jungen Volk ging es bei diesem Anlaß sehr lustig her.

Ein hübsch verlaufender Pfingstausflug führte mich in das Wisendtal und die fränkische Schweiz. Es fiel mir bei dieser wie bei anderen Wanderungen durch Franken auf, wie hübsch in den Dörfern die braunäugigen Kinder waren, man sah unter ihnen ganz entzückende kleine Geschöpfe — während man unter den Erwachsenen selten schönen Menschen begegnete. Das lag wohl daran, daß die Bauern sehr hart arbeiten mußten und schon früh zur Arbeit herangezogen wurden. Wie ja überhaupt der landwirtschaftliche Kleinbetrieb viel größere Anforderungen an die Arbeitskräfte stellt als die Wirtschaft auf großen Gütern.

Sehr auffallend war der Unterschied zwischen den hier bunt durcheinander gewürfelten protestantischen und katholischen Dörfern. Die protestantischen machten einen viel wohlhabenderen und vor allem auch viel saubereren Eindruck.

Als die Herbstferien in Sicht kamen, forderte mein Freund Herbis mich auf, einen Teil meiner Ferien in seinem Elternhause zu verbringen. Sein Vater war Pfarrer in einem großen Dorf in der Nähe der Oste, und ich hatte ihn schon aus den Erzählungen des Sohnes lieb gewonnen. So sagte ich denn mit um so größerem Vergnügen zu, als ich schon seit lange den heißen Wunsch hegte, deutsches Landleben kennen zu lernen.

Der Vater meines Freundes war schon ein sehr alter Herr und war Artillerieoffizier gewesen, ehe er zur Theologie überging. Mit seinem weißen, von einem Käppchen gekrönten Haar war er der

verkörperte Pfarrer aus dem deutschen Idyll: das Mensch gewordene Wohlwollen und der väterliche Freund jedes, der ihm in die Nähe kam. Seine Familie war zahlreich und mit den verschiedenen Volksklassen in ganz anderer Weise verbunden, als ich es von meiner Heimat her kannte. Die eine Tochter war mit dem Rektor einer kleinen Schule, die andere mit einem Kaufmann im Dorfe verheiratet, und auch der gesellschaftliche Verkehr verband die Angehörigen der verschiedenen sozialen Schichten in einer mir bisher fremd gebliebenen Weise. Durch diese ganze Welt ging ein ausgesprochen demokratischer Zug, der es z. B. möglich machte, daß eine Frau, die die Besitzerin eines Kruges war, und ihre schöne Tochter sehr beliebte Mitglieder der Gesellschaft waren. Dieser demokratische Zug wurde dadurch noch sehr verstärkt, daß die ganze Landschaft im engsten Zusammenhange mit den Vereinigten Staaten stand. Jede Familie hatte „drüben", wie man kurzerhand sagte, nahe Verwandte, und sehr viele Männer hatten ihre Jugend dort verlebt. Es war allgemein üblich, daß man die Söhne nach der Konfirmation über das große Wasser zu den Verwandten schickte, von wo sie dann früher oder später als weltgewandte Leute mit mehr oder weniger großen Ersparnissen nach Hause zurückkehrten, falls sie es nicht vorzogen, ganz in Amerika zu bleiben. Gewisse Gewerbe, wie das der Bierbrauer und der Barkeeper, d. h. das der kleinen Schankwirte, sollten in New York fast ausschließlich in Händen von Hannoveranern sein. Zugleich mit mir weilten im Dorfe nicht weniger als fünf „Amerikaner", die die Ihrigen besuchten und von denen zwei schwer reiche Bierbrauer aus San Francisco waren. Wohl durch diese Beziehungen war übrigens eine Wertschätzung des Geldes in diese ländlichen Kreise gekommen, wie man ihr sonst nur in großen Handelsstädten begegnet. Fragte ich, wenn im Kreise der jungen Leute von einem jungen Mädchen die Rede war, ob es hübsch sei, so erhielt ich wohl die überraschende Antwort: „Nicht besonders. So um 20 000 Taler herum."

Das Pfarrhaus war groß, und seine Insassen lebten in behäbigen Verhältnissen. Hier wurde noch der richtige Zehnte in natura er=

hoben, die zehnte Getreidegarbe, das zehnte Huhn, die zehnte Gans usw. Der Pfarrer fuhr im Herbst mit einer Tochter über Land, und sie wählte unter der Dorfherde die ihr zusagenden Stücke aus. Reizend ländlich waren die Morgen. Man nahm den Kaffee im Garten, und es fand sich zu ihm das ganze Geflügel ein. Ich lernte hier die englische Sitte kennen, gleich am Morgen Fleisch zu genießen. Am ersten Tage war ich von ihr entzückt, am zweiten und dritten sprach sie mich schon weniger an, und am vierten hätte ich mein Beefsteak um keinen Preis der Welt herunterwürgen können.

Unter den Hausgenossen war der merkwürdigste der älteste Sohn des Hauses, der Amerikaner. Dieser war, da er durchaus Kaufmann werden wollte, als sechzehnjähriger Junge zu einem Verwandten in New-York geschickt worden, um in dessen Weißwarengeschäft den Handel zu erlernen. Er fand nach einem Jahr, daß ihm diese Branche nicht genug Aussichten bot, verließ den Onkel und suchte sein Glück auf eigene Hand. Er war dann alles mögliche gewesen, war heute wohlhabend, morgen wieder ganz mittellos geworden, ohne deshalb den Mut sinken zu lassen. Er hatte endlich eines Tages in den Zeitungen von den Monstrekonzerten gelesen, die damals in Berlin aufkamen und darin bestanden, daß eine Anzahl Musikkapellen gleichzeitig dasselbe Stück spielten. Er sagte sich, daß solche Konzerte dem Geschmack der Amerikaner entsprechen müßten, reiste nach Chicago und nahm, obgleich er nur noch fünf Dollar sein eigen nannte, im ersten Hotel der Stadt Wohnung. Er mietete dann den größten Saal, engagierte alle deutschen Musikkapellen und gab das erste Monstrekonzert in Amerika. Zu ihm luden etagenhohe Plakate ein, auf denen mitgeteilt wurde, das Mr. Herbis — der übrigens ganz unmusikalisch war — durch seine Konzerte schon die Kaiser von Österreich, Frankreich und Rußland und die Könige von Preußen, Dänemark usw. in das äußerste Entzücken versetzt habe. Am Abend war der Saal brechend voll, die Konzerte konnten mit gleichem Erfolg mehrfach wiederholt werden, und der Maestro verließ die Stadt mit 20000 Dollars in der Tasche.

Ob sich das nun alles ganz so verhielt, wie der Amerikaner

erzählte, stelle ich an seinen Ort — um mit unseren frommen Vorfahren zu reden —, Tatsache aber war, daß er 5000 Taler mitgebracht hatte, um sich seinen fünfmonatlichen Urlaub heiter zu gestalten. Er hatte sich für diese Zeit ein Pferd gekauft und gab das Geld mit vollen Händen aus. Der Amerikaner war ein hübscher Mann mit scharfen Schifferaugen, einer Adlernase, die gut zu seinem kühnen Gesichtsausdruck paßte und einer unverwüstlichen Lebenslust, die ihn zu einem sehr amüsanten Gesellschafter machte. Hielten auch seine geschäftlichen Anschauungen vor der Moral nicht immer ganz stand, so war er doch sonst durchaus „fair". Wir machten gemeinsame Ausflüge und verlebten lustige Tage. Es gab aber auch im Dorfe und seiner Umgebung Feste, die zum Teil sehr eigenartig waren.

In der Marsch lag auf einem kleinen Hügel ein Wirtshaus, das „Zum hohen Olymp" hieß. Hier wurde nun ein Fest gefeiert, zu dem sich sämtliche Großbauern der Umgegend mit ihren Frauen und Töchtern versammelt hatten. Eine aus Holstein herübergerufene österreichische Militärkapelle, die in Uniform erschienen war, gab zuerst ein Konzert und spielte dann zum Tanze auf, und es ging hoch her. Die Herren, die vielfach den Amerikanerbart zeigten, trugen die blanken Taler frei in der Hosentasche. Brachte nun der Kellner den bestellten Sekt, so fuhr der Besteller in die Tasche, entnahm ihr eine Faust voll Taler — und was für Fäuste waren das! — und ließ sie auf den Tisch rollen, ohne sie immerhin aus den Augen zu lassen. Die Damen hatten die kräftigen Arme mit Armbändern bedeckt, die in ihrer Schwere einigermaßen an die Urzeit erinnerten, und trugen auch sonst soviel Schmuck zur Schau, als sich irgend anbringen ließ. Man konnte sich beim Anblick dieser blonden Hünen ganz wohl in die Zeiten zurückversetzen, in denen die Stedinger ihre Freiheit gegen den Erzbischof von Bremen zu verteidigen suchten.

Im Dorf selbst fehlte es uns auch nicht an Gesellschaft, denn es weilten in ihm außer den einheimischen jungen Leuten und den Amerikanern auch noch drei hannoversche Offiziere, allerliebste, wohlerzogene Herren, die in der Umgebung topographische Aufnahmen machten. Sie alle und noch ein in der Nachbarschaft ansässiger Graf

fanden sich auf einem Ball zusammen, der in seiner Zusammensetzung einen sehr ungewöhnlichen Charakter trug. Der amerikanische Einschlag war hier das Entscheidende.

In Hannover selbst wurde man noch vielfach an englische Art erinnert. Die Gebildeten waren zurückhaltender, als man es sonst damals in Deutschland zu sein pflegte, und gaben auch mehr auf Toilette und gute Manieren. Man war sehr stolz darauf, ein Hannoveraner zu sein und fühlte sich als solcher sehr wohl. Man lächelte wohlwollend, wenn zur Sprache kam, daß der blinde König sein Leiden verheimlichte — ein Bildhauer erzählte mir, daß er ihm einmal Bilder zeigte, die, ohne daß er es wußte, umgehängt waren und sich vor einem in einer Begeisterung erging, die einem ganz anderen galt — aber man war ihm und seiner Familie trotzdem sehr ergeben. Niemand ahnte, welche Wandlungen unmittelbar bevorstanden. Hatte doch der König noch im Jahre vorher, wenn ich nicht irre, bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes in Göttingen, gesagt, daß das Welfenreich währen würde „bis an das Ende aller Dinge".

Das ganze Land machte einen sehr wohlhabenden Eindruck und wurde von einer intelligenten Beamtenschaft vorzüglich verwaltet. Es war kein Zufall, daß nach der Annexion so viele aus Hannover stammende Juristen in Preußen eine so große Rolle spielten. Es gab in Hannover etwas Ähnliches wie die „Literaten" meiner Heimat, d. h. einen Kreis von Familien, die sich traditionell durch eine Reihe von Generationen den akademischen Berufen oder dem Heeresdienst widmeten und, da sie nicht geadelt wurden, eine besondere soziale Schicht bildeten. Man nannte sie die „schönen Familien".

Eigentliches Landleben lernte ich ja nun bei den Herbis nicht kennen, dazu war das Dorf zu groß und zu belebt auch von nicht ländlichen Personen, wohl aber machte ich die Bekanntschaft eines höchst eigenartigen deutschen Gaues und seiner vom historischen Standpunkt aus ungemein interessanten Bevölkerung. Die Art der alten Sachsen lebt wohl nirgends mehr so lebendig fort wie im Lande „Wurst", im Lande „Hadeln" und im Dithmarschen, das ich freilich

leider nicht kennen gelernt habe. Da der Herr Pfarrer über eine auf die Landschaft bezügliche Bibliothek verfügte, konnte ich auch ihre Geschichte kennen lernen. Eine Anekdote ist mir aus einer Chronik im Gedächtnis geblieben. Der Erzbischof von Bremen schickte einmal einen Ritter zu Verhandlungen ins Land Wurst, der aus Süddeutschland stammte und schwarze Haare und schwarze Augen hatte. Das erschien diesen Friesen — solche waren die Bewohner des Landes Wurst — so ungeheuerlich, daß sie den Mann ohne weiteres totschlugen.

Da ich in diesen Ferien noch eine Rheinreise machen wollte, hieß es für mich, früher aus dem gastlichen Elternhause meines Freundes scheiden, als mir lieb war. Ich riß mich aber doch los und fuhr nach Köln.

Meine Reise, über der kein freundlicher Stern leuchtete, begann mit einem tragikomischen Abenteuer. Da ich schon ahnte, daß mein Besuch in Hannover voraussichtlich mit recht kostspieligen Ausflügen verbunden sein würde, und mir die Rheinreise unter allen Umständen sichern wollte, hatte ich Bergmann gebeten, mein für sie bestimmtes Geld in Verwahrung zu nehmen und mir erst zu schicken, wenn ich ihn darum bat. Das geschah in einem Brief, den ich am Tage vor meiner Abreise nach Köln an ihn abgehen ließ, und in dem ich als meine Adresse das Domhotel in Köln angab. So war ich denn nicht weiter besorgt, als ich in Köln mit nur 5 Talern in der Tasche ankam, ja, ich war noch so leichtsinnig, am ersten Abend zwei Flaschen Eau de Cologne, die ich den Bergmannschen Töchtern mitbringen wollte, für zwei Taler zu erwerben. Mein Geld mußte ja am folgenden Tage eintreffen.

Aber es kam nicht, auch am nächsten und übernächsten nicht. Ich schrieb noch einmal an Bergmann und telegraphierte schließlich mit dem letzten Rest meines augenblicklich ohnehin auf einen Taler eingeschmolzenen Vermögens, erhielt aber weder mein Geld noch eine Antwort.

Am vierten Tage brachte man mir die Rechnung. Ich teilte dem Wirt mit, daß ich seit Tagen eine Geldsendung erwarte und

bat ihn, es damit zu entschuldigen, daß ich zurzeit insolvent sei. Er erwiderte ganz freundlich, das habe nichts auf sich, fragte mich aber, ob ich eine Legitimation bei mir hätte. Als ich ihm nun meinen russischen Paß zeigte, wurde er stutzig, denn ich war in diesem nicht als Student bezeichnet, während ich mich als stud. theol. aus Erlangen in das Fremdenbuch geschrieben hatte. Der Wirt sagte zwar nichts, ich sah ihm aber an, daß er Verdacht schöpfte.

Nun widerstand es mir, seine Gastfreundschaft mehr, als unbedingt erforderlich war, in Anspruch zu nehmen. Ich beschränkte mich daher darauf, im Hotel zu schlafen, und verbrachte den Tag fern von ihm. Ich versetzte meine Uhr auf dem Leihamt, bekam aber, da sie von Silber war, nur eine sehr kleine Summe, und mein Geld kam und kam nicht, trotz immer neuer Telegramme.

Ich war in der wunderlichsten Lage. Ich hätte mir ja ohne weiteres bei Herbis oder einem der Herren, bei denen ich in Berlin verkehrt hatte, Geld borgen können, aber das widerstand mir, der ich immer in geordneten pekuniären Verhältnissen gelebt hatte, doch allzu sehr, und die Kommilitonen hatten die Ferien in alle Winde verstreut. Außerdem mußte mein Geld ja endlich eintreffen.

Aber es traf nicht ein, und ich verarmte immer mehr, so daß ich mich schließlich von Dreierbrötchen nährte und nicht über die Rheinbrücke gehen konnte, da das einen Dreier kostete.

Endlich, endlich trat der heißersehnte Postbote bei mir ein. Das Rätsel löste sich dahin, daß der alte Bergmann in Nürnberg auf dem Schützenfest war und die Seinigen, da sie ihn täglich zurückerwarteten, ihm nicht einmal meine Telegramme, geschweige denn meine Briefe nachschickten. Ich aber hatte darüber kennen gelernt, wie weh der wirkliche, leibhaftige Hunger tut. Freilich haben mir auch nie wieder ein Schnitzel à la Holstein und eine Flasche Rheinwein so gut geschmeckt wie die, die ich mir angedeihen ließ, während der Wirt sich in Entschuldigungen ob seines Mißtrauens erschöpfte und es mit den vielen Abenteurern begründete, die am Rhein ihr Wesen treiben sollten.

Ich hatte in den Tagen bitterer Not natürlich immer wieder

Trost gesucht und zum Teil gefunden in der Betrachtung des Domes, der damals zwar noch nicht fertig war und noch den für ihn so lange charakteristischen Riesenkran auf dem einen Turm zeigte, der aber doch auch den künstlerisch nicht Gebildeten in Entzücken versetzte. Ich kann mir nicht denken, daß es ein herrlicheres Bauwerk gibt. Ich bin in späteren Jahren oft im Kölner Dom gewesen, sehr oft, und ich kenne ihn gründlich, aber jeder neue Besuch hat mich nur in dieser Ansicht bestärkt. Es sind die Verhältnisse der einzelnen Teile zueinander, die hier diese unvergleichliche Harmonie des Ganzen hervorbringen. Nun er vollendet ist, tritt das auch schon im Äußern zutage, da er jetzt auch von allerlei Bauwerk befreit ist, das sich damals noch an ihn drängte.

So sehr ich nicht nur den Kölner, sondern auch die andern Dome, die ich nun in Bonn, Mainz und Straßburg kennen lernte, genoß — Mainz auch im Hinblick auf Kriemhild und Brunhild —, so bereitete mir diese erste Rheinreise doch eine große Enttäuschung. Das lag zum Teil an mir selbst, zum Teil an äußeren Umständen. Der Rhein ist soviel besungen, daß jeder Deutsche seinen Ufern mit den größten Erwartungen naht. Nun hatte ich ihn mir als einen Riesenstrom gedacht, etwa so breit wie die Unterelbe und wurde in dieser Beziehung sehr enttäuscht. Ich verband ferner mit dem Begriff „Burg" die Vorstellung von Festungen, wie sie die Ordensburgen in meiner Heimat gewesen waren. Infolgedessen imponierten die kleinen Burgen am Rhein keineswegs. Die Gesellschaft auf den Rheindampfern aber war erst recht nicht dazu angetan, in einem deutschen Jüngling die erwartete frohe Stimmung hervorzurufen, denn sie bestand damals zum weitaus größten Teil aus jener Sorte von Engländern, die in jener Zeit noch vielmehr der Schrecken ihrer Mitreisenden waren als heute: schlecht erzogenen Leuten, die sich für ihr Geld wohl allen Luxus, aber nicht die Gewohnheiten gebildeter Menschen anschaffen konnten. Die allmächtige Sitte verlangte damals, wohl noch als Nachklang von Byrons Child Harold, daß jeder Engländer rheinaufwärts gefahren war; so füllten sie denn die Rheinschiffe und rekelten sich, während sie im Murray lasen, auf

allen Stühlen. Es gab unter ihnen ganz unglaubliche Karikaturen. Ich erinnere mich, bei Gelegenheit eines Ausfluges, den ich von Berlin nach Dresden machte, in der dortigen Galerie eine englische Familie gesehen zu haben, die auf der Bühne eines Lustspieltheaters das äußerste Entzücken erregt haben würde. Der Familienvater, lang, dünn, mit roten Bartkoteletten, gekleidet in einen grau und weiß karrierten Anzug, auf dem Kopfe ein grauer Zylinder. Die Gattin und zwei Töchter, alle drei lang, dünn, blond, mit wasserblauen Augen in dem in der Länge gar kein Ende nehmenden Gesicht und in grau und weiß karrierten Kleidern. So gingen sie hinter ihrem Führer her von Bild zu Bild. Sobald der Führer mit der Erklärung fertig war, sagte der Herr: Yes, yes und alle drei Damen wiederholten: Yes, yes.

Die Gruppe bot ein unsagbar komisches Bild, es bildete sich bald um sie eine große Korona, die ihr von einem Saal in den anderen folgte, was der Familie aber ganz recht zu sein schien.

In der Pfalz besuchte ich meinen Freund Müller und kehrte dann über Straßburg, Karlsruhe, Stuttgart und München nach Erlangen zurück.

Das französische Straßburg, das man in Deutschland ganz aufgegeben hatte, und von dem niemand mehr hoffte, daß es noch einmal wieder deutsch werden würde, machte einen recht schmutzigen, unsympathischen Eindruck, und ich war froh, es nach Besichtigung des Domes wieder verlassen zu können. Nur die französischen Soldaten gefielen mir. Es gab unter ihnen auffallend viele ältere Leute, die mit ihren roten Käppis in ihren weiten roten Beinkleidern und in ihrer flotten, legeren Haltung einen ungemein kriegerischen Eindruck machten.

In München wohnte ich in einem Gasthof, der, glaube ich, der „Oberpollinger" hieß, und in dem es unglaublich billig war, aber auch schlichter herging, als man es in Norddeutschland gewohnt war. Ich kann nicht sagen, daß mir München gefiel. Der Gegensatz zwischen den Bauten, die Ludwig I. geschaffen hatte, und der nichts weniger als ästhetisch gerichtet wirkenden Bevölkerung drängte sich auch dem

flüchtigen Besucher unangenehm auf. So konnte ich nicht umhin, das viel gefeierte Hofbräuhaus einfach greulich zu finden. Um aber die Galerien und sonstigen Kunstschätze recht genießen zu können, fehlte es mir an der nötigen Vorbildung.

In Erlangen fand ich die Kommilitonen noch nicht vor und war zunächst am Mittagstisch der einzige Gast. Dann setzte sich wohl Fräulein Aline zu mir und erzählte mir von den Freuden und Leiden, die ihr, der filia hospitalis, das Leben gebracht hatte. Einmal zeigte sie mir ein recht umfangreiches Kästchen, in dem mit rosa, grünen oder blauen Bändchen zusammengeschnürt, die Briefe lagen, die die jungen Herren nach ihrer Abreise geschrieben hatten, bis — ja bis in ihrem Gesundheitszustand die traditionelle Umwandlung zum Bösen eingetreten war, die so einschneidende Folgen für die liebenden Herzen haben mußte.

Damals lebte in Erlangen ein Landsmann von mir, ein alter Herr, der einer bekannten kurländischen Literatenfamilie angehörte, ursprünglich Pastor in meiner Heimat, dann aber viele Jahre lang Pfarrer in Baden gewesen war, bis er infolge von Konflikten mit dem liberalen badischen Konsistorium sich vom Amt zurückgezogen hatte. Er war ein kluger, hochgebildeter Mann, aber, wie viele Kurländer, von nicht eben verträglicher Gemütsart. Er hatte eine sehr liebenswürdige, ungemein gütige und schlichte Frau, ebenfalls eine Kurländerin aus einer uns befreundeten Familie, und ich verkehrte gern in ihrem Hause. Dieser Herr forderte mich eines Tages auf, mit ihm Neudettelsau zu besuchen.

Der Begründer der berühmten Anstalten von Neudettelsau, der Pfarrer Löhe, hatte lange warten müssen, bis man dem Kandidaten das Pfarramt dieses kleinen Dörfchens anvertraute, wohl infolge abwehrenden Zusammenschlusses, der unter den normalen Menschen unwillkürlich erfolgt, wenn eine durchaus eigenartige, bedeutende Persönlichkeit in ihren Kreis tritt. Kaum aber war Löhe im Amt, so schuf sich auch die Herrennatur, die sich hier in den Dienst der christlichen Charitas stellte, aus dem Nichts einen weiten Wirkungskreis. Es entstanden in dem Dörfchen eine Diakonissenanstalt nebst

Krankenhaus und ihr angegliedertem großen Mädchenpensionat, eine Anstalt für Epileptische, ein Seminar zur Ausbildung von lutherischen Geistlichen für die deutschen Gemeinden in den Vereinigten Staaten. Alle diese Anstalten waren in Neudettelsau in stattlichen Gebäuden sehr gut untergebracht und wurden von dem starken Willen Löhes nach seinem Sinn geleitet.

Da mein Landsmann trotz seines Alters ein unermüdlicher Fußgänger war, pilgerten wir von Nürnberg aus zu Fuß über Kloster Heilsbronn, die Begräbnisstätte der fränkischen Hohenzollern, unserem Ziele zu.

Neudettelsau selbst hätte auch in der Mark Brandenburg liegen können, denn Sand und kärgliche Kiefern waren reichlich vorhanden und erinnerten unwillkürlich an sie. Es war übrigens ein ganz kleines Dorf mit nur wenigen Höfen.

Wir verbrachten dort mehrere Tage und lernten die Anstalten eingehend kennen. Manches in ihnen erinnerte mehr an katholische Bräuche, als ich es gewohnt war — so hing z. B. im Vorsaal der Diakonissenanstalt eine große Dornenkrone von der Decke herab —, als besonders charakteristisch aber fiel mir der Geist straffer Disziplin auf, der alles durchwehte. Man fühlte überall durch, daß hier ein leitender Geist jedem die Wege wies. Und zwar ein etwas herber Geist.

Der schwere Ernst, der auf den Anstalten lastete, machte auf mich einen ebenso großen Eindruck wie der Anblick der Leidenden, deren Pflege hier um Christi willen in hingebender Liebe getrieben wurde. Epileptische, mit dem Veitstanz behaftete Kinder fielen während des Gottesdienstes neben mir um und wurden schnell und still beiseite geschafft, während ich die Erinnerung an ihre Gesichter lange nicht loswerden konnte. Das alles bewirkte, daß ich mich seelisch wie zerschlagen fühlte, als ich den Rückweg nach Erlangen antrat. Da mein Reisegefährte noch länger in Neudettelsau verweilte, blieb ich allein und hatte Zeit, mich mit den empfangenen Eindrücken auseinander zu setzen.

Das, was ich gesehen hatte, diese rückhaltlose Hingabe aller

Beteiligten im Dienst der christlichen Nächstenliebe war im höchsten Grade bewunderungswürdig, war in der Tat die Nachfolge Christi. Und doch lehnte sich meine innerste Natur dagegen auf, Gott in dieser Weise zu dienen. Sie konnte ihre Eigenart nicht so ganz im Dienst einer idealen Idee aufgeben, sie wollte sich ausleben nach eigenem Recht.

Und indem ich von dieser Erkenntnis ausging, durchdachte ich, einsam fürbaß schreitend, noch einmal die Frage, ob ich mich denn überhaupt zum Geistlichen eignete und verneinte sie nun definitiv. Daraus entstand dann endlich der Entschluß, mich einem anderen Berufe zuzuwenden und Lehrer zu werden. Vorher aber sollte das theologische Studium noch regelrecht absolviert werden.

Ich hatte mich während meiner Studienjahre so entschlossen auf die Fachstudien beschränkt — das einzige nicht-theologische Kolleg, das ich in Erlangen hörte, galt der Divina Komödia von Dante —, daß sich wohl deshalb in dieser Zeit keinerlei Trieb zu dichterischer Produktion in mir regte. Ich hatte Müller von dem Verlangen, das mich in meiner ersten Jugend beherrscht hatte, erzählt, und er war ebenso verwundert wie ich, daß so ausgesprochene Neigungen einfach aufhören konnten, aber die Tatsache schien unumstößlich vorzuliegen.

Im Spätherbst des Jahres sah es in der politischen Welt schon sehr bedrohlich aus. Im Gasteiner Vertrag war festgesetzt worden, daß die Preußen in Schleswig, die Österreicher in Holstein die Herren sein sollten, aber das konnte doch nur ein Provisorum sein, und eine Einigung Preußens mit dem Herzog von Augustenburg kam sichtlich nicht zustande. Zum großen Schmerz unserer Kommilitonen aus Schleswig-Holstein, die wie die meisten ihrer Landsleute schon mit loyaler Treue an dem Herzog hingen. Der böse Bismarck ging offenbar darauf aus, diesen beiseite zu schieben und das Land einfach zu einer preußischen Provinz zu machen.

Man fühlte, daß die Stunde der entscheidenden Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich immer näher kam und bangte vor ihr, denn die preußische Regierung galt ja für den Hort der

16*

Reaktion. Wer konnte da wünschen, daß das Schicksal Deutschlands ganz in ihre Hände gelegt wurde.

Für mich persönlich hatte die gespannte politische Lage noch eine besonders schmerzliche Seite, indem der Kurs des russischen Geldes von Tag zu Tag fiel.

Der Weihnachtsabend nahm einen unerwarteten Verlauf. Es war auf dem Wels Sitte, daß wir Studenten der Familie Bergmann ein Silbergeschenk machten und sie sich durch einen Freipunsch revanchierte. Für die Dämmerstunde hatte ich ein paar Freunde und den alten Bergmann zu einer Flasche seines vielseitigen Ungarweins — natürlich von der billigsten Sorte — auf mein Zimmer gebeten. Als Bergmann herein kam, rieb er sich vergnügt die Hände und sagte: „Weißt du, Herr Pantenius, heute habe ich für meine Apostel ein ganz besonderes Geschenk. Du sollst einmal sehen, was die für Augen machen werden!"

Mir ahnte nichts Gutes, der Alte ließ sich aber sein Geheimnis nicht entlocken.

Als nun am Abend der Weihnachtsbaum brannte und wir, nachdem unser Geschenk programmäßig übergeben war, beim Punsch saßen, erhob sich Bergmann und sagte, zu seiner Frau gewandt: „Ich habe für dich auch noch ein Geschenk. Der Sattler Soundso ist durchgebrannt, und ich habe mich für ihn mit 3000 Gulden verbürgt!"

Die Festfreude der „Apostel" war durch diese Mitteilung natürlich vollständig zerstört und die unsrige doch auch sehr getrübt, der alte Sünder aber erklärte, als ich ihm später unter vier Augen Vorstellungen machte, er hätte nicht anders gekonnt. Die Apostel hätten ihn, indem sie sich ihm gegenüber immer als die feinen Leute aufspielten, seit lange so sehr gekränkt, daß er ihnen diesen „Tort" hätte antun müssen.

Da die Familie wohlhabend genug war, um den Verlust zu verschmerzen, verlief der Silvesterabend übrigens wieder ganz heiter.

Mir war doch oft sehr betrübt zumute, wenn im fortschreitenden Vorfrühling das Geläut der Kirchenglocken, das ich so liebte, zu mir in meine Einsamkeit heraufklang. Mußte ich doch annehmen, daß

ich wieder viel Fleiß und Arbeit an falscher Stelle verwandt hatte, und wußte ich doch, daß mein Entschluß viele Hoffnungen mir lieber Menschen zerstörte. Aber ich wußte allerdings auch, daß er gefaßt werden mußte.

Das waren die großen Schmerzen. Ein kleiner, aber doch auch sehr intensiver war die Aussicht, mich von meinem Pudel trennen zu müssen. Die Zukunft lag zu ungewiß vor mir, als daß ich ihn mit in die Heimat hätte nehmen können, so sehr mein Herz auch an ihm hing, denn er war mir treu ergeben, und ich hatte seine von den Vorfahren ererbte Anlage zu Kunststücken jeder Art durch eine planvolle Dressur so entwickelt, daß er von jedermann bewundert wurde. Glücklicherweise hatte er es dem alten Pfarrer Herbis angetan, der eine hochgradige Freude daran empfand, wenn Piefke auf die Bemerkung: „Der Herr ist unhöflich" durch einen mit erstaunlichem Geschick von der Rückseite her ausgeführten Sprung dem also getadelten Fremdling den Hut oder die Mütze vom Kopf nahm. Er wünschte, den Hund zu erhalten, und mein vierbeiniger Freund ist denn auch erst nach einer langen Reihe von Jahren, die er in den glücklichsten Verhältnissen in der Familie Herbis verbrachte, an Altersschwäche verschieden.

Zu Ostern hieß es dann Abschied nehmen von den in Erlangen gewonnenen Freunden, vom Wels und dem alten Bergmann, von all den Zielen schöner Spaziergänge, von der ganzen Universitätszeit selbst.

Herbis, der nach Göttingen übersiedelte, begleitete mich bis Lichtenfels. Dort stieg er mit dem sich verzweifelt wehrenden Piefke — ich konnte den klagenden Blick, mit dem er mich im Scheiden ansah, lange nicht vergessen — in einen anderen Zug, ich aber setzte meine Reise nach Berlin und in die ferne Heimat fort.

Ziehe ich jetzt rückblickend die Bilanz meiner Universitätsjahre, so kann ich mir sagen, daß sie sich für mein späteres Leben als doch sehr wertvoll erwiesen. Ich hatte gelernt, sorgfältig und treu wissenschaftlich zu arbeiten, und es ist mir auch als Redakteur des Daheim sehr zustatten gekommen, daß ich gerade Theologie studiert hatte.

Noch wichtiger war aber, daß ich schon in der Jugend das Land kennen und lieben gelernt hatte, dem die Arbeit meiner Mannesjahre gelten sollte, denn der Balte, der erst im späteren Leben nach Deutschland gelangt, wird in ihm nach meiner Beobachtung nur schwer ganz heimisch. Die Kolonie, aus der er kommt, hat im Laufe der Jahrhunderte eine so andere Geschichte gehabt als das Mutterland, daß dieses ihn, so vertraut er auch vieles in ihm findet, doch auch wieder fremdartig anmutet. In die Enge und den Zwang des dicht bevölkerten Kulturlandes findet sich nur schwer, wer als Angehöriger der herrschenden Klassen in der Breite und Freiheit halbzivilisierter Verhältnisse in einem Lande mit einer nur dünnen Bevölkerung erwuchs.

Anderseits habe ich es als Erzähler wieder mitunter schmerzlich empfunden, daß ich nicht wie fast alle meine akademisch gebildeten Landsleute in Dorpat studiert und das sehr eigenartige, aber ganz aus deutscher Art entstandene Studentenleben auf dieser Universität von innen heraus kennen gelernt hatte.

5.-

6.11.07